

DANIEL VON WACHTER

---

DINGE UND EIGENSCHAFTEN

Philosophische Brocken  
Band 5 — 2000

DANIEL VON WACHTER

DINGE UND  
EIGENSCHAFTEN

Versuch zur Ontologie



J.H. Röll

Die Deutsche Bibliothek — CIP-Einheitsaufnahme

**Wachter, Daniel von:**

Dinge und Eigenschaften. Versuch zur Ontologie / Daniel von Wachter.

– Dettelbach : Röhl, 2000

ISBN 3-89754-168-8

© 2000 Verlag J.H. Röhl, Dettelbach

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigungen aller Art, auch auszugsweise,  
bedürfen der Zustimmung des Verlages.

Gedruckt auf chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier.

Gesamtherstellung: Verlag J.H. Röhl

Printed in Germany

ISBN 3-89754-168-8

## Danksagungen

Diesem Buch liegt meine Hamburger Dissertation aus dem Jahre 1997 zugrunde. Mein Dank gilt zuerst meinem Doktorvater, Herrn Professor Dr. Wolfgang Künne, für die Betreuung meiner Arbeit. Für Kritik, Anregungen und philosophische Auseinandersetzungen danke ich besonders Armin Berger, Christian Beyer, Rafael Hüntelmann, Joseph Jedwab, Paul Jump, Gregory Willmott und Wayne Wu. Der Universität Hamburg danke ich für ein Doktorandenstipendium. Mehr als allen verdanke ich meinen Eltern. Ihnen sei dieses Buch gewidmet.

*Oxford, im Januar 2000*

*D. v. W.*

*Meinen Eltern*

# INHALT

Einleitung .....	9
1. Darstellung von David Armstrongs Theorie der Universalien.....	15
1.1. Das Universalienproblem.....	15
1.2. Übersicht über die verschiedenen Positionen .....	19
1.3. Armstrongs Kritik des extremen Nominalismus.....	25
1.4. Armstrongs Kritik der nominalistischen Momententheorie .....	35
1.5. Armstrongs Theorie der Universalien: Immanenter Realismus .....	43
1.6. Zusammenfassung von Armstrongs Ontologie .....	64
2. Darstellung von Roman Ingardens Ontologie.....	65
2.1. Existenziale Abhängigkeit .....	68
2.2. Form und Materie.....	82
2.3. Überblick über Ingardens Ontologie.....	86
2.4. Die konstitutive Natur eines Gegenstandes (die Substanz).....	87
2.5. Eigenschaften .....	94
2.6. Ideen und ideale Qualitäten (Universalien).....	104
2.7. Das Wesen und die diachrone Identität eines Gegenstandes.....	119
2.8. Gegenstände und Ganze .....	129
2.9. Zusammenfassung von Ingardens Ontologie.....	143
3. Schwierigkeiten für den Universalienrealismus.....	145
3.1. Ein Universalienrealist braucht Substrate.....	145
3.2. Substanzen als Substrate.....	146
3.3. Raum-Zeit-Positionen als Substrate.....	166
3.4. Momente als Exemplare von Universalien .....	176
3.5. Schwierigkeiten mit strukturellen Universalien.....	178
3.6. Schwierigkeiten mit kontinuierlicher Veränderung.....	186
4. Alles ist individuell — Eine Welt aus Feldern.....	191
4.1. Eine Vorbemerkung: Regionale Ontologie.....	191
4.2. Grundriß.....	192

## Inhalt

4.3. Momente als unselbständige Entitäten .....	193
4.4. Ähnlichkeit .....	197
4.5. Die Grenzen von Momenten .....	201
4.6. Felder .....	207
4.7. Wie man Momente zählen kann .....	224
4.8. Essentialismus, Zerstörung und diachrone Identität .....	227
Schluss .....	243
Literatur .....	245
Register .....	251

## EINLEITUNG

Was gibt es zu Dingen und Eigenschaften zu sagen, außer, daß es so ist, daß Dinge Eigenschaften haben? Wer meint, daß es da noch mehr zu sagen und zu klären gibt, und sich anschickt, die aufkommenden Fragen zu beantworten, begibt sich damit auf das Feld der Ontologie, der *Metaphysica generalis*.<sup>1</sup> Eine Frage beispielsweise, die aufgeworfen wird, wenn man über Dinge und Eigenschaften nachdenkt, ist die, wie es sein kann, daß *zwei* Dinge *dieselbe* Eigenschaft haben. Was soll man darauf antworten? Man könnte geneigt sein, ein Beispiel heranzuziehen und zu sagen: „Ein Hund und eine Katze, die gleich viel auf die Waage bringen, sagen wir drei Kilogramm, haben dieselbe Masse; so können zwei Dinge dieselbe Eigenschaft haben.“ Ein Ontologe ist mit dieser Antwort nicht zufrieden, weil er eine allgemeinere Antwort sucht. Er sucht eine Antwort auf die Frage, woran es ganz grundsätzlich liegt, daß zwei Dinge dieselbe Eigenschaft haben können, und was überhaupt ganz allgemein ein Ding ist und was eine Eigenschaft ist und wie Dinge und Eigenschaften zusammenhängen. Eine Antwort, die diesen Erwartung eines Ontologen entspricht, könnte wie folgt lauten: „Nun, daß zwei Dinge dieselbe Eigenschaft haben können, liegt daran, daß Dinge und Eigenschaften zwei gänzlich verschiedene Arten von Sachen sind. Ein Ding kommt immer nur genau an einer Stelle vor; da ist es widersinnig zu sagen, dasselbe Ding käme zugleich an zwei Stellen vor. Eigenschaften hingegen sind solche Sachen, die an mehreren Dingen zugleich vorkommen können, so daß zwei Dinge im strengen Sinne dieselbe Eigenschaft haben können.“ Mit dieser Antwort wurde die Frage beantwortet, indem die Existenz von bestimmten Sachen, zwischen denen bestimmte Zusammenhänge bestehen, behauptet wurde. Diese Antwort hat die für Antworten auf ontolo-

---

<sup>1</sup> Der traditionellen Einteilung — von Johann Micraelius (1579-1658) und Christian Wolff (1659-1754) — zufolge hat die Metaphysik, die Erste Philosophie, zwei Teile, deren erster die *Metaphysica generalis*, die Ontologie, ist, und deren zweiter die *Metaphysica specialis* ist, zu welcher die *Theologia rationalis* (Philosophische Theologie), die *Cosmologia rationalis* (Philosophische Kosmologie) und die *Psychologia rationalis* (Philosophische Psychologie) gerechnet werden. Häufig wurde und wird freilich zwischen „Metaphysik“ und „Ontologie“ gar nicht unterschieden, die beiden Bezeichnungen werden dann austauschbar verwandt.

gische Fragen typische Form. Ziel in der Ontologie ist es herauszufinden, was die grundlegenden Bestandteile der Welt oder eines Bereiches der Welt sind und in was für Zusammenhängen diese Bestandteile stehen. Ziel ist es, ontische Strukturen der Welt zu entdecken. So eine Beschreibung von etwas, die sagt, was für grundlegende Bestandteile vorliegen und wie diese zusammenhängen, kann man *ontologische Analyse*, — „ontological assay“ (Campbell 1990, 1) — nennen. Sagt man, die grundlegenden Bestandteile der Welt seien  $\alpha$ s und  $\beta$ s, so werden  $\alpha$  und  $\beta$  auch *Kategorien* genannt; Kategorien sind allgemeinste Arten von Sachen. Eine Antwort auf eine Frage wie die, woran es liegt, daß zwei Dinge dieselbe Eigenschaft haben können, kann man auch eine ontologische *Erklärung* nennen,<sup>2</sup> wobei zu betonen ist, daß dieser Erklärungsbegriff natürlich von dem Begriff einer kausalen Erklärung, wie man sie etwa für eine Sonnenfinsternis geben kann, zu unterscheiden ist. In der Ontologie werden höchstens insofern „Erklärungen“ gegeben, als zugrundeliegende Strukturen aufgedeckt werden, es werden aber keine Ursachen von etwas erforscht. Das zu Erklärende ist in unserem Beispiel das Phänomen, daß mehrere Dinge dieselbe Eigenschaft haben können; die Erklärung besteht in der Annahme von Entitäten bestimmter Art, die in bestimmten Zusammenhängen stehen. Eine Theorie, die behauptet, die grundlegenden Bestandteile der Welt seien diese und jene, und diese Bestandteile hingen soundso zusammen, ist eine Ontologie.

Das Adjektiv „ontologisch“ verwende ich im Sinne von „die Ontologie betreffend“, d.h. Fragen und Antworten der eben skizzierten Art betreffend. Das Adjektiv „ontisch“ verwende ich im Sinne von „das Sein betreffend“ oder „das, was bewußtseinsunabhängig vorliegt, betreffend“.

Thema dieser Arbeit ist die Frage, was die grundlegenden Bestandteile der Welt, insbesondere der materiellen Welt sind, und Ziel ist es zu beschreiben, was dort vorliegt, wo Dinge und Eigenschaften vorliegen. Die Ausdrücke „Ding“ und „Eigenschaft“ verwende ich so, daß etwas, was ein Ding ist, nie eine Eigenschaft ist, und etwas, was eine Eigenschaft ist, nie ein Ding ist. Den Ausdruck „Entität“ hingegen verwende ich im weitesten Sinne, d.h. so, daß sowohl Dinge als auch Eigenschaften Entitäten sind. In diesem Sinne habe ich gerade auch den Ausdruck „Sache“ verwendet. Eine Entität ist ein Seiendes im weite-

---

<sup>2</sup> Vgl. z.B. Armstrong 1989, 19f: „In general, that theory that explains the phenomena by means of the least number of entities and principles (in particular, by the least number of *sorts* of entities and principles) is to be preferred.“ Denkel 1996, 15: „[...] I believe ontology must look upon developing explanations of various aspects of the manifest world as its primary task [...]“. Vgl. auch Oliver 1996, 5-7.

sten Sinne. Den Ausdruck „Gegenstand“ werde ich in der Regel auch in diesem weiten Sinne verwenden. Wenn es allerdings darauf ankommt, daß auch Eigenschaften gemeint sind, werde ich lieber den Ausdruck „Entität“ oder — Edmund Husserl und Roman Ingarden folgend — den Ausdruck „Gegenständigkeit“ verwenden, da man gemeinhin nicht geneigt ist, eine Eigenschaft, z.B. die Röte einer Rose, als einen Gegenstand zu bezeichnen. Auch Roman Ingarden beispielsweise verwendet den Ausdruck „Gegenstand“ oft in diesem engeren Sinne, so daß eine Eigenschaft kein Gegenstand ist.

Zweierlei möchte ich im noch Vorfeld meiner Arbeit zur Sprache bringen: das eine betrifft die Frage, auf welche Weise wir in der Ontologie zu Ergebnissen kommen, d.h. wie wir *erkennen*, das andere betrifft die Frage, als wie gesichert unsere Ergebnisse zu gelten haben, wie *gewiß* wir uns ihrer also sein können. Ich kann meine Auffassung hier deutlich werden lassen, indem ich sie der Auffassung Immanuel Kants gegenüberstelle, der jeweils das Gegenteil meiner Auffassung vertrat. In seinen *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können* (1783) schrieb er:

[I]m Fall, daß die Ausforderung [der Metaphysik] angenommen wird, [muß ich mir etwas] verbitten: [...] das Spielwerk von *Wahrscheinlichkeit* und *Mutmaßung*, welches der Metaphysik ebenso schlecht ansteht, als der Geometrie [...]. [S]o kann wohl nichts Ungereimteres gefunden werden, als in einer Metaphysik, einer Philosophie aus reiner Vernunft, seine Urteile auf *Wahrscheinlichkeit* und *Mutmaßung* gründen zu wollen. Alles, was a priori erkannt werden soll, wird eben dadurch vor apodiktisch gewiß ausgegeben, und muß also auch so bewiesen werden. (*Prolegomena*, 195f)

Apriorische Erkenntnis läßt sich in etwa wie folgt definieren: Jemand erkennt etwas a priori, wenn er bei der Urteilsbildung keine Daten der fünf Sinne (d.h. keine sensorischen Daten) heranzieht. Daß zwei parallele Linien sich — der gewöhnlichen Anschauung nach — in keinem Punkt schneiden, erkennt man a priori. Ebenso erkennt man a priori, daß Schuld Freiheit voraussetzt, d.h. daß, wer nicht frei ist, sich auch nicht schuldig machen kann. Wahrscheinlich erkennt man auch Gut und Böse und auch eigene Schuld a priori. — Erkennt man a priori, was die grundlegenden Bestandteile der Welt sind? Kann man Antworten auf ontologische Fragen durch apriorische Erkenntnis finden? Sind sie gar vielleicht *ausschließlich* durch apriorische Erkenntnis zu finden? Wir können die Frage offenlassen, ob man ontische Strukturen der Welt a priori erkennen kann — ich möchte es aber keinesfalls voraussetzen, daß man sie a priori erkennen kann, geschweige denn, daß man sie ausschließlich a priori erkennen kann. Jede Erkenntnisweise und jede Erkenntnisquelle soll uns recht sein. Zumindest

*prima facie* ist nicht zu erwarten, daß uns die Sinne nichts über die ontischen Strukturen der Welt lehren könnten. Und natürlich soll eine Ontologie mit unseren Erfahrungen mit den Dingen in Einklang stehen und durch sie bestätigt werden. Ich möchte also alle mir zur Verfügung stehenden Daten in der Ontologie in Anschlag bringen und halte es damit in dieser Frage mit Donald Williams, wenn er sich wie folgt äußert:

Metaphysics is the thoroughly empirical science. Every item of experience must be evidence for or against any hypothesis of speculative cosmology, and every experienced object must be an exemplar and test case for the categories of analytic ontology. (Williams 1953, 3; ähnlich äußern sich auch Armstrong 1978b, 8 und Tegtmeyer 1992, 13)

Was ist von Kants unbedingter Forderung nach apodiktischer Gewißheit zu halten? Ist zu erwarten, daß wir in der Ontologie so etwas wie apodiktische Gewißheit erlangen? Abgesehen davon, daß ich den Begriff der apodiktischen Gewißheit für leer und den Begriff der apodiktisch gewissen Erkenntnis für widersinnig halte, weil ein Gegenstand der Erkenntnis immer unabhängig vom erkennenden Subjekt ist und es damit in einem strengen Sinne immer möglich ist, daß der Gegenstand der Erkenntnis anders ist, als das Subjekt es glaubt,<sup>3</sup> ist nicht einzusehen, wieso wir gerade bei der Erkenntnis der ontischen Strukturen der Welt so große Gewißheit erlangen sollten. Ich werde mich in dieser Arbeit um möglichst gute Begründung und damit möglichst große Gewißheit bemühen, aber es gibt kein bestimmtes Maß an Gewißheit, das zu erreichen von einer Ontologie unbedingt zu fordern wäre. Wer apodiktische Gewißheit fordert, wird bald feststellen, daß er diese zumindest in der Metaphysik und der Ontologie nicht erreicht. Wer von seiner Forderung nicht abrückt, wird wahrscheinlich bald zu dem Schluß kommen, daß Metaphysik „nicht möglich“ sei. Ich jedoch glaube, daß es nicht die Metaphysik, sondern die apodiktische Gewißheit ist, die nicht möglich ist. Es ist zu vermuten, daß die Forderung nach apodiktischer Gewißheit einer der Gründe ist, weshalb viele Philosophen in der Vergangenheit die Metaphysik vernachlässigt haben. Die Philosophen, die heute Metaphysik und Ontologie betreiben, sind sich meist einig darin, daß keine apodiktische Gewißheit zu erwarten ist.<sup>4</sup>

Man wird wohl ohne Übertreibung sagen können, daß der australische Philosoph David Armstrong (geboren 1926) der Philosoph ist, der die gegenwärtigen

---

<sup>3</sup> Diese Auffassung, daß bei jeder Erkenntnis Irrtum möglich ist, verteidige ich in meinem 1994 und 1995.

<sup>4</sup> Vgl. z.B. Armstrong 1989b, 135; Armstrong 1997, viii; Lowe 1995a.

ge Forschung in der Ontologie am meisten vorangetrieben hat. Vor allem ihm ist es zu verdanken, daß in der gegenwärtigen Diskussion die verschiedenen Positionen klar formuliert sind und ihre Vor- und Nachteile deutlich werden. Sein erstes Buch über Universalien erschien 1978 (*Universals and Scientific Realism*, Band 1: *Nominalism and Realism*, Band 2: *A Theory of Universals*), als der Ontologie in der philosophischen Welt weit weniger Aufmerksamkeit zuteil wurde als heute. In seinem Buch von 1989 *Universals: An Opinionated Introduction* vertritt er dieselbe Theorie der Universalien wie schon 1978, macht dabei aber deutlicher als 1978 auf die Stärken einer anderen Theorie, der nominalistischen Momententheorie, aufmerksam. Seine Theorie der Universalien baut er in seinem jüngsten Buch 1997 *A World of States of Affairs* zu einer umfassenden Metaphysik aus.

Im ersten Kapitel dieses Buches werde ich Armstrongs Theorie der Universalien vorstellen und dabei in das Thema einführen. Armstrong vertritt die Auffassung, daß es Universalien gibt — d.h. er vertritt einen Universalienrealismus —, und zwar Universalien, die den Dingen immanent sind, die *in rebus* sind. Seine Position nennt er daher Immanenten Realismus. Als Substrate, d.h. als das, was Universalien instantiiert, fungieren in Armstrongs Theorie Raum-Zeit-Positionen. (Der Leser, der mit Armstrongs Ontologie vertraut ist, kann dieses Kapitel natürlich ohne große Verluste überspringen.)

Im zweiten Kapitel werde ich die Ontologie des polnischen Philosophen Roman Ingarden (1893-1970) vorstellen, ein Schüler Edmund Husserls. Seine Ontologie hat er in seinem vierbändigen<sup>5</sup>, 1500 Seiten umfassenden, 1947 auf polnisch und 1965 auf deutsch erschienenem Hauptwerk *Der Streit um die Existenz der Welt* entwickelt, das nie viel Beachtung erfahren hat, was seinen Grund wohl vor allem darin hat, daß zur Zeit der Veröffentlichung des Buches auf deutsch in Deutschland wenig Interesse an Ontologie herrschte. In Ingardens Ontologie fungieren nicht wie bei Armstrong Raum-Zeit-Positionen als Substrate, sondern Ingarden nimmt an, daß Eigenschaften von Substanzen getragen werden, von Dingen wie diesem Stein oder jenem Apfel. Auch Universalien nimmt Ingarden an, aber nicht wie Armstrong immanente Universalien, sondern Universalien, die den Dingen gegenüber transzendent und unzeitlich sind.

---

<sup>5</sup> Die Untertitel der vier Bände, auf die ich im folgenden auch mit „Streit I“, „Streit II/1“, „Streit II/2“ bzw. „Streit III“ Bezug nehmen werde, lauten wie folgt. Band I: *Existentialontologie*; Band II/1: *Formalontologie: Form und Wesen*; Band II/2: *Welt und Bewußtsein*; Band III: *Über die kausale Struktur der Welt*.

Im dritten Kapitel werde ich auf Schwierigkeiten hinweisen, denen der Universalienrealismus ausgesetzt ist. Besonders werde ich auf die Schwierigkeiten eingehen, die der Universalienrealismus damit hat, Substrate zu finden, die seine Universalien instantiieren. Dabei werde ich mich gesondert mit der Ingardenschen Version des Universalienrealismus (Kap. 3.2.) und mit der Armstrongschen Version des Universalienrealismus (Kap. 3.3.) befassen. Schließlich werde ich noch zwei Schwierigkeiten aufzeigen, die der Universalienrealismus in jeder Version hat: die Schwierigkeit, strukturelle Eigenschaften, wie z.B.  $\text{CH}_4$ -Sein (Methansein), zu konzipieren (Kap. 3.5.), und die Schwierigkeit, kontinuierliche Veränderung zuzulassen (Kap. 3.6.).

Im vierten Kapitel werde ich nach einer Alternative zum Universalienrealismus suchen und die Grundzüge einer Ontologie entwickeln, die ich „Feldontologie“ nenne.

# 1. DARSTELLUNG VON DAVID ARMSTRONGS THEORIE DER UNIVERSALIEN

## 1.1. Das Universalienproblem

Zwei Steine, die beide exakt ein Kilogramm wiegen, haben etwas gemeinsam, oder nicht? Sie scheinen die Eigenschaft, ein Kilogramm zu wiegen, gemeinsam zu haben. Zwei verschiedene Menschen, etwa Platon und Aristoteles, haben gemeinsam, Mensch zu sein, oder nicht? Sie sind von derselben Art, sie sind zwei Exemplare desselben Typs.

Wie ist das, was zwei Dinge, die eine Eigenschaft gemeinsam haben, näher zu beschreiben? Gibt es eine Sache, die in den beiden gleich schweren Steinen vorkommt und an der es liegt, daß die beiden Steine je ein Kilogramm wiegen? Kann *eine* Sache in *zwei* Sachen vorkommen? Das ist die Kernfrage des sog. Universalienproblems.

David Armstrong gibt als Kennzeichen für **Universalien**, auch „Typen“ genannt, die *Wiederholbarkeit* an beliebig vielen Stellen an („universals are repeatables“). (Armstrong 1989a, 10) Universalien sind Sachen, die *instantiiert* (auch: „exemplifiziert“) werden können; sie können von beliebig vielen Dingen instantiiert werden.<sup>6</sup> **Individuen** (auch „Einzeldinge“ genannt; bei Armstrong: „particulars“) hingegen sind nicht wiederholbar; sie werden nicht instantiiert. Beispiele für Universalien sind, so man annimmt, es gebe welche, *Eigenschaften*

---

<sup>6</sup> Erwin Tegtmeier (1992, 104) wendet ein, nicht nur ein Universale könne mehreren Individuen gemeinsam sein, sondern auch ein Individuum könne mehreren Universalien gemeinsam sein. Schließlich hätten Dinge mehrere Eigenschaften und seien mithin mehreren Eigenschaften gemeinsam. Trotzdem seien Individuen und Universalien unterscheidbar. Tegtmeier meint, wir nehmen unmittelbar wahr, welche kategoriale Form ein Gegenstand aufweist, d.h. ob er ein Individuum oder ein Universale ist. Tegtmeier hat insofern recht, als sowohl ein Individuum mit mehreren Universalien verbunden sein kann als auch ein Universale mit mehreren Individuen verbunden sein kann. Daß es sich hier um verschiedene Arten der Verbindung handelt, ist uns unmittelbar klar. Im ersten Falle sprechen wir davon, daß ein Ding mehrere Eigenschaften *hat*, im zweiten Falle davon, daß eine Eigenschaften von mehreren Dingen *getragen* (gehabt, instantiiert) *wird*. Damit, daß eine Entität wiederholbar ist, ist gemeint, daß sie von mehreren Dingen getragen werden kann.

wie Ein-Kilogramm-schwer-Sein oder 20°C-Sein und *Beziehungen* (Relationen) wie Ein-Meter-entfernt-Sein-von; Beispiele für Individuen sind Dinge wie der Eiffelturm, ein bestimmter Apfel oder ein bestimmtes Elektron.

Die Auffassung, daß es Universalien gibt, heißt **Realismus** (Universalienrealismus). Gemäß dem Realismus hat ein Ding eine Eigenschaft, indem es das betreffende Universale instantiiert. Realisten wie Armstrong meinen, zwei Dinge, welche eine Eigenschaft gemeinsam haben, seien in dieser Hinsicht identisch, sie seien teilweise identisch („partially identical“); es gebe also eine Sache, das betreffende Universale, das Bestandteil beider Dinge ist.<sup>7</sup> Zum Beispiel hat ein Stein die Eigenschaft, ein Kilogramm schwer zu sein, indem er das Universale Ein-Kilogramm-schwer-Sein instantiiert. Ein zweiter Stein kann dieselbe Eigenschaft haben, indem er dasselbe Universale, Ein-Kilogramm-schwer-Sein, instantiiert. Zwei Steine können in der Beziehung stehen, einen Meter voneinander entfernt zu sein, indem sie zusammen das Universale Ein-Meter-voneinander-entfernt-Sein instantiiieren.

**Nominalisten** hingegen glauben, daß es keine Universalien gebe, und daß alles, was es gibt, individuell sei. Es gebe nicht wirklich jene kategoriale Zweiteilung alles Seienden in Individuelles und Universales. Daß zwei Dinge „eine Eigenschaft gemeinsam haben“, heiße nicht, daß diese Dinge ein Universale als gemeinsamen Bestandteil haben, d.h. daß sie partiell identisch sind. Unsere Rede davon, daß mehrere Dinge eine Eigenschaft gemeinsam haben, sei anders zu deuten.

Perhaps we will want to say that the two tokens have something that is strictly identical. But perhaps the identity involved is a loose and popular one. Perhaps the two tokens are said to be the same because, although strictly nonidentical, strictly different, nevertheless they are different parts of some wider unity that includes them both. Perhaps for instance, they are both different members of the one class, or are both different parts of the same resemblance structure, or that both, although different, fall under the same predicate or concept. In that case, to apply the word ‚same‘ to them both would be to attribute identity to them in a loose and popular sense only. (Armstrong 1989a, 5)

Nominalisten behaupten, daß die Gemeinsamkeit zwischen zwei Dingen, die „eine Eigenschaft gemeinsam haben“, in etwas anderem besteht als in dem Instantiiieren desselben Universale und damit dem Gemeinsamhaben eines Bestandteils. Zum Beispiel werden die Auffassungen vertreten, daß das Gemein-

---

<sup>7</sup> Ich werde unten erläutern, daß es auch eine andere Auffassung von Universalien gibt, der gemäß Universalien nicht Bestandteile von Dingen sind, d.h. den Dingen „immanent“ sind, sondern den Dingen gegenüber transzendent sind.

samhaben einer Eigenschaft zweier Dinge nur darin besteht, daß sie Elemente derselben *Klasse* sind, oder daß sie Teile desselben *Ähnlichkeitsgefüges* sind, oder darin, daß sie unter dasselbe *Prädikat* oder unter denselben *Begriff* fallen. Demnach hätte der Stein die Eigenschaft, ein Kilogramm schwer zu sein, z.B. indem das Prädikat „\_ wiegt ein Kilogramm“ auf ihn zutrifft.

Nominalisten meinen, daß es keine Universalien gibt, daß also alles, was es gibt, individuell ist. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß sie die Existenz von Eigenschaften überhaupt ablehnen. (Armstrong 1989a, 7) Gemäß dem *extremen Nominalismus* — man kann ihn auch deflationären Nominalismus nennen — existieren Eigenschaften nicht, will sagen, es gibt keine ontologische Kategorie der Eigenschaften, es gibt keine solchen Entitäten wie Eigenschaften. Dem gemäßigten Nominalismus zufolge gibt es Eigenschaften zwar, aber nicht als Universalien, sondern als Individuen. Eigenschaften als Individuen aufgefaßt werden **Momente** (bei Armstrong: *tropes*<sup>8</sup>) genannt.

Was unter Momenten zu verstehen ist, kann wie folgt erläutert werden. Angenommen, in einem Sack befinden sich sechs Erbsen, die alle genau den gleichen Grünton haben, und die alle exakt kugelförmig sind, dabei aber alle etwas unterschiedliche Größen haben.<sup>9</sup> Wenn es individuelle Eigenschaften (Momente) gibt, so befinden sich in dem Sack u.a. sechs Grünmomente, die sich alle exakt ähneln, sechs sich exakt ähnelnde Kugelförmigkeitsmomente und sechs ungleiche Größenmomente. Die Grünmomente von zwei Erbsen werden als numerisch verschieden aufgefaßt; es sind *zwei* Momente, die sich exakt ähneln. Wenn es Universalien gibt, so instantiiert jede der sechs Erbsen dasselbe Grünuniversale und dasselbe Kugelförmigkeitsuniversale, aber jede instantiiert ein anderes Größenuniversale. Das Vorkommnis von Grünheit in ihr, wird als numerisch identisch mit der Grünheit einer anderen Erbse aufgefaßt. Es wären hier demnach ein Farbuniversale, ein Formuniversale und sechs Größenuniversalien im Spiel.

---

<sup>8</sup> Der Terminus „tropes“ wurde von D.C. Williams (1953, 7) eingeführt. Im Deutschen bietet sich als Bezeichnung für individuellen Eigenschaften der auch von Husserl und Ingarden verwendete Terminus „Momente“ an. Wollte man einen Terminus verwenden, der Williams' Terminus „tropes“ ähnlicher ist, könnte man ein Moment auch einen „Tropos“ (Mask.) oder einen „Trop“, Plural „Tropoi“ oder „Tropen“, nennen. (Von griech. τροπος (Mask.) d.h. Beschaffenheit, Art und Weise; bzw. lat. tropus/tropus (Mask.), was aber die Bedeutung „bildlicher Ausdruck“ hat.) „Tropes“ sollte man nicht wählen, da dieser Terminus schon die Bedeutung „bildlicher Ausdruck“ hat; „Tropus“ sollte man nicht wählen, da dieser Terminus seinen Platz in der Musiktheorie hat.

<sup>9</sup> Dabei nehmen wir hypothetisch einmal an, daß Farbe, Form und Größe Eigenschaften der Erbsen sind. Dieses Beispiel findet sich bei Campbell 1990, 2 und bei LaBossiere 1994, 360.

Ich fasse zusammen:

- Ein *Universale* ist eine Sache, die beliebig oft instantiiert werden kann; sie ist wiederholbar.
- Ein *Individuum* hingegen ist nicht wiederholbar.
- *Realismus* ist die Position, der gemäß es Universalien gibt.
- *Nominalismus* ist die Position, der gemäß es keine Universalien, sondern nur Individuelles gibt.
- *Momente* sind individuelle Eigenschaften.

Hier möchte ich noch folgende terminologische Unterscheidung zwischen „instantiiieren“ und „exemplifizieren“ treffen (die sich nicht bei Armstrong findet), der gemäß dieser Begriff enger ist als jener. Jedes Universale kann instantiiert werden, aber in meiner Terminologie kann nicht jedes Universale „exemplifiziert“ werden. Angenommen, a und b sind verschiedene Individuen, die das Universale F instantiiieren. Die Vorkommnisse des F-Sein in a und b sind „Instantiiierungen“ des Universale F. Nun kann es entweder so sein, daß das F-Sein von a numerisch identisch ist mit dem F-Sein von b, oder aber so, daß das F-Sein von a numerisch verschieden ist von dem F-Sein von b. Nur in letzterem Falle spreche ich davon, daß das Universale F „exemplifiziert“ ist. Exemplifizieren ist also eine Art des Instantiiieren.

Ein Universale F wird von einem Individuum a *exemplifiziert* genau dann, wenn (1) F von a instantiiert wird und wenn (2) das F-Sein von a numerisch verschieden ist von dem F-Sein von anderen Individuen, die F instantiiieren.

Daß ein Universale F von zwei Individuen a und b exemplifiziert wird, heißt also, daß das F-Sein von a und das F-Sein von b zwei voneinander numerisch verschiedene individuelle Entitäten sind. Das F-Sein von a und das F-Sein von b sind in diesem Falle *Exemplare* (Exemplifikationen) von F. Ein Universale ist ein *exemplifizierbares Universale*, wenn seine Instantiiierungen voneinander numerisch verschieden sind.

Nehmen wir z.B. zwei Rosen, die das Universale Rotsein instantiiieren. Gemäß Armstrongs Konzeption der Universalien ist das Rotsein der einen Rose numerisch identisch mit dem Rotsein der anderen Rose. In meiner Terminologie heißt das, daß die beiden Rosen das Universale Rotsein instantiiieren, aber nicht exemplifizieren. Die Instantiiierungen des Universale sind *numerisch identisch*. Man kann aber auch eine Universalientheorie vertreten, gemäß der die beiden Rosen das Universale Rotsein so instantiiieren, daß das Rotsein der einen Rose *numerisch verschieden* ist von dem Rotsein der anderen Rose. In diesem

Falle sage ich, daß das Universale Rotsein ein exemplifizierbares Universale ist. Ebenso kann man das Universale Eine-Rose-Sein als exemplifizierbares Universale auffassen: Das Eine-Rose-Sein der einen Rose ist dann numerisch verschieden von dem Eine-Rose-Sein der anderen Rose. Die beiden Rosen exemplifizieren das Universale Eine-Rose-Sein; die beiden Rosen sind Exemplare des Universale Eine-Rose-Sein.

## 1.2. Übersicht über die verschiedenen Positionen

Armstrong legt dar, daß Vertreter nominalistischer Theorien versuchen müssen zu zeigen, aufgrund welcher Tatsache wir von mehreren Individuen zu Recht dasselbe aussagen. Realisten werden sagen, daß wir zu Recht von mehreren Individuen dasselbe aussagen, wenn von diesen Individuen dasselbe Universale instantiiert wird. Nominalisten werden hingegen sagen, daß es keine Universalien gibt; wenn wir von mehreren Individuen zu Recht dasselbe aussagen, dann nicht, weil diese Individuen dasselbe Universale instantiiieren, sondern weil sie irgendetwas anderes verbindet.

Armstrong erwähnt zuerst drei Versionen des extremen Nominalismus, die allesamt offensichtlich unzulänglich sind und daher bald wieder beiseite zu legen sind: 1. Prädikatennominalismus, 2. Begriffsnominalismus, 3. Klassennominalismus. Armstrongs Argumente gegen diese Formen des extremen Nominalismus seien hier nur angedeutet:

*Prädikatennominalismus* ist die Auffassung, daß das Haben einer Eigenschaft in nichts anderem besteht als darin, daß ein bestimmtes Prädikat auf den betreffenden Gegenstand zutrifft. Ein Elektron zu sein besteht demnach nur darin, daß das Prädikat „\_ ist ein Elektron“ auf den Gegenstand zutrifft. Armstrong macht hier auf zwei besondere Schwierigkeiten aufmerksam (1989a, 10f): Erstens werde das Problem so nur unter den Teppich gekehrt, denn da das Prädikat hier als „Typ“ aufgefaßt werden muß, komme diese Theorie nicht ohne Typen, *semantische Typen* nämlich, aus. Typen aber seien nichts anderes als Universalien. Zweitens spreche gegen den Prädikatennominalismus, daß anzunehmen ist, daß es Prädikate nicht gäbe, wenn es keine Menschen gäbe. Das hat die unangenehme Konsequenz, daß man annehmen müßte, es gäbe auch keine Eigenschaften, wenn es keine Menschen gäbe. Außerdem scheint es offensichtlich, daß es Eigenschaften gibt, etwa von der Wissenschaft noch zu entdeckende Eigenschaften, für die es noch keine Prädikate gibt und vielleicht auch

niemals geben wird. Wenn es aber Eigenschaften gibt, für die es keine Prädikate gibt, ist der Prädikatennominalismus falsch.

Im *Begriffsnominalismus* übernehmen Begriffe die Rolle, die im Prädikatennominalismus den Prädikaten zukommt. Armstrong hält diese beide Theorien für dem Klassennominalismus unterlegen und konzentriert seine Kritik daher auf diesen.

*Klassennominalismus* ist die Auffassung, daß die Zugehörigkeit eines Dinges zu einer bestimmten Art oder das Haben einer bestimmten Eigenschaft in nichts anderem besteht als darin, daß das Ding Element einer bestimmten Klasse ist. (Armstrong 1989a, 8) Eigenschaften werden somit auf Klassen reduziert. Ein Ding  $x$  hat eine Eigenschaft  $F$  genau dann, wenn  $x$  Element einer bestimmten Klasse ist (der Klasse aller  $F$ -Dinge nämlich). Der Klassennominalist muß zwar Klassen annehmen, aber er vermeidet die Annahme von Universalien. Ein Elektron zu sein beispielsweise besteht gemäß dieser Auffassung nur darin, Element der Klasse der Elektronen zu sein. Klassen aber sind keine Universalien, denn sie sind nicht wiederholbar. Sie sind Individuen, und zwar ideale (unzeitliche) Individuen.

Gemäß dieser Auffassung entspricht jeder Eigenschaft eine Klasse und jeder Klasse eine Eigenschaft. Zum einen ist damit ausgeschlossen, daß es Eigenschaften wie Einhornsein gibt, denn es gibt keine Einhörner und damit auch keine Klasse der Einhörner. Zum anderen entspricht gemäß dem Klassennominalismus jeder Klasse eine Eigenschaft. Dies ist aber eine seltsame Annahme:

You can take the Sydney Opera House, the square root of 2, the city of Berlin, the „Barbara“ syllogism, your last thought on June 6, 1988, along with indefinitely many other things, indeed an infinity of other things. It is a perfectly good class. (Armstrong 1989a, 12)

So einer Klasse entspricht aber keine Eigenschaft, die Elemente dieser Klasse haben nichts gemeinsam, was sie von anderen Dingen unterscheidet. Es spricht gegen den Klassennominalismus, daß ihm gemäß die Elemente einer solchen Klasse kraft ihrer Zugehörigkeit zu dieser Klasse eine bestimmte Eigenschaft haben.

Die Kardinalfrage, so Armstrong, ist nun, welchen Klassen von Dingen Eigenschaften entsprechen, und worin der Unterschied zwischen diesen und anderen Klassen besteht. Einige Klassen sind *natürlich*, andere nicht. Natürliche Klassen sind Klassen von solchen Gegenständen, von denen wir zu Recht sagen würden, sie hätten etwas (eine Eigenschaft) gemeinsam. Wir wollen jetzt wissen, was z.B. die Klasse aller Gegenstände mit der Masse 1 Kilogramm von der

Klasse aus Sokrates, einem bestimmte Stein und der Zahl Zwei unterscheidet, so daß wir von jener sagen, ihre Elemente hätten etwas gemeinsam, während wir das von dieser nicht zu Recht sagen können. Armstrong unterscheidet sechs verschiedene Ansätze, natürliche Klassen von unnatürlichen Klassen zu unterscheiden (1989a, 14-17):

### Theorien der natürlichen Klassen

1. Natürliche Klassen sind primitiv: Gemäß dieser Auffassung ist es eine primitive, nicht weiter analysierbare Tatsache, daß einige Klassen natürlich sind, d.h. daß sie eine natürliche Einheit bilden. Angenommen werden in dieser Ontologie Individuen, Klassen von Individuen und die Eigenschaft mancher Klassen, natürliche Klassen zu sein. Diese Theorie ist extrem nominalistisch, d.h. sie nimmt keine Eigenschaften an (außer der Eigenschaft einiger Klassen, natürlich zu sein).
2. Ähnlichkeitsnominalismus: Hier wird die Natürlichkeit von Klassen nicht als primitiv und unanalysierbar angenommen, sondern als ihr Grund wird Ähnlichkeit zwischen den Elementen der Klasse angegeben. Dabei wird aber Ähnlichkeit zwischen Dingen nicht wie im traditionellen Sinne auf den Besitz gemeinsamer Eigenschaften, d.h. auf partielle Identität, zurückgeführt, sondern sie wird selbst als grundlegend, als nicht weiter erklärbar, angesehen. Während bei der ersten Theorie also die Natürlichkeit von Klassen als primitiv angesehen wird, wird hier Ähnlichkeit als primitiv und als die Natürlichkeit von Klassen begründend angesehen. Diese Theorie ist ebenfalls extrem nominalistisch, denn sie nimmt keine Eigenschaften an.
3. Universalien: Wird Ähnlichkeit zwischen selbständigen Individuen nicht als primitiv, sondern als gründend auf dem gemeinsamen Besitz von Eigenschaften angesehen, so werden diese Eigenschaften damit als Universalien aufgefaßt. Sie können an beliebig vielen Individuen vorkommen. Die Natürlichkeit von Klassen ist dieser Auffassung gemäß zurückführbar darauf, daß es ein Universale gibt, das von allen Elementen der Klasse instantiiert wird. Ein Ding hat die Eigenschaft, ein Kilogramm schwer zu sein, indem es das Universale Ein-Kilogramm-schwer-Sein instantiiert. Die Klasse aller Dinge mit der Masse 1 Kilogramm ist eine natürliche Klasse, weil es ein Universale gibt, das von allen ihren Elementen instantiiert wird.
4. Natürliche Klassen von Momenten sind primitiv: Nominalistische Theorien müssen nicht, wie (1) und (2), Eigenschaften ablehnen. Sie können Eigenschaften annehmen, und zwar Eigenschaften aufgefaßt als Momente, d.h. als

Individuen. Die Klasse aller Dinge mit der Masse 1 Kilogramm ist demnach eine natürliche Klasse, weil es eine natürliche Klasse von Momenten gibt, die Klasse aller 1-Kilogramm-Momente, von denen an jedem Ding mit der Masse 1 Kilogramm eines vorkommt. Hier stellt sich die Frage, worauf die Natürlichkeit der Klasse aller 1-Kilogramm-Momente beruht. Es ergeben sich wieder drei Möglichkeiten, (4) bis (6), die Frage, worauf die Natürlichkeit von natürlichen Klassen von Momenten beruht, zu beantworten. Die vorliegende Auffassung (4) besagt, daß die Natürlichkeit der natürlichen Klassen von Momenten primitiv und unanalysierbar ist. Einige Klassen von Momenten sind natürlich, andere nicht. Es gibt keinen weiteren Grund und keine weitere Erklärung dafür, daß einige Klassen von Momenten natürlich sind.

5. Ähnlichkeitsklassen von Momenten: Hier wird die Natürlichkeit der natürlichen Klassen von Momenten auf Ähnlichkeit zwischen den Momenten zurückgeführt. Momente können sich mehr oder weniger ähneln, und diese Ähnlichkeit ist ein grundlegendes Faktum, sie ist nicht weiter analysierbar.
6. Momente und Universalien: Wird die Ähnlichkeit zwischen Momenten nicht als primitiv, sondern als auf das Gemeinsamhaben von etwas zurückführbar angesehen, ergibt sich die Position, der gemäß es sowohl Momente als auch Universalien gibt. Jedes Moment ist Exemplar eines Universale, und Momente, die sich ähneln, sind Exemplare desselben Universale. Diese Auffassung hält Armstrong für unattraktiver als die anderen fünf Positionen, denn er meint, wenn man Universalien annehme, bestehe kein Grund mehr, Momente anzunehmen.

### Substrat oder Bündel

Nimmt man — im Gegensatz zum extremen Nominalismus — Eigenschaften an, so muß man Stellung beziehen, wie Eigenschaften mit den Dingen verbunden sind, denen sie zukommen. Es konkurrieren Substrattheorien (von Armstrong „substance-attribute theories“ genannt) mit Bündeltheorien.

Gemäß einer *Substrattheorie* gibt es einerseits Eigenschaften und andererseits etwas, was die Eigenschaften trägt. Das, was die Eigenschaften trägt, das, dem die Eigenschaften als Attribute zukommen, ist „Substrat“ zu nennen. Es ist bei Substrattheorien zu unterscheiden, ob angenommen wird, daß als Substrate Gegenstände *inklusive* einiger oder aller ihrer Eigenschaften fungieren, oder aber ob angenommen wird, daß Substrate bar jeglicher Eigenschaften sind. Substrate gänzlich ohne Eigenschaften nenne ich im folgenden *bare* Substrate.

Armstrong nennt die baren Substrate *dünne Individuen* („thin particulars“) und die Substrate inclusive einiger oder aller Eigenschaften *dicke Individuen* („thick particulars“). Die dünnen Individuen sind gleichsam nichts als die Individualität eines Dinges.<sup>10</sup>

Zu meiner Verwendung der Termini „Substrat“ und „Substanz“ ist folgendes anzumerken: Armstrong bezeichnet sowohl die „thin“ als auch die „thick particulars“ als „substances“. Nur die „thin particulars“ bezeichnet er als „substrata“. Bei ihm ist der Begriff „substance“ weiter als der Begriff „substratum“, und jener ist diesem übergeordnet. Ich hingegen bezeichne *sowohl die „thin“ als auch die „thick particulars“ als Substrate, d.h. als Eigenschaftsträger* (ich könnte sie ebenso „Subjekte“ nennen). *Als Substanzen bezeichne ich hingegen nur die „thick particulars“, also die Eigenschaftsträger inclusive einiger oder aller ihrer Eigenschaften.* Ich wähle diese Terminologie, weil in der aristotelischen Tradition nicht bare Substrate, sondern nur Dinge samt ihren Eigenschaften (oder zumindest samt ihrer Artqualität, wie noch zu erläutern sein wird), z.B. ein bestimmter Mensch, als Substanzen bezeichnet wurden. Eine andere Terminologie war, wie Armstrong erwähnt, in der Tradition des Britischen Empirismus gängig: dort wurden die „thin particulars“, also die baren Substrate als Substanzen bezeichnet. Locke meinte, die Annahme von Substraten werfe erkenntnistheoretische Probleme auf; er sagte von den baren Substraten, sie seien „something I know not what“. Aus diesem Grunde herrschte in der britischen Tradition Skepsis gegenüber der Annahme von baren Substraten.

*Bündeltheorien* gehen davon aus, daß Dinge nicht Eigenschaften tragende Substrate, sondern *Bündel von Eigenschaften* sind. Demgemäß ist das Verhältnis von Dingen zu ihren Eigenschaften das von Ganzen zu ihren Teilen. (Armstrong 1989a, 62) Da ein Bündeltheoretiker kein Substrat annimmt, das die Eigenschaften eines Dinges an sich vereint, muß er eine Antwort auf die Frage finden, was denn die Eigenschaften eines Dinges dann aneinander bindet.

Alle Theorien, die Eigenschaften annehmen, lassen sich als Substrattheorien oder als Bündeltheorien konzipieren. Universalientheorien können Dinge als Substrate, die Eigenschaftsuniversalien instantiieren, oder als Universalienbündel auffassen. Momententheorien können Dinge als Substrate mit individuellen Eigenschaften, also als Substrate, die Momente tragen, oder aber als Momentenbündel auffassen.

---

<sup>10</sup> „The particularity of a particular may be called the ‚thin particular‘.“ (Armstrong 1997, 109)

## Zusammenfassung

Zu suchen ist eine objektive Unterscheidung zwischen Klassen mit natürlicher Einheit und Klassen, denen eine solche Einheit fehlt; einige Klassen müssen ausgezeichnet sein. Hier ist in zweierlei Hinsicht zu unterscheiden, und zwar 1. wodurch einige Klassen ausgezeichnet sind, und 2. was die Elemente der betreffenden Klassen sind:

- zu 1.: Welche Klassen ausgezeichnet sind, kann 1.1. primitiv sein, 1.2. durch primitive Ähnlichkeit oder 1.3. durch Universalien begründet sein.
- zu 2.: Die Elemente dieser Klassen können 2.1. ganze Dinge oder 2.2. Momente sein.

Die Theorien gemäß (1.1. & 2.1.) und die gemäß (1.2. & 2.1.) sind extrem nominalistisch.

3. Bei allen Theorien, die nicht extrem nominalistisch sind, bei allen Theorien also, die Eigenschaften annehmen, ist schließlich in einer dritten Hinsicht zu unterscheiden, und zwar zwischen 3.1. Substrattheorien und 3.2. Bündeltheorien.

Es ergibt sich folgende Matrix (anlehnd an Armstrong 1989a, 17 und 63, mit neuer Numerierung), in der die verschiedenen möglichen Positionen und einige ihrer Vertreter genannt werden:<sup>11</sup>

---

<sup>11</sup> An folgenden Stellen sind die Theorien bei Armstrong behandelt:  
Extremer Nominalismus mit Klassen: 1989a, 8-14; 1978a, 28-43.  
Extremer Nominalismus mit Prädikaten: 1989a, 10f; 1978a, 11-24.  
Extremer Nominalismus mit Begriffen: 1989a, 11; 1978a, 25-27.  
1.: 1989a, 21-38; 1978a, 40f.  
2.: 1989a, 39-58; 1978a, 44-57.  
3.1.: 1989a, 75-112; 1978a, 108-125; 1978b; 1997, 19-68.  
3.2.: 1989a, 59-74; 1978a, 89-101.  
4. u. 5.: 1989a, 113-134; 1978a, 77-87.  
6.: 1989a, 132f; 1978a, 85f.

Die Elemente natürlicher Klassen sind:

<i>Eine Klasse ist natürlich, wenn:</i>	ganze Dinge — Dinge enthalten Substrate	ganze Dinge — Dinge sind Bündel	Momente — Momente werden von Substraten getragen	Momente — Momente sind in Bündeln
sie primitiv natürlich ist	1. [Extremer Nominalismus] A. Quinton <sup>12</sup>		4.1.	4.2. G.F. Stout (1921)
ihre Elemente sich (primitiv) ähneln	2. [Extremer Nominalismus] H.H. Price <sup>13</sup>		5.1. Martin, Locke	5.2. Campbell, D.C. Williams
ihre Elemente dasselbe Universale instantiieren (Realismus)	3.1. Armstrong, Fales, Lowe	3.2. Russell	6.1. Aristoteles, Husserl, Ingarden, Cook Wilson, Kemp Smith <sup>14</sup>	6.2.

### 1.3. Armstrongs Kritik des extremen Nominalismus

Wenden wir uns nun der extrem nominalistischen Theorie mit primitiven natürlichen Klassen (I) und der extrem nominalistischen Theorie mit Ähnlichkeitsklassen (II) zu.

I. Die *Theorie der primitiven natürlichen Klassen* besagt, Dinge fielen natürlicherweise in bestimmte Klassen, diese Tatsache sei jedoch nicht weiter analysierbar und erklärbar; z.B. sei die Natürlichkeit von Klassen nicht dadurch zu erklären, daß es Entitäten, Universalien, gäbe, die von allen ihren Elementen instantiiert würden. Eigenschaften und Beziehungen gebe es nicht, sondern nur jene Klassen, denen eine mehr oder weniger große Natürlichkeit zukomme. Welche natürliche Klassen es gebe und welche Dinge dazugehörten, könnten wir entdecken. Ich möchte sieben Argumente von Armstrong gegen diese Auffassung nennen:

<sup>12</sup> Cf. Quinton, A., 1957, „Properties and Classes“, *Aristotelian Society Proceedings* 58: 33-58.

<sup>13</sup> Cf. Price, H.H., 1953, *Thinking and Experience*, Hutchinson.

<sup>14</sup> Cf. Cook Wilson, J., 1926, *Statement and Inference*, 2 Bde., Oxford UP, S. 330-353.

Kemp Smith, N., 1927, „The Nature of Universals (III)“, *Mind* 36: 392-422.

Auch: Jones, J.R., 1951, „Characters and Resemblances“, *Philosophical Review* 60: 551-562.

1. Es gibt verschiedene *Grade der Natürlichkeit* von Klassen: die Klasse der roten Dinge beispielsweise bildet, da in ihr ja Dinge mit verschiedenen Rottönen enthalten sind, eine losere Einheit als die Klasse der zinnoberroten Dinge und ist mithin weniger natürlich. Die Skala der Natürlichkeit hat ein unteres und ein oberes Limit. Es gibt einerseits Klassen von Dingen, die in keiner Weise zusammengehören, die nichts gemeinsam haben, was sie von anderen Dingen unterscheiden würde. Andererseits gibt es Dinge, oder sie sind zumindest denkbar, die einander völlig gleichen. Einer Klasse solcher Dinge kommt maximale Natürlichkeit zu. Armstrong weist nun darauf hin, daß das Ordnen von Klassen hinsichtlich ihrer Natürlichkeit zu einem gewissen Grade willkürlich ist. So ist es z.B. schwierig, die Klasse der Erdbeben und die Klasse der Vulkanausbrüche hinsichtlich ihrer Natürlichkeit zu vergleichen und einzuordnen. — „The ranking of natural classes in terms of degrees of unity is a bit like ranking societies by how free they are.“ (1989a, 24) — Es scheint, daß es zwar Grade der Natürlichkeit gibt, daß es aber manchmal keine eindeutige Rangordnung der Klassen hinsichtlich ihrer Natürlichkeit gibt. Armstrong hält dies für verdächtig: „Naturalness is supposed to be a primitive, but we have just noticed that it is a rather messy primitive. [...] It is natural to think that behind degrees of naturalness lies some more precise notion.“ (1989a, 24) Wenn Natürlichkeit von Klassen primitiv ist und wenn sie in verschiedenen Graden auftritt, wäre zu erwarten, daß es eine eindeutige Ordnung der Klassen hinsichtlich ihrer Natürlichkeit gibt. Die gibt es aber nicht. Es bietet sich daher an, Natürlichkeit von Klassen nicht als primitiv, sondern als weiter analysierbar anzusehen.

Hier sei nur angedeutet, wie man in einer Ontologie mit Eigenschaften in einer besseren Lage ist: Angenommen, es gibt Eigenschaften (hier kann ich offen lassen, ob als Universalien oder als Momente); zwei Dinge können eine Eigenschaft gemeinsam haben, z.B. können sie beide exakt die gleiche Farbe haben. Zwei Dinge ähneln sich, wenn sie eine Eigenschaft gemeinsam haben.<sup>15</sup> Zwei zinnoberrote Dinge ähneln sich hinsichtlich ihres Zinnoberrotseins. Eine Klasse von Dingen, welche die Eigenschaften A und B und sonst keine gemeinsam haben, ist eindeutig natürlicher als eine Klasse von Dingen, welche nur die Eigenschaft A gemeinsam haben. Nicht eindeutig nach dem Grad ihrer Natürlichkeit ordnen lassen sich z.B. zwei Klassen, von denen die eine eine Klasse von

---

<sup>15</sup> Ich sehe der Einfachheit halber hier davon ab, daß zwei Dinge sich auch ähneln können, indem sie einander ähnelnde Eigenschaften haben. Ein zinnoberrotes Ding ähnelt einem rubinroten Ding hinsichtlich seiner Farbe, obwohl die beiden Dinge ihre Farbe streng genommen nicht gemeinsam haben. Ich werde später auf diesen Fall der Ähnlichkeit zurückkommen.

Dingen ist, welche nur die Eigenschaft A gemeinsam haben, und die andere eine Klasse von Dingen ist, welche nur die Eigenschaft B gemeinsam haben. Damit wird man der Tatsache, daß es verschiedene Grade der Natürlichkeit von Klassen gibt und daß manche Klassen eindeutig nach dem Grad ihrer Natürlichkeit zu ordnen sind, andere hingegen nicht, besser gerecht, als man ihr mit der Theorie der primitiven natürlichen Klassen gerecht werden kann.

2. Die Theorie der primitiven natürlichen Klassen wird der Tatsache nicht gerecht, daß es koextensionale (d.h. umfangsgleiche) Eigenschaften geben kann, wie z.B. ‚Lebewesen mit Herz‘ und ‚Lebewesen mit Niere‘. Es kann sein, daß jedes Lebewesen mit Herz ein Lebewesen mit Niere und jedes Lebewesen mit Niere ein Lebewesen mit Herz ist. Zwei verschiedene Klassen können nicht denselben Umfang haben, denn Klassen selben Umfangs sind identisch. Die Klasse der Lebewesen mit Herz ist also identisch mit der Klasse der Lebewesen mit Niere. Bestünde das Haben einer bestimmten Eigenschaft nur darin, daß das betreffende Ding Element einer bestimmten Klasse ist, wäre die Eigenschaft, ein Lebewesen mit Herz zu sein, identisch mit der Eigenschaft, ein Lebewesen mit Niere zu sein. Tatsächlich ist aber ein Herz zu haben nicht dasselbe, wie eine Niere zu haben. Die Eigenschaft, ein Lebewesen mit Herz zu sein, ist nicht identisch mit der Eigenschaft, eine Niere zu haben.

3. Folgendes Argument bezieht Armstrong von Nicholas Wolterstorff.<sup>16</sup> Eine Klasse ist vollständig bestimmt durch ihre Elemente. Eine Klasse a ist identisch mit einer Klasse b genau dann, wenn der Umfang von a identisch ist mit dem Umfang von b, d.h. wenn die Klassen dieselben Elemente haben. Gemäß dem Klassennominalismus besteht das Ein-Elektron-Sein darin, ein Element der Klasse aller Elektronen zu sein. Nun hätte es aber so kommen können, daß einige der Elektronen, die es gibt, nicht existierten oder daß noch andere existierten außer denen, die existieren. Die Klasse aller Elektronen wäre dann eine andere, als sie tatsächlich ist. Mithin wäre es dann etwas anderes, ein Elektron zu sein. *Die Eigenschaft, ein Elektron zu sein, wäre eine andere*, wenn es einige Elektronen, die es gibt, nicht gäbe. Das anzunehmen ist aber unplausibel, denn warum sollte sich die Eigenschaft, ein Elektron zu sein, der Typ Ein-Elektron-Sein, ändern, bloß weil es das eine oder andere Elektron gibt bzw. nicht gibt? — „Electron nature is independent of electron class.“ (1989a, 27)

---

<sup>16</sup> Wolterstorff, N., 1970, *On Universals*, University of Chicago Press, Kap. 8.

4. „Is a thing the sort of thing that it is — an electron, say — *because* it is a member of the class of electrons? Or is it rather a member of the class *because* it is an electron? It is a matter of deciding what is the *direction of explanation*.“ (1989a, 27f) Gegen die Klassentheorie ist einzuwenden, daß ein Ding nicht deswegen ein Elektron ist, *weil* es Element einer bestimmten Klasse, der Klasse aller Elektronen, die es gibt, ist. Vielmehr gehört ein Ding nur deshalb zur Klasse aller Elektronen, *weil es ein Elektron ist*. Deshalb kann das Ein-Elektron-Sein nicht in der Zugehörigkeit zur Klasse aller Elektronen bestehen.

5. Eigenschaften sind für das kausale Verhalten von Dingen verantwortlich. Welche Wirkungen ein Ding ausübt und wie es reagiert, hängt davon ab, welche Eigenschaften es hat. Feuer bringt Wasser kraft seiner Temperatur zum Sieden, Erde und Mond ziehen einander kraft ihrer Masse an, etc. Gemäß dem Klassennominalismus besteht das Die-Masse-M-Haben des Mondes darin, daß der Mond ein Element der Klasse aller Dinge mit der Masse M ist. Demgemäß wären alle anderen Dinge mit der Masse M mitverantwortlich für die Anziehung zwischen Erde und Mond. Tatsächlich sind aber die anderen Dinge mit der Masse M und die Klasse aller Dinge der Masse M irrelevant für das kausale Verhältnis zwischen Mond und Erde.

6. Wie kann der Klassennominalist Beziehungen, wie z.B. ‚a ist schwerer als b‘ oder ‚a ist früher als b‘, auffassen? Er kann nicht einfach sagen, so eine Beziehung sei die Klasse der betreffenden Paare, also  $\{\{a,b\}, \{c,d\}, \dots\}$ , denn damit stünde noch nicht fest, *welche Stelle* in der Beziehung die betreffenden Individuen einnehmen, ob also z.B. b früher als a oder a früher als b ist. Benötigt werden daher *geordnete* Paare. Gemäß Wiener und Kuratowski ist das geordnete Paar  $\langle a,b \rangle$  darzustellen als  $\{\{a\}, \{a,b\}\}$ . Armstrong räumt ein, daß so eine Wiener-Kuratowski-Klasse vielleicht als *Darstellung* einer Beziehung zwischen a und b geeignet sei, sie sei aber nicht selbst diese Relation. Er meint, der Klassennominalist könne nicht unterscheiden zwischen ‚a ist früher als b‘ und ‚a ist später als b‘:

$\langle a,b \rangle$  is to be a's preceding b. But why should it not be a's succeeding b? [...] The Class Nominalist, however, has *identified* relations with classes of objects. So all that he has got in the world is  $\langle a,b \rangle$  and  $\langle b,a \rangle$  or else  $\{\{a\}, \{a,b\}\}$  and  $\{\{b\}, \{a,b\}\}$ . But if it is arbitrary which of these constitutes a's preceding b and which a's succeeding b, has not the clear-cut difference between a's preceding b and a's succeeding b leaked away? (1989a, 32)

Ich bezweifle, daß dieser Einwand Armstrongs berechtigt ist. In der Tat besteht bei  $\{\{a\}, \{a,b\}\}$  die Möglichkeit der Verwechslung der Stellen, also der Verwechslung von  $\langle a,b \rangle$  mit  $\langle b,a \rangle$ , welcher nur durch eine Regel, durch eine Schreib-

konvention zu begegnen ist. Man muß eben wissen, daß  $\{\{a\}, \{a,b\}\}$  für  $\langle a,b \rangle$  und nicht für  $\langle b,a \rangle$  stehen soll. Wenn es nur von einer Regel abhinge, ob a früher als b oder a später als b *ist*, wäre das ein Makel der Theorie, denn der Unterschied dieser beiden Sachverhalte liegt in der Welt vor, und ihm hat die Theorie Rechnung zu tragen. Es wäre ein Einwand gegen den Klassennominalismus, wenn es ihm gemäß eine Klasse zu ‚ist früher als‘ und eine Klasse zu ‚ist später als‘ gäbe, und wenn  $\{\{a\}, \{a,b\}\}$  Element beider Klassen wäre. Dem ist aber nicht so: Angenommen, a und b und c und d sind Ereignisse, und a ist früher als b, und d ist später als c. Der Klassennominalist kann sagen, es gebe eine Klasse F, die dem ‚ist früher als‘ entspricht, eines ihrer Elemente ist  $\{\{a\}, \{a,b\}\}$  (auch  $\{\{c\}, \{c,d\}\}$  ist eines ihrer Elemente). Ferner gebe es eine Klasse S, die dem ‚ist später als‘ entspricht, eines ihrer Elemente ist  $\{\{d\}, \{c,d\}\}$  (auch  $\{\{b\}, \{a,b\}\}$  ist eines ihrer Elemente).  $\{\{a\}, \{a,b\}\}$  ist ein Element von F, aber es ist kein Element von S; damit wird dem Unterschied zwischen ‚ist früher als‘ und ‚ist später als‘ Rechnung getragen, denn dem ‚ist früher als‘ entspricht eine andere Klasse als dem ‚ist später als‘.  $\{\{a\}, \{a,b\}\}$  ist Element der einen, aber nicht der anderen Klasse. Die Klassen S und F haben kein Element gemeinsam.

Armstrong meint, die Tatsache, daß man eine Regel brauche, um festzulegen, daß der erste Term in der Wiener-Kuratowski-Schreibweise für das stehen soll, was früher ist (oder, wenn man möchte, für das, was später ist), weise darauf hin, daß es sich bei den Klassen nur um *Darstellungen* von Beziehungen handle, nicht aber um die Beziehungen selbst. Mir scheint dagegen, daß das Problem, welches Element an welcher Stelle stehe, gerade nur ein Problem der Darstellung ist. In Wirklichkeit entsprechen — so kann der Klassennominalist behaupten — verschiedenen Beziehungen auch verschiedene Klassen.

Zudem muß der Klassennominalist wohl gar nicht geordnete Paare bzw. Wiener-Kuratowski-Klassen annehmen. Die Position, daß Beziehungen Klassen von ungeordneten Paaren (bzw. n-Tupeln) von Gegenständen entsprechen, ist haltbar und hat eine interessante Konsequenz: Die Klasse aller ungeordneten Paare von Gegenständen, von denen der eine schwerer ist als der andere, ist nicht verschieden von der Klasse aller ungeordneten Paare von Gegenständen, von denen der eine leichter ist als der andere. Demnach folgt aus der in Frage stehenden klassennominalistischen Position, daß mit dem Prädikat „\_ ist schwerer als \_“ auf dieselbe Beziehung, wenn auch auf andere Weise, Bezug genommen wird wie mit dem Prädikat „\_ ist leichter als \_“. Entsprechendes gilt für die oben erwähnten Prädikate „\_ ist früher als \_“ und „\_ ist später als \_“. Ich halte das für eine attraktive Konsequenz dieser Position. Echte Schwierigkeiten

träten erst bei umfangsgleichen, aber verschiedenen Beziehungen auf, doch dieses Problem für die Theorie der primitiven natürlichen Klassen wurde oben (2) bereits erwähnt.

7. Rotsein, Grünsein und Blausein sind Eigenschaften. Rot, Grün und Blau sind Farben; Dinge, die rot, grün oder blau sind, sind farbig. Farbigkeit ist ein Typ höherer Ordnung, eine *generische* Eigenschaft.<sup>17</sup> Ferner: Gelb ist Orange ähnlicher als Rot, Orange ist irgendwie zwischen Gelb und Rot angeordnet. Hier besteht anscheinend eine Ordnung unter den Eigenschaften. Wie kann der Klassennominalismus generische Eigenschaften und Ordnungen unter Eigenschaften erklären? Zwei Möglichkeiten erwägt Armstrong: 1. ein Ding hat eine generische Eigenschaft, indem es Element einer bestimmten Klasse von Dingen ist; 2. ein Ding hat eine generische Eigenschaft, indem es Element einer Klasse von Dingen ist, die ihrerseits Element einer bestimmten Klasse von Klassen ist.

Gemäß der erstgenannten Auffassung wäre z.B. die Klasse der roten Dinge ist eine Teilklasse der Klasse der farbigen Dinge. Ein Ding ist rot, indem es ein Element der Klasse der roten Dinge ist; ein Ding ist farbig, indem es ein Element der Klasse der farbigen Dinge ist. „Rot ist eine Farbe“ wäre zu übertragen in „Die natürliche Klasse der roten Dinge ist eine Teilklasse der natürlichen Klasse der farbigen Dinge“. (1989a, 33f) Das Problem bei dieser Auffassung der generischen Eigenschaften ist, daß nicht bei allen Klassen, die im Verhältnis Oberklasse-Teilklasse stehen, der Oberklasse eine zur Teilklasse gehörige generische Eigenschaft entspricht. Die Klasse der roten Dinge ist nicht nur eine Teilklasse der Klasse der farbigen Dinge, sondern auch eine Teilklasse der Klasse der ausgedehnten Dinge. Analog zu „Rot ist eine Farbe“ müßte gelten „Rot ist eine Ausdehnung“, dieses ist aber falsch. Also ist es nicht wahr, daß ein Ding farbig ist, indem es ein Element der Klasse der farbigen Dinge ist. „Each red thing is a colored thing‘ *undertranslates* ‚Red is a color““ (1989a, 34)

Ergeht es dem Klassennominalismus besser, wenn er, um generische Eigenschaft zu erklären, Klassen von Klassen von Dingen annimmt? Die Klasse der roten Dinge ist eine natürliche Klasse. Man kann annehmen, daß die Klasse, welche die Klasse der roten Dinge, die Klasse der blauen Dinge etc. als Elemente hat, eine natürliche Klasse ist. „Rot ist eine Farbe“ besagt vielleicht soviel wie, daß die natürliche Klasse der roten Dinge ein Element der natürlichen Klasse ist, die als Elemente die Klasse der roten Dinge, die Klasse der blauen Dinge, die

---

<sup>17</sup> Offen lasse ich hier, ob Farbigkeit eine Eigenschaft der Dinge ist, die z.B. rot oder blau sind, oder ob Farbigkeit eine Eigenschaft von Eigenschaften ist.

Klasse der gelben Dinge etc. enthält. Diese Auffassung entgeht dem gegen die oben vorgestellte Auffassung erhobenen Einwand, annehmen zu müssen, daß Rot eine Ausdehnung ist, denn die Klasse  $\{\{\text{rote Dinge}\}, \{\text{grüne Dinge}\}, \dots\}$  ist eine andere Klasse als die Klasse  $\{\{\text{Dinge mit Ausdehnung a}\}, \{\text{Dinge mit Ausdehnung b}\}, \dots\}$ . Aber wie kann diese Auffassung Ordnungen von Eigenschaften erklären? Antwort: Daß Rot dem Orangen ähnlicher ist als dem Gelben, liegt daran, daß die Klasse, die als Elemente die Klasse der roten Dinge und die Klasse der orangen Dinge enthält, *natürlicher* ist als die Klasse, die als Elemente die Klasse der roten Dinge und die Klasse der gelben Dinge enthält:

$$\{\{\text{rote Dinge}\}, \{\text{orange Dinge}\}\} >_N \{\{\text{rote Dinge}\}, \{\text{gelbe Dinge}\}\}$$

Armstrong weist hier darauf hin, daß diese Analyse deshalb ungenügend ist, weil es sein kann, daß die roten und die orangen Dinge hinsichtlich all ihrer *anderen* Eigenschaften jeglicher Ähnlichkeit ermangeln, während die roten und die gelben Dinge sich ansonsten recht ähnlich sind, womit die erste Klasse nicht mehr natürlicher wäre als die zweite. In einer Welt, in der alle roten und alle gelben Dinge Autos, alle orangen Dinge jedoch Lilien wären, scheiterte die obige Analyse, denn die Klasse, welche die Klasse der roten Dinge (Autos) und die Klasse der gelben Dinge (Autos) als Elemente hat, wäre natürlicher als die Klasse, welche die Klasse der roten Dinge (Autos) und die Klasse der orangen Dinge (Lilien) als Elemente hat.

II. Der *Ähnlichkeitsnominalismus* ist ebenfalls eine Theorie, die keine Eigenschaften und Beziehungen zuläßt, er gibt aber, im Gegensatz zur Theorie der primitiven natürlichen Klassen, an, *weshalb* manche Klassen natürlich sind. Ihm gemäß hängt die Natürlichkeit einer Klasse von der zwischen den Elementen bestehenden Ähnlichkeit ab. Aufgebaut werden kann so eine Ähnlichkeitsklasse mittels einer Gruppe von Dingen, welche die Paradigmen dieser Klasse sind. Nur Dinge, die allen Paradigmen ähneln, gehören zu der Klasse. Diese Gruppe von Paradigmen stellt sicher, daß sich keine Dinge, die den anderen Dingen in der falschen Hinsicht ähneln, in die Ähnlichkeitsklasse einschleichen. Wäre z.B. eine rote Rose allein Paradigma für die Klasse der roten Dinge, fiel auch eine gelbe Rose in diese Ähnlichkeitsklasse, denn sie ähnelt ja dem Paradigma. Nimmt man als Paradigmen für die Ähnlichkeitsklasse hingegen außer einer roten Rose auch einen Ziegelstein, ein englisches Telefonhäuschen und eine reife Tomate, so fällt die gelbe Rose nicht mehr in die Ähnlichkeitsklasse, denn sie ähnelt weder dem Ziegelstein, noch dem Telefonhäuschen, noch der Tomate.

Zu beachten ist, daß der Ähnlichkeitsnominalismus keine Klassentheorie ist. Ihm gemäß wird das Haben einer Eigenschaft nicht auf das Element-einer-Klasse-Sein zurückgeführt, sondern es wird darauf zurückgeführt, daß das betreffende Ding in einem bestimmten Ähnlichkeitszusammenhang mit anderen Dingen steht: „To be a token of a certain type is to be a term in a suitable resemblance structure of tokens“ (1989a, 48).

Armstrong konstruiert eine möglichst starke Version des Ähnlichkeitsnominalismus. Er meint, der Ähnlichkeitsnominalist könne Ähnlichkeit als eine *interne Relation* auffassen. *Eine Relation zwischen Dingen mit bestimmten Eigenschaften ist intern, wenn die Relation bestehen muß, wenn die in der Relation stehenden Dinge mit den betreffenden Eigenschaften existieren.* (Armstrong 1989a, 43f; 1989b, 105-111) M.a.W. eine Relation ist intern, wenn in jeder möglichen Welt, in der die Relata existieren, die Relata in der Relation stehen. Abstände beispielsweise sind externe Relationen, denn zwei Steine, die einen Abstand von 1 Meter voneinander haben, könnten auch mit einem anderen Abstand voneinander existieren. Wie kann Ähnlichkeit als interne Relation aufgefaßt werden? Armstrong stellt sich für den Ähnlichkeitsnominalisten die Frage, was an einem Ding für die Ähnlichkeit zu anderen Dingen verantwortlich ist. Die Antwort, es seien die gemeinsamen Eigenschaften, lehnt der Ähnlichkeitsnominalist ab, da er die Existenz von Eigenschaften ablehnt. Armstrong sagt, Ähnlichkeit müsse an der *Natur* eines Dinges liegen, und er entwickelt einen Begriff der Natur eines Dinges, den sich der Ähnlichkeitsnominalist zu eigen machen könnte: Man stelle sich die Konjunktion aller, als individuell aufgefaßten Eigenschaften eines Dinges vor. Die vielen Eigenschaften stelle man sich als zu einer einzigen Eigenschaft verschmolzen vor, an welcher keine Bestandteile mehr zu unterscheiden sind.<sup>18</sup> Dieses nicht analysierbare Eigenschaftsgebilde nennt Armstrong die individuelle Natur (*particularized nature*) eines Dinges. Es bietet sich für einen Ähnlichkeitsnominalisten an, sie als den Grund von Ähnlichkeit anzusehen. Wenn sich zwei Dinge mit einer bestimmten Natur ähneln, dann ähneln sie sich in jeder möglichen Welt, in der sie beide

---

<sup>18</sup> Dieses zur Unkenntlichkeit Verschmelzen der Eigenschaftskonjunktion beschreibt Armstrong so: „So now we have, as it were, to congeal the particular properties into a single grand (but still particular) property within which no differentiation can be made. Then we have the particularized nature of a thing. It is these particularized natures to which, I think, the Resemblance Nominalist ought to appeal as the grounding for the internal relation of resemblance.“ (1989a, 45)

mit ihrer jeweiligen Natur existieren. Armstrong sagt, Ähnlichkeit sei *supervenient* auf den Naturen der betreffenden Dinge:

[T]he resemblance [between *a* and *b*] is not an additional fact about the world over and above the possession by *a* and *b* of the particularized natures that they have. The [resemblance] relation supervenes on the natures, and if it supervenes, I suggest, it is not distinct from what it supervenes upon. (1989a, 56; vgl. 1989b, 103-118)

Folgende Einwände macht Armstrong gegen den Ähnlichkeitsnominalismus geltend:

Ein gelber Kanarienvogel ähnelt einem Zitronenfalter, und er ähnelt einem orangen Kanarienvogel. Wir würden gerne sagen, der gelbe Kanarienvogel ähnele dem Zitronenfalter hinsichtlich seines Gelbseins und dem orangen Kanarienvogel hinsichtlich seines Kanarienvogelseins. Der Ähnlichkeitsnominalist kann die Ähnlichkeiten in verschiedenen Hinsichten nicht anerkennen, er muß sagen, beide Ähnlichkeiten gründeten gleichermaßen in der individuellen Natur der jeweiligen Dinge. Er kann nicht die naheliegende Unterscheidung zwischen der gelben Farbe und dem Kanarienvogelsein des gelben Kanarienvogels treffen. Als ähnlich unzulänglich erweist sich der Ähnlichkeitsnominalismus bei der Analyse kausaler Zusammenhänge: Wir glauben, daß Mond und Erde sich kraft ihrer Masse anziehen, daß ihre Temperatur aber für die Anziehung nicht maßgeblich ist. Für den Ähnlichkeitsnominalisten verlieren sich Masse und Temperatur in der individuellen Natur, so daß sie gar nicht mehr unterschieden werden können. Er kann nur feststellen, daß Erde und Mond in diverse Ähnlichkeitsklassen fallen. Dafür aber muß er auf Dinge Bezug nehmen — die anderen Elemente der jeweiligen Ähnlichkeitsklassen nämlich —, die für die Anziehung von Erde und Mond irrelevant sind.

Der Ähnlichkeitsnominalist kann koextensionale Eigenschaften nicht unterscheiden. Zwei Eigenschaften, die denselben Umfang haben, bilden nur eine Ähnlichkeitsklasse. Alles, was festzustellen ist, ist daß die Dinge, welche die beiden koextensionalen Eigenschaften haben, einander in einem bestimmten Grade ähneln.

Der Ähnlichkeitsnominalismus ist einem Regreßargument ausgesetzt. Die weißen Dinge ähneln einander, und die dreieckigen Dinge ähneln einander. In beiden Fällen liegt Ähnlichkeit vor. Ähneln die Ähnlichkeit in dem einen Fall der Ähnlichkeit in dem anderen Fall? Oder aber ist vielmehr Ähnlichkeit ein Universale? Wenn man gezwungen ist, ein Universale einzuführen, muß man

den Ähnlichkeitsnominalismus aufgeben.<sup>19</sup> Russell meinte, der Ähnlichkeitsnominalismus müsse Ähnlichkeit als Universale zulassen und führe sich deshalb selbst ad absurdum:

It will be useless to say that there is a different resemblance to each pair, for then we will have to say that these resemblances resemble each other, and thus at last we shall be forced to admit resemblance as a universal. The relation of resemblance therefore, must be a true universal and having been forced to admit this universal, we find that it is no longer worthwhile to invent difficult and implausible theories to avoid the admission of such universals as whiteness and triangularity. (Russell 1912, 150f, in Armstrong 1989a, 53f)

Armstrong weist darauf hin, daß ähnliche Argumente wohl gegen *alle* Lösungen des Universalienproblems vorgebracht werden können. Jede der als Lösung des Universalienproblems vorgeschlagenen Theorien braucht eine *Grundrelation* („fundamental relation“): für den Ähnlichkeitsnominalismus ist es Ähnlichkeit, für eine realistische Theorie ist es Instantiierung, für den Prädikatennominalismus ist es das ‚Zutreffen auf‘ und für den Klassennominalismus ist es das Elementsein.<sup>20</sup> Bei dem Versuch, diese Grundrelation in der gleichen Weise zu analysieren, in der gemäß der jeweiligen Theorie jede andere Relation zu analysieren ist, tritt ein Regreß auf.

---

<sup>19</sup> Dieses Argument findet sich, wie Armstrong anmerkt, auch bei Husserl (1901, §§4-5) in der zweiten *Logischen Untersuchung*. Husserl verbindet es mit dem Einwand, daß der Ähnlichkeitsnominalismus nicht zwischen verschiedenen Eigenschaften und verschiedenen Hinsichten, in denen sich Gegenstände ähneln, unterscheiden kann. „Die empiristische Auffassung, welche die Annahme der spezifischen Gegenstände durch Rückgang auf ihren Umfang ersparen will, ist also undurchführbar. Sie vermag uns nicht zu sagen, was dem Umfang Einheit gibt. Folgender Einwand macht dies noch besonders klar. Die bestrittene Auffassung operiert mit ‚Ähnlichkeitskreisen‘, nimmt aber die Schwierigkeit etwas zu leicht, daß jedes Objekt in eine Vielheit von Ähnlichkeitskreisen hineingehört, und daß nun die Frage beantwortet werden muß, was diese Ähnlichkeitskreise selbst voneinander scheidet. Man sieht ein, daß ohne die schon gegeben Einheit der Spezies ein *regressus in infinitum* unvermeidlich wäre. Ein Objekt A ist ähnlich anderen Objekten; den einen nach dem Gesichtspunkt a, den anderen nach dem Gesichtspunkt b usw. Der Gesichtspunkt selbst soll aber nicht besagen, daß eine Spezies da ist, welche Einheit schafft. Was macht also z.B. den durch *Röte* bedingten Ähnlichkeitskreis einheitlich gegenüber dem durch *Dreieckigkeit* bedingten? Die empiristische Auffassung kann nur sagen: es sind differente Ähnlichkeiten. Sind A und B hinsichtlich des Rot ähnlich, und sind A und C hinsichtlich der Dreieckigkeit ähnlich, so sind diese Ähnlichkeiten verschiedenartig. Aber da stoßen wir ja wieder auf Arten. Die Ähnlichkeiten selbst werden verglichen und bilden Gattungen und Arten, wie ihre absoluten Glieder. Wir müßten also wieder auf die Ähnlichkeiten dieser Ähnlichkeiten zurückgehen und so in *infinitum*.“ (Husserl 1901, 115f)

<sup>20</sup> So auch Campbell (1990, 36f).

Gemäß einer realistischen Theorie beispielsweise hat ein Ding die Masse  $M$ , wenn es das entsprechende Universale  $U(M)$  instantiiert. Doch instantiiert werden auch viele andere Universalien von vielen anderen Dingen, Instantiierung kommt beliebig oft in der Welt vor, mithin ist Instantiiertsein anscheinend ein Universale, welches bei der Instantiierung von  $U(M)$  durch das Ding *instantiiert* wird. Bei Instantiierung von Instantiierung wird jedoch wiederum Instantiierung instantiiert, und so *in infinitum*. Jedoch mag man das für eine realistische Theorie zulässig halten, denn sie läßt ja Universalien zu, und damit kann sie auch das Instantiierungsuniversale zulassen. Russells Einwand gegen den Ähnlichkeitsnominalismus war nicht in erster Linie, daß ein Regreß bestehe, sondern daß auch der Ähnlichkeitsnominalismus, entgegen seinen Vorgaben, nicht ohne Universalien auskomme. Das wird jedoch nicht das letzte Wort sein, denn ein hartgesottener Ähnlichkeitsnominalist wird schlicht entgegenen, die vorkommenden Ähnlichkeitsrelationen seien Individuen, welche sich exakt ähneln.<sup>21</sup> Richten wir unsere Aufmerksamkeit also nicht auf die Frage, ob der Ähnlichkeitsnominalist Universalien einführt, sondern fragen wir nur, ob der — anscheinend bei allen Lösungen des Universalieproblems — auftretende Regreß ein schädlicher Regreß ist.

Armstrong argumentiert, der Regreß sei nicht schädlich, denn das Bestehen der Ähnlichkeit sei keine Tatsache, welche zusätzlich zu der Tatsache besteht, daß die ähnelnden Dinge ihre individuelle Natur haben. Die Ähnlichkeitsrelation sei *supervenient* auf den Naturen und sei daher gar nicht verschieden von den Naturen. Die ähnelnden Dinge selbst machten es wahr, daß die Ähnlichkeit bestehe. Daher sei die Ähnlichkeitsrelation „an ontological free lunch“ (Armstrong 1989a, 56; cf. 1997, 12f).

#### 1.4. Armstrongs Kritik der nominalistischen Momententheorie

Man stelle sich Eigenschaften und Beziehungen als etwas Individuelles, als Momente vor und nehme an, sie könnten sich ähneln in einem Grade zwischen gar keiner Ähnlichkeit und völliger Gleichheit. Aus diesem Ansatz läßt sich eine

---

<sup>21</sup> So gegen Russell vertreten von Campbell (1990, 38): „We must reject the claim that, in the sense that matters, there is the same resemblance between a and b and between a and c. These are two different, but very similar, even exactly similar, resemblances. And the resemblances between the resemblances are likewise matching particulars, not universals.“

vielversprechende Ontologie entwickeln, die in jüngster Zeit viele Anhänger gefunden hat, und auch ich werde unten eine ähnliche Theorie verteidigen.<sup>22</sup> Armstrong widmet ihr in seinem Buch von 1989 weit mehr Aufmerksamkeit, als in seinem Buch von 1978, wo er sie nur kurz und mit deutlicher Ablehnung behandelt. 1989 hält er sie für fast genauso stark wie die von ihm selbst vertretene Universalientheorie (ohne Momente, mit Sachverhalten). (1989a, 120)

Armstrong untersucht nur nominalistische Momententheorien, solche also, die Universalien ablehnen und Momente als Universalienersatz („as ersatz universals“; 1989a, 122) annehmen. Er meint, man werde entweder Momente oder Universalien annehmen, keinesfalls aber beides: „either the universals or the tropes are redundant“.

### Momente in Bündeln oder an Substraten?

Angenommen, Eigenschaften sind Momente; werden sie von Substraten getragen, oder treten sie in Bündeln auf? Armstrong weist darauf hin, daß die — mit der Bevorzugung von Bündeltheorien einhergehende — Ablehnung, die Substraten (auch „Substanzen“ genannt) häufig entgegen gebracht wird, eine Ablehnung der Lockeschen Auffassung der Substrate als etwas ist, von dem man gar nichts wissen könne („something I know not what“). Armstrong legt nahe, daß die Lockesche Auffassung unzulänglich sei, daß aber eine andere Auffassung von Substraten zu entwickeln sei, gemäß der wir Substrate samt bestimmten Eigenschaften, also Sachverhalte, wahrnehmen. (Armstrong 1989a, 61) Dementsprechend zieht Armstrong unter den nominalistischen Momententheorien die Substrattheorien („substance-attribue view“) gegenüber den Bündeltheorien vor, obwohl die meisten Momententheoretiker tatsächlich Bündeltheorien entwickelt haben.

Gegen die Bündeltheorie führt Armstrong hauptsächlich an, Momente seien nicht geeignet, die Substanzen der Welt zu sein. Eine Substanz sei etwas, das der

---

<sup>22</sup> Eine umfassende Ausarbeitung einer solchen Theorie hat Campbell (1990) vorgestellt. Momententheorien finden sich auch bei: Denkel 1996; Mertz 1996; Bacon 1995; Simons 1994; Mulligan & Smith & Simons 1987; Martin 1980; Williams 1953; Stout 1921; Husserl 1901, 155 (s.a. *III. Logische Untersuchung*: Husserls „Lehre von den Ganzen und Teilen“ handelt von Momenten, von „abstrakten Teilen“). Momente sind aber nicht eine Erfindung dieses Jahrhunderts, sondern werden schon von Aristoteles in der Kategorienschrift (1a20-1b9) behandelt: Momente (Akzidentien) sind in einem Zugrundeliegenden (Subjekt) (ἐν ὑποκειμένῳ εἶσιν), werden aber nicht von ihm ausgesagt (καθ' ὑποκειμένου λέγονται). (Vgl. Künne 1983, 77f; Degen, in: *HMO* 1, 13-15) Husserl und Aristoteles nehmen an, daß es sowohl Momente als auch Universalien gibt, die anderen genannten Autoren bestreiten die Existenz von Universalien.

unabhängigen Existenz fähig („capable of independent existence“; 1989a, 114f) ist, Momente könnten jedoch nicht ohne die Dinge existieren, deren Bestandteile sie sind, bzw. Beziehungsmomente könnten nicht ohne die zugehörigen Relata existieren, also seien Momente keine Substanzen. „Substances are capable of independent existence. But could, say, a ‚betweenness‘ exist without any terms? The idea seems ridiculous [...].“ Daher meint Armstrong (wie Martin 1980), daß man, wenn man Momente annimmt, annehmen sollte, Momente würden von einem Substrat getragen. Er hält die Substrattheorie der Bündeltheorie gegenüber für überlegen.

Wie ich unten (S. 193ff) noch ausführen werde halte ich Armstrongs Intuition, daß ein einzelnes Moment, wie z.B. das Ein-Kilogramm-schwer-Sein eines bestimmten Steines nicht allein existieren kann, für goldrichtig. Momente sind *unselbständige* Entitäten. Deswegen braucht man aber noch nicht ein Substrat annehmen, von welchem Momente getragen würden. Vielmehr wird der Unselbständigkeit von Momenten am besten durch die Annahme Rechnung getragen, daß Momente nur im Verbund mit anderen Momenten existieren können.

### Sachverhalte

Sachverhalte sind Entitäten der Form ‚Das F-Sein des a‘, z.B. das Rotsein jener Rose. Gemeint ist hier mit „Sachverhalt“ nicht das Rotmoment der Rose, sondern eine Gegenständlichkeit, welche sowohl die Eigenschaft der Röte (je nach Ontologie entweder als Moment oder als Universale) als auch das Individuum, d.h. die Rose, als Bestandteile hat, und welche die Aussage „Die Rose ist rot“ wahr macht. (Vgl. Armstrong 1997, 20 u. Kap. 8) Armstrong führt folgenden Grund an, weshalb Sachverhalte in eine Momentenontologie aufzunehmen sind:

Thus, suppose that *a* has property trope *F*. This is either a matter of *F*'s standing in the bundling relation to the other tropes that make up *a* (bundle version) or else is a matter of *F*'s being an attribute of *a* (substance-attribute version). In either case, states of affairs are required. For instance, *a*'s being *F* entails the existence of *a* and trope *F*. But *a* and trope *F* could exist without *a*'s being *F*. So [*a*+*F*] (the object that is the mere sum of *a* and *F*) is an insufficient truth-maker for *a*'s being *F*. States of affairs are required as part of the ontology of any trope theory. (Armstrong 1989a, 117)

Armstrong meint, gäbe es den Sachverhalt ‚das F-Sein des a‘ nicht, wäre gar nicht bestimmt, ob und womit *F* verbunden ist. Es könnte sein, daß *F* und *a* existieren, aber nicht verbunden sind. Die Welt wäre durch eine Ontologie ohne Sachverhalte unterbestimmt, mithin wäre eine solche Ontologie falsch.

## Einwand gegen Armstrong

Armstrong weist selbst auf folgende Alternative zur Annahme von Sachverhalten hin, auf die ihn C.B. Martin hingewiesen habe (117f): Man kann annehmen, Momente seien *unübertragbar* („nontransferable“). Wenn es ein bestimmtes Moment F gibt, so gehört F zu einem ganz bestimmten Ding; F kann nicht existieren außer als Moment eines bestimmten Dinges. Demgemäß impliziert die Existenz von F und a, daß a F ist. Es ist dann nicht zusätzlich zu F und a der Sachverhalt des F-Seins des a anzunehmen. — In der oben zitierten Passage hingegen ging Armstrong davon aus, daß die Existenz von F und a noch nicht impliziert, daß a F ist, sondern daß, wenn F und a existieren, noch offen ist, ob a F ist oder aber ob F nicht an a ist (sondern allein oder an einem anderen Ding).

Ich halte Martins Alternative für die bessere Alternative. Die von Armstrong favorisierte Version der Momententheorie besagt, daß gemäß Momente „promiskuitiv“ sind, d.h. daß ein bestimmtes Moment an jedem beliebigen Ding sein könnte und auch von einem Ding auf einen anderen übergehen könnte. Das scheint absurd. Sollten etwa Mond und Erde ihre Massmomente tauschen können, vielleicht sogar unter Beibehaltung der anderen Eigenschaften wie Dichte und Form? Oder noch seltsamer: Sollte der Mond seine Masse mit des Sokrates‘ Weisheit tauschen können? Es ist wohl nicht einmal anzunehmen, daß zwei Elektronen ihre — exakt gleichen — Ladungsmomente tauschen können,<sup>23</sup> keineswegs aber ist anzunehmen, daß Momente *beliebig* getauscht werden könnten, so wie Armstrong das behauptet:

[O]ne will see no reason why property tropes and relation tropes should not be shifted around promiscuously to yield possible states of affairs. (Armstrong 1989a, 118)

Ist es ontologisch leichtsinnig, die Notwendigkeit anzunehmen, daß das Moment F entweder als Bestandteil von a existiert oder gar nicht? Daß der Mond nicht wise sein kann, daß er nicht ohne jegliche Masse existieren kann oder daß er nicht das Massenmoment der Erde annehmen kann, halte ich für sehr aus-

---

<sup>23</sup> Armstrong macht der Momententheorie zum Vorwurf, daß sie zulasse, daß zwei Dinge zwei exakt ähnelnde Momente austauschen könnten — z.B. zwei Elektronen ihre Ladungsmomente —, und daß damit ein Momentenwechsel erlaubt wäre, dem keine wirkliche Veränderung entspricht. (1989a, 131f) Dieser Einwand trifft jedoch nur die von Armstrong favorisierte Momententheorie, der gemäß ein bestimmtes Moment an jedem beliebigen Gegenstand sein könnte. Vertritt man jedoch eine Momententheorie, der gemäß ein bestimmtes Moment an keinem anderen Ding sein könnte als an dem, an dem es ist, greift dieser Einwand — wie Armstrong selbst einräumt — nicht.

sichtsreiche Kandidaten für Fälle von Notwendigkeit. Armstrong hingegen sagt zu der These, daß es unmöglich ist, daß Momente von ein Ding auf ein anderes Ding übertragen werden:

A rather mysterious necessity in the world. Which poison should the boys in the backroom choose? (1989a, 118)

Was bewegt Armstrong zu diesem harschen Urteil? Er gibt selbst die Antwort:

What should we think of getting rid of states of affairs by postulating necessities in this way? Much will depend upon what view one takes of the metaphysics of modality: the theory of necessity and contingency. My own approach to modality is combinatorial. In Armstrong 1989 [b] I argue for the following general approach: Possibilities that are not actual are given by any recombination of the elements of states of affairs (these elements being thin particulars, properties, and relations) in a way that respects the form of states of affairs. (1989a, 118)

Der Grund für Armstrongs Annahme der „Promiskuität“ von Momenten ist also seine Theorie der Möglichkeit.<sup>24</sup> Das können wir hier nur zur Kenntnis nehmen und festhalten, daß man, wenn man eine Momententheorie und eine kombinatorische Theorie der Möglichkeit vertreten möchte, Sachverhalte in seine Ontologie aufnehmen muß.

Wenn man aber — wie ich es naheliegender finde — gegen Armstrong annimmt, daß ein bestimmtes Moment abhängig ist von dem Ding, an dem es ist, daß es also nicht existieren kann außer an dem Ding, an dem es ist, wird man nicht nur keine Sachverhalte zusätzlich zu Momenten annehmen, man wird auch eine Bündeltheorie einer Substrattheorie vorziehen. Armstrongs Kritik an der Bündeltheorie ist, daß einzelne Momente nicht existieren können. (1989a, 115)<sup>25</sup> Doch man muß hier nicht mit Armstrong die Konsequenz ziehen, daß Momente von Substraten, einer besonderen Kategorie von Entitäten, getragen würden. Einfacher ist es anzunehmen, daß die Momente eines Dinges — nicht von einem Substrat, sondern — *voneinander* existential abhängig sind, sie sind gegenüber anderen Momenten seinsunselbständig.<sup>26</sup> Ein einzelnes Moment

---

<sup>24</sup> Schon im Schlußwort seines Buches 1978b sieht Armstrong es als eine ihm nach der Entwicklung seiner Universalientheorie verbleibende Herausforderung an, eine *empiristische Theorie der Notwendigkeit* zu entwickeln, eine Herausforderung, die er in seinem Buch *A Combinatorial Theory of Possibility* (1989b) annimmt.

<sup>25</sup> Auch C.B. Martin führt für die Annahme von Substraten in einer Momentenontologie ins Feld, daß Momente nicht alleine sein können. (Martin 1980, 7)

<sup>26</sup> Husserl und Ingarden haben eine Ontologie vertreten, in der es sowohl seinsunselbständige Momente als auch Universalien gibt. Eine an Husserls realistische Ontologie anknüpfende nominalistische Ein-Kategorien-Ontologie mit seinsunselbständigen Momenten hat Simons

kann nicht existieren, es kann nur zusammen mit anderen Momenten existieren. (Ich nenne, wie ich später, S. 79, noch ausführen werde, eine Entität  $x$  seinsunselbständig, wenn  $x$  nicht existieren kann außer in einem Ganzen zusammen mit bestimmten anderen Entitäten.)

Die Annahme, daß die Momente eines Dinges voneinander existential abhängig sind, trägt nicht nur Armstrongs Intuition, daß ein einzelnes Moment nicht existieren kann, Rechnung, sie erklärt auch, was die Momente eines Dinges zusammenhält, was sie bündelt. Die Momente eines Dinges halten zusammen, weil sie voneinander existential abhängig sind, d.h. weil sie nicht existieren können außer im Verbund mit den anderen Momenten. Einzelne Momente sind seinsunselbständig. Sie können nur existieren, wenn sie mit den anderen Momenten des Dinges zusammen sind.

Abgesehen davon ist fragwürdig, ob Armstrongs Annahme, daß ein Moment nur an einem Substrat existieren kann, seiner eigenen Intuition, daß ein einzelnes Moment nicht existieren kann, genügend Folge leistet. Armstrong würde meinen, die Masse des Mondes könne nicht allein, sondern nur an dem Substrat des Mondes existieren. Ich bezweifle darüber hinaus, daß der nackte Sachverhalt aus dem Massemoment des Mondes und dem Mondsubstrat existieren kann. Kann nicht das Die-Masse-M-Haben des Mondes erst existieren, wenn dazu z.B. auch eine Dichte, ein Volumen, eine Form, eine Ladung des Mondes existieren? Armstrong sieht das nicht vor; gemäß seiner kombinatorischen Theorie der Möglichkeit kann auch ein Ding mit nur einer Eigenschaft existieren.

Ich halte also eine Momentenontologie mit Bündeln und ohne Substrate und ohne Sachverhalte für die plausiblere Theorie, Armstrong hingegen zöge eine Momentenontologie mit Substraten und Sachverhalten vor.

### Armstrongs Entwurf der Momentenontologie

Armstrong hält eine Momentenontologie am aussichtsreichsten, die wie folgt zu skizzieren ist: Momente können einander ähneln, und zwar in einem Grade zwischen gar keiner Ähnlichkeit und exakter Ähnlichkeit. Exakte Ähnlichkeit ist symmetrisch, transitiv und reflexiv. Wenn das Moment A dem Moment B exakt ähnelt, dann ähnelt auch das Moment B dem Moment A exakt. Wenn A dem B und B dem C exakt ähneln, dann ähnelt auch A dem C exakt. Damit

---

(1994) entwickelt. Vgl. auch Simons 1998 und Denkels Kritik von Simons' Theorie in Denkel 1997. Eine Ontologie mit seinsunselbständigen Momenten vertritt auch Arda Denkel in seinem *Object and Property* (1996).

bilden Momente, die einander exakt ähneln, jeweils sich einander ausschließende (disjunkte) Klassen. So eine Klasse aus sich exakt ähnelnden Momenten in einer nominalistischen Momententheorie ist das Gegenstück zu einem Universale in einer realistischen Theorie. Überall dort, wo der Momententheoretiker eine Klasse aus sich exakt ähnelnden Momenten annimmt, nimmt der Realist ein Universale an.

Keinesfalls ist eine nominalistische Momententheorie schon deshalb abzulehnen, weil wir davon *reden*, daß Dinge Eigenschaften „gemeinsam“ haben, und weil diese Redeweise vielleicht die Annahme von Universalien nahelegt. Für die ggf. wahre Aussage „Diese beiden Steine haben gemeinsam, ein Kilogramm schwer zu sein“, stellt die nominalistische Momententheorie als Wahrmacher die beiden einander exakt ähnelnden Massemomente zur Verfügung, und die sind nicht minder als Wahrmacher geeignet, als das (zweimal instantiierte) Universale des Realisten.

Die nominalistische Momententheorie kann — im Gegensatz zum extremen Nominalismus — der *Unterscheidung der Hinsichten* eines Dinges gerecht werden. Die Gelbmomente des gelben Kanarienvogels und des Zitronenfalters ähneln einander, und die Momente des gelben Kanarienvogel, die ihn zum Kanarienvogel machen, ähneln den Momenten des orangen Kanarienvogels, welche diesen zum Kanarienvogel machen. Es können also die verschiedenen Hinsichten, in denen sich Dinge ähneln, unterschieden werden. Entsprechend kann auch unterschieden werden, welche Eigenschaften eines Dinges in einem bestimmten kausalen Zusammenhang relevant sind und welche nicht. Für die Anziehung von Mond und Erde sind das Massemoment des Mondes und das Massemoment der Erde relevant, nicht aber z.B. das Temperaturmoment der Erde.

Koextensionale Eigenschaften stellen für eine Momententheorie keine Schwierigkeit dar. Daß die Eigenschaften A und B koextensional sind, läßt sich so beschreiben, daß jedes Moment aus der Ähnlichkeitsklasse A an einem Ding ist, an dem auch ein Moment aus der Ähnlichkeitsklasse B ist. Die Eigenschaft, ein Herz zu haben, ist zu unterscheiden von der Eigenschaft, eine Niere zu haben, auch wenn alle Lebewesen mit Herz auch eine Niere haben und umgekehrt.

Eine nominalistische Momententheorie nimmt Ähnlichkeiten als nackte, nicht weiter analysierbare Tatsachen hin, „as brute necessities“, wie Armstrong (1992, 25) sagt. Die Ähnlichkeit von Dingen rührt demnach von der Ähnlichkeit

der sie aufbauenden Momente, und die Ähnlichkeit der Momente ist primitiv, d.h. nicht weiter erklärbar.

### Ähnlichkeit zwischen Eigenschaften

Universalientheorien beschreiben Ähnlichkeit als Gemeinsamhaben von Eigenschaften. Das ist zwar, wenn es wahr ist, erhellender, als die Beschreibung des Nominalisten, die Schwierigkeit für den Realisten beginnt jedoch dort, wo sich zwei Dinge in einer Hinsicht nicht exakt, sondern nur entfernt ähneln, wo also z.B. zwei Tennisbälle nurmehr beinahe gleich schwer sind, weil der eine schon etwas abgenutzt ist. Sie haben nun zwar nicht genau die gleiche Masse, sie ähneln einander hinsichtlich des Gewichtes aber trotzdem noch, und ein Vergleich mit einem Tischtennisball wird ergeben, daß dieser sich von jenen u.a. durch seine Masse deutlich unterscheidet, jene aber einander in ihrer Masse sehr ähnlich sind. Der Realist kann nun nicht mehr einfach sagen, die beiden Tennisbälle ähnelten sich hinsichtlich ihrer Masse, weil sie dasselbe Masseuniversale instantiierten. Er muß eine andere Erklärung suchen.

Für eine nominalistische Momententheorie entsteht diese Schwierigkeit nicht. Sie nimmt die Ähnlichkeit zwischen Momenten sowieso als primitiv und gegeben an, und damit nimmt sie auch als gegeben an, daß Ähnlichkeit in allen Graden auftreten kann. Als die beiden Tennisbälle neu waren, ähnelten ihre Massemomente einander exakt, nun aber, nachdem der eine etwas an Masse verloren hat, ähneln sich die Massemomente nur noch beinahe exakt.

### Nachteile der Momententheorie

Vor allem aus zwei Gründen sieht Armstrong (1992, 25) die nominalistische Momententheorie als nur die zweitbeste, einer Universalientheorie unterlegene Theorie an:

Erstens sei es unplausibel, daß *Ähnlichkeit* nicht weiter zu erklären sein soll. Folgende drei die Ähnlichkeit betreffenden Axiome muß der Nominalist als „brute necessities“ annehmen, während der Realist sie erklären kann, indem er sie auf Axiome, die für Identität gelten, zurückführen kann:<sup>27</sup> 1. Ähnlichkeit ist *symmetrisch*: Wenn a b im Grade D ähnelt, dann ähnelt auch b a im Grade D. — Diese Symmetrie ist für den Realisten die Symmetrie der Identität. (Die Eigenschaft E von a ist identisch mit der Eigenschaft E von b; daraus folgt, daß auch E von b identisch ist mit E von a.) 2. Nicht-exakte Ähnlichkeit ist *nicht*

---

<sup>27</sup> Vgl. Armstrong 1989a, 102f & 137 sowie 1992, 25.

*transitiv*: Wenn a b im Grade D ähnelt, und b c mit Grade D ähnelt, dann muß nicht auch a c im Grade D ähneln. — Für den Realisten ist dies die Nichttransitivität der teilweisen Identität. (a und b sind partiell identisch, d.h. sie haben einen identischen Bestandteil; b und c sind partiell identisch; daraus folgt *nicht*, daß a und c partiell identisch wären, denn der Bestandteil, den a und b gemeinsam haben, muß nicht derselbe sein wie der Bestandteil, den b und c gemeinsam haben.) 3. *Exakte Ähnlichkeit ist transitiv*: Wenn a b exakt ähnelt, und b c exakt ähnelt, dann ähnelt auch a c exakt.<sup>28</sup> — Für den Realisten ist dies die Transitivität der Identität. (a und b sind in allen Eigenschaften identisch; b und c sind in allen Eigenschaften identisch; daraus folgt, daß a und c in allen Eigenschaften identisch sind.) (Vgl. Armstrong 1989a, 102 & 137; 1992, 25)

Zweitens hält Armstrong die Annahme von Universalien für nötig, um *Naturgesetzen* — nicht verstanden als Gesetzaussagen, sondern vielmehr als deren Wahrmacher — gerecht werden zu können. (vgl. 1983; 1989a, 138) Nominalistische Momententheorien können keine Erklärung geben, weshalb sich Protonen und Elektronen immer gleichermaßen anziehen, sie können nur zur Kenntnis nehmen, daß ähnliche Momente sich regelmäßig ähnlich verhalten. Der erste Teil von Armstrongs Buch *What is a Law of Nature?* (1983, 1-73) enthält eine ausführliche Kritik von Regularitätstheorien der Kausalität. Armstrong kommt zu dem Schluß, Regularitätstheorien würden früher oder später dem gleichen Schicksal anheimfallen, wie die kommunistischen Regime in Osteuropa, sie würden untergehen. (1992, 26) Man könne sich die bei kausalen Zusammenhängen waltende Notwendigkeit nur durch universale Zusammenhänge erklären. Armstrong hält Naturgesetze für Beziehungen zwischen Universalien. Eine vergleichbare Strategie, die den Naturgesetzen Rechnung trüge, steht dem Nominalisten nicht zur Verfügung.

## 1.5. Armstrongs Theorie der Universalien: Immanenter Realismus

### 1.5.1. Sind Universalien transzendent oder immanent?

Universalien sind entweder so aufzufassen, daß sie gegenüber den sie instantiierenden Individuen *transzendent* sind, d.h. daß sie von ihnen ganz verschieden und getrennt sind und mit ihnen ggf. durch die Relation der Instantiierung

---

<sup>28</sup> Dies ist ein Fall des allgemeineren Gesetzes: Wenn a b mit Grad D ähnelt, und b c exakt ähnelt, dann ähnelt a c mit Grad D.

verbunden sind, oder aber so, daß sie den sie instantiierenden Individuen *immanent* sind, d.h. daß ein Universale in jedem Individuum, das es instantiiert, ganz vorhanden ist und demnach ein Bestandteil des Individuums ist. Jene heißen *transzendente Universalien*, diese heißen *immanente Universalien*. Die — von Armstrong vertretene — Auffassung, der gemäß es immanente Universalien gibt, heißt *Immanenter Realismus* (Immanent Realism). Die gemeinsame Teilhabe zweier Individuen an einem Universale, das Gemeinsamhaben einer Eigenschaft, ist demgemäß entweder so zu beschreiben, daß die beiden Individuen zu demselben Universale in der Relation der Instantiierung stehen, oder aber so, daß dasselbe Universale in beiden Individuen vorkommt, d.h. daß es einen gemeinsamen Bestandteil der beiden Individuen bildet und die beiden Individuen dadurch partiell identisch sind.

Die Frage, ob Universalien transzendent oder immanent sind, hängt zusammen mit der Frage, ob es Universalien gibt (oder zumindest geben kann), die nicht instantiiert sind. Wenn Universalien transzendent sind, kann es auch Universalien geben, die nicht instantiiert sind. Wenn Universalien jedoch „in“ den Dingen sind, kann es keine Universalien geben, die nicht instantiiert sind; denn dann kann es ein Universale nur geben, wenn es ein Ding gibt, „in“ dem das Universale ist.

Die Auffassung, daß es nicht-instantiierte Universalien gibt (oder zumindest geben kann), nennt Armstrong „Platonismus“. Läßt man nicht-instantiierte Universalien zu, dann nimmt man damit an, daß es zwei Seinsgebiete gebe, das Gebiet der Individuen und das Gebiet der Universalien. „[W]e get two realms: the realm of universals and the realm of particulars, the latter being ordinary things in space and time.“ (1989a, 76) Instantiierung ist dann die Relation, die Entitäten aus dem einen Gebiet mit Entitäten aus dem anderen Gebiet verbindet. Individuen befinden sich in Raum und Zeit. Wo aber befinden sich die Universalien, wenn sie nicht den Dingen immanent sind? In einem Platonischen Himmel, einem τόπος οὐράσιος? Wird man annehmen wollen, daß es Entitäten in einem Platonischen Himmel gibt? Für Armstrong kommt eine solche Annahme nicht in Frage: „Such a view is unacceptable to naturalists, that is, to those who think that the space-time world is all the world that there is.“ (1989a, 76)

Ich gebe zu bedenken, daß die Beteuerung, Entitäten anzunehmen, die sich nicht in Raum und Zeit, sondern in einem Platonischen Himmel, einem τόπος οὐράσιος befinden, sei absurd, allein nicht allzuviel erklärt. Entitäten, die sich nicht in Raum und Zeit befinden, sind Entitäten, die *nicht räumlich und nicht*

zeitlich sind. Daß sie nicht räumlich und nicht zeitlich sind heißt aber nicht, daß sie sich „außerhalb“ des Raumes oder „in“ einem anderen Reich bzw. „außerhalb“ der Zeit oder „in“ Ewigkeit befänden, sondern es heißt zunächst einmal nur, daß sie gar nicht räumlich bzw. zeitlich bestimmt sind. Ihnen Raum- und Zeitposition zuzuschreiben, hieße, einen Kategorienfehler zu begehen, so ähnlich, wie man ihn begeht, wenn man den Mond eifersüchtig heißt.

Die Annahme, Universalien befänden sich außerhalb der Dinge, in einem τόπος οὐράσιος mag mystisch klingen; die Annahme, Universalien befänden sich in den Dingen, ist jedoch nicht geringeren Schwierigkeiten ausgesetzt. Daß ein Universale in vielem und zugleich in jedem einzelnen zu Gänze sein soll, fand schon Platons Parmenides unbegreiflich:

Πότερον οὖν δοκεῖ σοι ὅλον τὸ εἶδος ἐν ἐκάστῳ εἶναι τῶν πολλῶν ἐν ὄν, ἢ πῶς;

Τί γὰρ κωλύει, φάναι τὸν Σωκράτη, ὃ Παρμενίδη, ἐν εἶναι;

Ἐν ἄρα ὄν καὶ ταῦτόν ἐν πολλοῖς χωρὶς οὐσιν ὅλον ἅμα ἐνέσται, καὶ οὕτως αὐτὸ αὐτοῦ χωρὶς ἂν εἴη.

(Platon, *Parmenides* 131a-b; vgl. *Philebos* 15b)

Meinst du also, daß das ganze Universale in jedem einzelnen von den vielen [von denen es instantiiert wird] ist, obwohl es eines ist? Oder wie? —

Sokrates: Was, mein lieber Parmenides, soll es denn hindern, eines zu sein? —

Eines soll es sein, und dasselbe soll ganz in vielen verschiedenen Dingen zugleich sein? Soll es also selbst außerhalb seiner selbst sein? ... [meine Übs.]

Die Frage, *wo* Universalien sind, ist irreführend. Armstrong weist darauf hin, daß Universalien nicht ein Ort zuzuschreiben ist, an dem sie sich befinden. Universalien befinden sich nicht an einem Ort, eine Zuschreibung räumlicher Position ist bei Universalien fehl am Platz: „talk of the location of universals, while better than placing them in another realm, is also not quite appropriate.“ (1989a, 98) Universalien sind für Armstrong Bestandteile von Sachverhalten, und die Welt ist die Gesamtheit der Sachverhalte. In diesem Sinne meint Armstrong, Universalien seien „in“ den Dingen:

To talk of locating universal in space-time then emerges as a crude way of speaking. Space-time is not a box into which universals are put. Universal are constituents of states of affairs. Space-time is a conjunction of states of affairs. In that sense universals are „in“ space-time. But they are in it as helping to constitute it. (1989a, 99)

Armstrongs Argument gegen die Annahmen transzendenter Universalien ist, daß es wenig plausibel ist, daß ein Ding eine Eigenschaft hat, indem es in einer

Beziehung zu einer *anderen* Entität steht. (1989a, 76f) Er möchte Universalien „down to earth“ bringen und nimmt daher an, daß Universalien in folgendem Sinne in den Dingen sind: Ein Universale, das von einem Ding instantiiert wird, ist ein *Bestandteil* dieses Dinges. Wenn zwei Dinge, a und b, dasselbe Universale U instantiiieren, so ist U Bestandteil von a und Bestandteil von b. U als Bestandteil von a ist *numerisch identisch* mit U als Bestandteil von b. a und b sind in diesem Falle partiell identisch. Die Ähnlichkeit zwischen a und b ist zurückzuführen auf die partielle Identität von a und b.

Die Beziehung eines Universale zu einem Ding, von dem es instantiiert wird, ist nicht die Teil-von-Beziehung wie sie Gegenstand der Mereologie ist. Die Beziehung der Masse einer Maus zu der Maus ist eine andere, als die Beziehung der Niere der Maus zu der Maus. Armstrong nennt daher ein Universale nicht „Teil“, sondern „Bestandteil“ des Dinges, von dem es instantiiert wird:

I say ‚constituent‘ rather than ‚part‘ because I think that this partial identity is not the simple sort of partial identity envisaged by the mereological calculus, the calculus of whole and part. (A point that confused me for many years.)<sup>29</sup> (1992, 24)

Ein immanentes Universale gibt es nur, wenn es instantiiert ist. Das besagt das von Armstrong vertretene *Prinzip der Instantiierung*:

*Jedes Universale muß mindestens einmal instantiiert sein, sei es in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft.*<sup>30</sup>

Anders ausgedrückt besagt das Prinzip der Instantiierung, daß es keine nicht-instantiierten Universalien geben kann, d.h. es kann keine Universalien geben, die weder in der Vergangenheit instantiiert waren, noch in der Gegenwart instantiiert sind, noch in der Zukunft instantiiert sein werden. Wieso es genügen soll, daß ein Universale in Zukunft instantiiert sein wird, ist unklar. Meines Erachtens entspräche es dem Sinn des Prinzips der Instantiierung, daß ein Universale erst dann zu existieren beginnt, wenn es das erste Mal instantiiert ist. Demgemäß könnte es nur solche Universalien geben, die instantiiert sind oder es einmal waren. Wenn man hingegen, wie Armstrong, das oben genannte

---

<sup>29</sup> David Lewis findet Armstrongs Unterscheidung zwischen „Teil“ und „Bestandteil“ nicht nachvollziehbar. Vgl. Lewis 1986, 36 und Armstrong 1997, 119-123.

<sup>30</sup> Vgl. Armstrong 1989a, 75f: „We certainly should not demand that every universal should be instantiated *now*. It would be enough if a particular universal was not instantiated now, but was instantiated in the past, or would be instantiated in the future. The Principle of Instantiation should be interpreted as ranging over all time: past, present, and future.“

schwache Prinzip der Instantiierung annimmt, demgemäß es genügt, daß ein Universale in Zukunft einmal instantiiert sein wird, kann man Universalien auch nicht-zeitlich nennen, denn ihm gemäß unterliegen sie ja anscheinend zumindest nicht der zeitlichen Ordnung des Entstehens und Vergehens. Aus Armstrongs schwachem Prinzip der Instantiierung ergibt sich, daß Universalien keinen zeitlichen Anfang haben. Der beste Kandidat für den zeitlichen Anfang eines Universale wäre der Zeitpunkt der ersten Instantiierung, der aber ist gemäß Armstrongs Prinzip der Instantiierung nicht der Entstehungszeitpunkt eines Universale, denn dieses Prinzip läßt ja zu, daß es ein Universale gibt, bevor es das erste Mal instantiiert ist. Armstrong nennt seine Universalien *universalia in rebus* und lehnt *universalia ante res*, wie er transzendente Universalien auch nennt, ab. Es ist nicht ganz nachzuvollziehen, weshalb Armstrong die Bezeichnung seiner Universalien als *universalia ante res* ablehnt, wo er doch annimmt, daß es möglich ist, daß es ein Universale gibt, welches zwar einmal instantiiert sein wird, welches aber weder jetzt instantiiert ist, noch jemals instantiiert war. Aus Armstrongs Prinzip der Instantiierung folgt, daß es sehr wohl Universalien „vor den Dingen“ geben kann.

Festzuhalten ist, daß Armstrong betont, daß sich Universalien nicht in einem anderen Reich befinden und daß es keine nie instantiierten Universalien gebe. Er nimmt *immanente Universalien* an, d.h. nicht Universalien, die mit den sie instantiiierenden Dingen verbunden sind, indem sie mit ihnen in der Relation der Instantiierung stehen, sondern Universalien, die den Dingen immanent sind. Ein Universale ist in jedem Ding, das es instantiiert, ganz vorhanden. Ein Universale kann Bestandteil von mehreren Dingen sein. Wenn ein Universale U von zwei Dingen, a und b, instantiiert wird, ist U ein Bestandteil von a und ein Bestandteil von b; U in a ist numerisch identisch mit U in b. „*We can think of a thing's properties as constituents of the thing and think of the properties as universals*“ (1989a, 77).

### 1.5.2. Generische Eigenschaften und sich ähnelnde Eigenschaften

Gibt es Universalien wie Farbigein, Eine-Masse-Haben oder Eine-Ladung-Haben? Solche Eigenschaften heißen *generische Eigenschaften* (nach W.E. Johnson auch „determinables“ genannt). Generische Eigenschaften sind solche Eigenschaften, die unter sich eine Klasse von *singulären* Eigenschaften (determinates) fassen; so faßt die generische Eigenschaft Eine-Masse-Haben die singulären Eigenschaften 1,0-Kilogramm-schwer-Sein, 1,1-Kilogramm-schwer-

Sein etc. unter sich, oder so faßt die generische Eigenschaft Farbige sein die singulären Eigenschaften Zinnoberrot sein, Kaminrot sein etc. unter sich. Eine generische Eigenschaft tritt immer zusammen mit genau einer aus der Klasse der unter sie fallenden singulären Eigenschaften auf, d.h. ein Gegenstand, der eine generische Eigenschaft hat, hat immer auch genau eine der zu der generischen Eigenschaft gehörigen singulären Eigenschaften.

Ferner könnte es sein, daß es Eigenschaften gibt, die sowohl unter eine generische Eigenschaft fallen als auch ihrerseits eine Reihe bestimmter Eigenschaften unter sich fassen. Rot sein z.B. fällt einerseits unter die generische Eigenschaft Farbige sein und faßt andererseits unter sich die bestimmten Rottöne. Rot sein verhält sich gegenüber Farbige sein wie eine singuläre Eigenschaft und gegenüber Kaminrot sein wie eine generische Eigenschaft. Solche Eigenschaften nenne ich *ingeschränkt* generische Eigenschaften. Gibt es wirklich eingeschränkt generische Eigenschaften? gibt es solche Universalien?<sup>31</sup> Wenn ein Gegenstand eine Farbe hat, dann hat er immer eine ganz bestimmte Farbe; wenn ein Gegenstand eine Masse hat, dann hat er immer eine ganz bestimmte Masse. Instantiiert ein Gegenstand, der ein bestimmtes Rotuniversale instantiiert, z.B. Zinnoberrot, *außerdem* das Universale Rot sein? Näher liegt es anzunehmen, daß es singuläre Eigenschaften, wie z.B. 1,23-Kilogramm-schwer-Sein oder Zinnoberrot sein (das sollen ganz bestimmte Eigenschaften sein), gibt und daß Prädikate wie „ist rot“ zutreffen, wenn eine aus einer bestimmten Klasse von singulären Farbuniversalien instantiiert ist, d.h. wenn eine Farbe aus einem bestimmten mehr oder weniger großen Ausschnitt der Farbskala vorliegt.

Es gibt keine eingeschränkt generischen Eigenschaften, aber gibt es generische Eigenschaften wie Farbige sein oder Eine-Masse-Haben? Und wenn es generische Eigenschaften gibt, werden sie von Individuen oder von Universalien (von singulären Eigenschaften) instantiiert? Instantiiert ein Stein, der 1,23 Kilogramm schwer ist, das Universale Eine-Masse-Haben, oder instantiiert das Universale 1,23-Kilogramm-schwer-Sein das Universale Eine-Masse-Sein? — Für Armstrong erübrigt sich diese Frage, da er nicht annimmt, daß es generischen Eigenschaften (determinables) gibt:

I begin by denying that there are any *determinable* universals. All genuine universals are *determinates*. There are such predicates as ‚coloured‘ or ‚red‘, but there is no property, *being coloured* or *being red*. To assert that a particular is red is to assert that the particular has some property, a property which is a member of a certain class of properties: the class of all the absolutely determinate shades of

---

<sup>31</sup> Elder 1996 vertritt die Auffassung, daß es eingeschränkt generische Eigenschaften gibt.

red. a is red if and only if: There is a monadic universal, P, such that a is P and P is a member of the class of the determinate shades of red. (Armstrong 1978b, 117)

Doch was haben generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften, z.B. alle Farben oder alle Massen, gemeinsam, wodurch gehören sie zusammen? Die Antwort auf diese Frage sollte auch die Antwort auf die Frage enthalten, *wie sich Eigenschaften ähneln können* und wie es z.B. zu erläutern ist, daß Rot Orange mehr ähnelt als Gelb. Der Universalienrealismus bietet eine attraktive Erklärung für Ähnlichkeit von Individuen an. Individuen ähneln sich dann, wenn sie dasselbe Universale instantiieren, d.h. wenn sie eine Eigenschaft gemeinsam haben. Die Schwierigkeiten dieser Erklärung beginnen jedoch da, wo sich Individuen ähneln, nicht weil sie Eigenschaften gemeinsam haben, sondern weil sie ähnliche Eigenschaften haben. Ein zinnoberrotes Ding ähnelt einem kaminroten Ding hinsichtlich der Farbe, obwohl die beiden Dinge nicht dieselbe Farbe haben. Wie kann ein Universalienrealist solche Ähnlichkeit erklären, wo ihm doch anscheinend hier die Analyse von Ähnlichkeit als Etwas-gemeinsam-Haben, als partielle Identität, die er bei Ähnlichkeit zwischen Individuen anführen kann, nicht mehr zur Verfügung steht?

Armstrongs Antwort ist, daß nicht nur Individuen sich ähneln, indem sie etwas gemeinsam haben, sondern daß auch Eigenschaften sich ähneln, indem sie etwas gemeinsam haben. Er möchte Ähnlichkeit in allen Fällen gemäß dem Slogan „*All resemblance is partial identity*“ (1992, 24) behandeln. Ähnlichkeit zwischen Universalien tritt, wie Ähnlichkeit zwischen Individuen, in Graden auf. Im Grenzfall ist Ähnlichkeit zwischen Individuen exakte Ähnlichkeit. Aber was ist exakte Ähnlichkeit zwischen Eigenschaften? *Exakt ähnliche Eigenschaften sind identisch*. Welche Beziehung ist so, daß zwei Gegenstände, die in ihr stehen, im Grenzfall identisch sind? Armstrong kommt zu dem Schluß, daß Ähnlichkeit zwischen Eigenschaften darin besteht, daß sich ähnelnde Eigenschaften Bestandteile gemeinsam haben, d.h. daß sie *überlappen*. Je größer die Ähnlichkeit zwischen Eigenschaften ist, desto näher sind diese Eigenschaften daran, identisch zu sein. Je größer die Ähnlichkeit zwischen Eigenschaften ist, desto mehr Bestandteile haben diese Eigenschaften gemeinsam; wenn sie einander exakt ähneln, d.h. wenn sie alle Bestandteile gemeinsam haben, sind sie identisch.

Consider the property of being just five kilograms in mass. For something to have that property the thing must consist of two parts, parts with no overlap between them, such that one part is just four kilos in mass, the other just one. It is a simple form of structural property, simple because no special relations are needed between the two parts: The parts can be scattered parts. We can use the

language of states of affairs. The state of affairs of something's being a five-kilo object is the conjunction of two states of affairs: something's being four kilos plus something else's (nonoverlapping something else) being a one-kilo state of affairs. (1989a, 106)<sup>32</sup>

### 1.5.3. Ist der Instantiierungsregreß schädlich?

Ist Instantiierung eine Beziehung wie andere Beziehungen auch? Armstrong argumentiert, daß Instantiierung nicht analysierbar oder mit anderen Beziehungen, z.B. Teilhabe oder Abbildung (wie von Platon im *Parmenides* erwogen) vergleichbar sei.<sup>33</sup> Vielmehr hält er es für naheliegend und unproblematisch, Instantiierung als etwas Nichtanalysierbares, als ein Primitivum anzusehen: „instantiation is a primitive that cannot be explicated by any analysis, definition, or metaphor“.

Zu prüfen ist jedoch, ob Instantiierung einen schädlichen Regreß hervorruft. Wenn  $a$   $F$  instantiiert, dann wird damit Instantiierung instantiiert, womit wiederum Instantiierung instantiiert wäre, usf. Armstrong hat den Ähnlichkeitsnominalismus gegen den Regreßvorwurf mit dem Hinweis darauf verteidigt, daß Ähnlichkeit eine interne Relation<sup>34</sup> und damit nichts zusätzlich zu den Relata sei. Diese Strategie steht Armstrong hier nicht mehr zur Verfügung, denn Instantiierung ist keine interne Relation: Wenn Universale  $F$  und Individuum  $a$  existieren, folgt daraus noch nicht, daß  $a$   $F$  ist; mithin ist Instantiierung keine interne Relation. (Hingegen folgte bei den sich ähnelnden Gegenständen  $a$  und  $b$  daraus, daß  $a$  und  $b$  mit ihren Naturen existieren, daß  $a$  und  $b$  sich ähneln; mithin ist Ähnlichkeit eine interne Relation, sie ist supervenient auf den Naturen von  $a$  und  $b$ .) Armstrong schlägt folgendes vor:

However, my idea is that the instantiation regress can be halted after one step. We have to allow the introduction of a fundamental tie or nexus: instantiation. But suppose that we have that  $a$  instantiates  $F$  or that  $a$  and  $b$  in that order instantiate  $R$ . Do we have to advance any further? I do not think that we do. For note that the alleged advance is now, as it was not at the first step, logically determined by the postulated states of affairs. If  $a$  instantiates  $F$  and instantiation is a universal-like entity, then we are logically forced to say that  $a$ ,  $F$ , and instan-

---

<sup>32</sup> Zu Armstrongs Theorie der singulären Eigenschaften siehe 1978b, 116-131; 1988; 1989a, 106f; 1997; 48-57; seine Kritik anderer Theorien siehe 1978b, 101-115. Kritik an Armstrongs Theorie findet sich bei Fales 1990, 226; Elder 1996; Johansson 1989, 14-19.

<sup>33</sup> Armstrong 1989a, 108. So auch Künne 1983, 29f. Vgl. Platon, *Parmenides* 132d-134a.

<sup>34</sup> Zum Begriff einer internen Relation s.o. S. 32.

tiation instantiate instantiation, and so on. But perhaps we can allow this while denying that to „a, F, and instantiation instantiating instantiation“ any extra state of affairs in the world corresponds. As we go on expanding the regress, our statements remain true, but no new truth-maker, or ontological ground, is required for all these statements to be true. (Armstrong 1989a, 109f)

Daß a F instantiiert, stellt eine Tatsache dar, die über die bloße Existenz von a und F hinausgeht. Daß das Instantiiertsein von F durch a Instantiierung instantiiert, hält Armstrong jedoch für nichts über das F-Sein des a Hinausgehendes. Der Sachverhalt des F-Seins des a macht die Aussage „a ist F“ wahr. *Derselbe* Sachverhalt macht auch die Aussage „Das Instantiiertsein von F durch a instantiiert Instantiierung“ und alle weiteren sich aus dem Regreß ergebenden Aussagen wahr. Der Regreß ist nicht schädlich, da er nicht mit einer unendlichen Vermehrung von Entitäten einhergeht.

#### 1.5.4. *Aposteriorischer Realismus*

Wenn es das Universale Ein-Kilogramm-schwer-Sein gibt, dann kann mit Hilfe des Prädikats „\_ ist ein Kilogramm schwer“ von einem Ding behauptet werden, es sei ein Kilogramm schwer, d.h. es instantiiere jenes Universale.. *Es ist aber das Universale Ein-Kilogramm-schwer-Sein keinesfalls die Bedeutung des Prädikatausdrucks „\_ ist ein Kilogramm schwer“.* Ein Prädikatausdruck hat eine Bedeutung, und mit Hilfe eines bedeutungsvollen Prädikatausdruckes kann ein Mensch von einem Ding behaupten, es habe eine bestimmte Eigenschaft bzw. es instantiiere ein bestimmtes Universale. Es wäre ein Fehler, Universalien mit Bedeutungen zu identifizieren.

[...] I believe that the identification of universals with meanings (connotations, intensions) [...] has been a disaster for the theory of universals. A thoroughgoing separation of the theory of universals from the theory of the semantics of general terms is in fact required. Only if we first develop a satisfactory theory of universals can we expect to develop fruitfully the further topic of the semantics of general terms. Philosophers have all too often tried to proceed in the opposite way. (Armstrong 1978a, xiv; vgl. 1978b, 7-12; 1989a, 78f)

Das Universale (die Eigenschaft) Ein-Kilogramm-schwer-Sein ist nicht Bedeutung, sondern *Gegenstand* des Prädikats „\_ ist ein Kilogramm schwer“. Das, was einen ein Kilogramm schweren Stein sich so verhalten läßt, daß sich seine Masse mit den geeigneten Meßmethoden bestimmen läßt, das also, was den Stein schwer macht, ist das Universale Ein-Kilogramm-schwer-Sein (bzw. dessen Instantiierung). Die Bedeutung des Prädikats „\_ ist ein Kilogramm schwer“

ist das durch das Prädikat Ausgedrückte, d.h. die betreffende Vorstellung, oder der mit dem Prädikat verbundene mentale „Inhalt“, oder der Typ des zugehörigen mentalen Zustandes. Nur nebenbei merke ich an, daß ein Zusammenhang zwischen Bedeutungen und Universalien höchstens insofern in Frage kommt, als Bedeutungen — und zwar nicht nur Bedeutungen von Prädikaten, sondern alle Bedeutungen — vielleicht selbst Universalien sind. Nehmen wir einmal an, daß das Prädikat „\_ ist rot“ genau dann auf ein Ding zutrifft, wenn das Ding mindestens eines aus einer bestimmten Gruppe von Universalien instantiiert. Die Bedeutung des Prädikates ist die mit dem Prädikat verbundene Vorstellung vom Rotsein, genauer gesagt der *Typ* der Vorstellung, d.h. derjenige mentale Inhalt, den jeder kompetente Sprecher mit dem Prädikat assoziiert. Die Bedeutung eines Prädikates ist ein Kandidat für ein Universale, weil mehrere Menschen einen Prädikatausdruck mit *derselben* Bedeutung verwenden können. Mehrere Menschen können anscheinend dasselbe meinen, können denselben Begriff fassen, können dieselbe Vorstellung haben. Dieses Phänomen ist ein Fall des Universalienproblems und ist genauso zu behandeln wie das Phänomen, daß mehrere Rosen anscheinend diesselbe Farbe haben können und mehrere Steine anscheinend diesselbe Masse haben können. Daher ist es eine plausible Position, daß Bedeutungen Universalien sind, die von Menschen bzw. ihren Bewußtseinen instantiiert werden können. Keinesfalls ist aber jedes Universale eine Bedeutung.

Welche Universalien (Eigenschaften) gibt es? Gibt es eine Korrelation zwischen Universalien und Prädikaten?<sup>35</sup> Armstrong sieht keinen Grund dafür anzunehmen, jedem Prädikat entspreche ein Universale. Prädikate seien sprachliche Entitäten, und es mag zwar vorkommen, daß ein Prädikat zutrifft, weil ein Universale instantiiert ist, aber man könne nicht davon ausgehen, daß jedem dahergelaufenen Prädikat ein Universale entspreche. Eine direkte Korrelation zwischen Prädikaten und Universalien sei nicht anzunehmen. Armstrong räumt aber ein, daß man *in einem anderen, weiteren Sinne von* „Eigenschaft“ durchaus davon sprechen könne, daß jedem Prädikat eine Eigenschaft entspricht:

If predicates actually apply to, are actually true of, things, then, of course, it is perfectly legitimate to introduce *a sense* in which the things automatically have a property corresponding to just that predicate. Indeed, this is a very useful sense, a point that I have in the past tended to overlook. To make use of Carnap's phrases, the *material mode* is much less fatiguing to the imagination and the

---

<sup>35</sup> Zum Verhältnis zwischen Universalien und Prädikaten siehe Armstrong 1978b, 6-59; 1997, 25-28.

intellect, than is the *formal mode*. Such properties, however, cut no ontological ice. The properties that are of ontological interest and which we are concerned with here, are those constituents of objects, of particulars, which serve as the ground in the objects for the application of predicates. And concerning these properties, the true properties I am inclined to say, there is no reason to think that to each distinct predicate that has application corresponds its own distinct property in the object. Indeed, there is much reason to think the opposite. (Armstrong 1992, 20)

Welche Universalien es gibt, ist nicht durch semantische Untersuchungen herauszufinden. Vielmehr ist es nur mit Hilfe der empirischen Wissenschaften — insbesondere der Physik — zu entscheiden, welche Universalien es gibt. Da Armstrong damit die Auffassung vertritt, Universalien seien a posteriori zu erkennen, nennt er seine Position *aposteriorischen Realismus*. (Armstrong 1989a, 87; 1997, 25)

Da keine Eins-zu-eins-Korrelation zwischen Universalien und Prädikaten anzunehmen ist, gilt: Einerseits kann es sein, daß *ein* Prädikat mehreren Universalien, einem Universale oder gar keinem Universale zugeordnet ist. Andererseits kann es sein, daß *ein* Universale mehreren Prädikaten, einem Prädikat oder gar keinem Prädikat zugeordnet ist.

Es ist zu unterscheiden 1. zwischen offenen und geschlossenen Prädikaten, 2. zwischen reinen und unreinen Prädikaten. Prädikate, in deren Bedeutung es liegt, daß sie nur auf eine begrenzte Zahl von Gegenständen zutreffen, heißen *geschlossene* Prädikate. „\_ ist der größte Mensch“ ist z.B. ein geschlossenes Prädikat, denn es trifft auf höchstens einen Gegenstand zu. Prädikate, die nicht geschlossen sind, sind *offen* (open/closed predicates). Prädikate, die auf ein Individuum Bezug nehmen, heißen *unreine* Prädikate. „\_ ist ein Bürger Australiens“ ist z.B. ein unreines Prädikat, denn es nimmt auf ein Individuum Bezug: Australien. Prädikate, die nicht unrein sind, sind *rein* (pure/impure predicates). Geschlossenen Prädikaten entsprechen keine Universalien, da Universalien solche Entitäten sind, die wiederholbar sind. Unreinen Prädikaten entsprechen keine Universalien, da Universalien keine Individuen als Bestandteile enthalten können. (Vgl. Armstrong 1978b, 14-18; 1989a, 9f und 65)

Einem Prädikat, das nie zutrifft, entspricht gemäß dem Prinzip der Instanzierung kein Universale. (Dennoch hat es eine Bedeutung.) Beispielsweise gibt es kein Universale Einhornsein und kein Universale Sich-schneller-als-mit-Lichtgeschwindigkeit-bewegend.

Armstrong gibt zwei weitere Kriterien dafür an, welchen Prädikaten Universalien entsprechen und welchen nicht:<sup>36</sup> 1. Einem Prädikat entspricht dann kein Universale, wenn es zwei Gegenstände geben kann, auf die das Prädikat zutrifft, die aber trotzdem nichts gemeinsam haben, die nicht partiell identisch sind. Es kann z.B. sein, daß das Prädikat „\_ hat die Ladung L oder die Masse M“ auf ein Ding a mit der Ladung L und auf ein anderes Ding b mit der Masse M zutrifft, wobei a und b sich aber sowohl in Masse als auch in Ladung unterscheiden. In diesem Falle ist nicht anzunehmen, daß dem Prädikat ein Universale entspricht. Es gibt nicht eine Eigenschaft, die mit dem disjunktiven Prädikat beiden Dingen zugeschrieben wird und die die beiden Dinge gemeinsam hätten.

2. Wenn ein Ding ein Universale instantiiert, hat es auf Grund dessen eine bestimmte kausale Potenz, „a power to act in a certain way“. Einem Prädikat entspricht dann kein Universale, wenn sein Zutreffen nicht von etwas abhängt, was für das Verhalten des Dinges in kausalen Zusammenhängen relevant ist, was also dem Ding eine kausale Potenz, „a causal power“, verleiht. Wenn einem Prädikat ein Universale entspricht, dann bezieht sich das Prädikat auf etwas, was dem Ding eine kausale Potenz verleiht. Aus diesem Grunde lehnt Armstrong z.B. die Annahme von negativen Eigenschaften ab. Es liegt an den positiven Eigenschaften eines Dinges, wie sich das Ding in kausalen Zusammenhängen verhält. Die Abwesenheit einer Eigenschaft bewirkt nichts.

Armstrong nimmt also weder disjunktive noch negative Universalien an. Konjunktive Universalien hingegen läßt Armstrong zu. Zwei Dinge, die ein konjunktives Universale instantiiieren, haben etwas gemeinsam, und eine konjunktive Eigenschaft verleiht einem Ding eine bestimmte kausale Potenz.

Als Beispiel für Prädikate, denen keine Universalien entsprechen, führt Armstrong des weiteren Prädikate an, die aufgrund von „Familienähnlichkeit“ zutreffen. Er weist hier auf den von Wittgenstein in anderem Zusammenhang untersuchten Fall der Familienähnlichkeit bei *Spiele* hin. Wittgenstein (*Philosophische Untersuchungen*, §66f) zeigt, daß es nicht der Fall ist, daß allen Spielen — z.B. Brettspielen, Kartenspielen, Ballspielen, Olympischen Spielen etc. — eines gemeinsam ist. Einzelne Spiele weisen zwar Ähnlichkeiten untereinander auf, aber es gibt offensichtlich kein Universale Spielheit.

[T]he ordinary types — the type red, the type horse, in general, the types of the manifest image of the world — will emerge as preliminary, rough-and-ready, classifications of reality. For the most part they are not false, but they are rough-

---

<sup>36</sup> Zu disjunktiven, negativen und konjunktiven Universalien vgl. Armstrong 1989a, 82-84; 1978b, 19-42; 1997, 26-28.

and-ready. Many of them will be family affairs, as games appear to be. To the one type will correspond a whole family of universals and not always a very close family. And even where the ordinary types do carve the beast of reality along its true joints, they may still not expose those joints for the things that they are. But let it be emphasized that any identification of universals remains rather speculative. In what I have just been saying I have been trying to combine a philosophy of universals with Physicalism. Others may have other ideas. (Armstrong 1989a, 87f)

### 1.5.5. Sachverhalte, dünne und dicke Individuen

Wenn a F ist, existieren sowohl das Individuum a als auch das Universale F. Daraus, daß a und F existieren folgt aber noch nicht, daß a F ist, daher ist noch etwas über a und F Hinausgehendes anzunehmen, an dem es liegt, daß a F ist; und das ist gemäß Armstrong der Sachverhalt ‚das F-Sein des a‘. Sachverhalte haben Bestandteile, im Falle eines atomaren Sachverhaltes ist das ein Universale und ein Individuum. Konjunktionen von Sachverhalten sind selbst Sachverhalte. Verschiedene Sachverhalte können dieselben Bestandteile haben, wie z.B. an folgenden beiden konjunktiven Sachverhalten deutlich wird: (1) das F-Sein des a & das G-Sein des b, (2) das G-Sein des a & das F-Sein des b. (1989a, 91)

Sind a und F *Teile* des Sachverhaltes aus a und F? Armstrong verneint dies mit dem Argument, daß eine Kollektion von Entitäten immer genau *eine* Summe hat, während die Bestandteile eines Sachverhaltes auch einen anderen Sachverhalt bilden könnten. Der Sachverhalt [Fa&Gb] hat die Bestandteile a, b, F, G. Es gibt genau *eine* Summe dieser Entitäten. Aber diese Entitäten könnten auch einen *anderen* Sachverhalt bilden, nämlich [Ga&Fb]. Also, so schließt Armstrong, seien die Bestandteile eines Sachverhaltes nicht dessen Teile:

[F]or each collection of things there is just one sum. We have just seen, however, that the complete constituents of a state of affairs are capable of being [...] the complete constituents of a different state of affairs. Hence constituents do not stand to states of affairs as part to whole. (1989a, 92)

Ich glaube nicht, daß Armstrongs Argument zeigt, daß es verfehlt wäre, die Bestandteile eines Sachverhaltes als dessen Teile aufzufassen. Armstrongs Argument zeigt, daß daraus, daß a, b, F und G existieren und einen Sachverhalt bilden, noch nicht folgt, daß der Sachverhalt [Fa&Gb] besteht. Doch daraus, daß die Teile meiner Geige existieren, folgt auch nicht, daß meine Geige existiert — schließlich hatte der Geigenbauer sie in andere Instrumente einbauen können —, und dennoch wollen wir doch sagen, daß die Wirbel, der Boden, der

Stimmstock etc. meiner Geige *Teile* meiner Geige sind. Was Armstrongs Argument zeigt, ist daß ein Sachverhalt *mehr* als die bloße Summe seiner Teile ist. Damit die Bestandteile eines bestimmten Sachverhaltes den Sachverhalt bilden, müssen sie in bestimmten Beziehungen zueinander stehen; so ähnlich wie die Teile meiner Geige in bestimmten Beziehungen zueinander stehen müssen, damit sie meine Geige bilden.

Das Prinzip der Instantiierung, das besagt, daß es keine nie instantiierten Universalien gibt, läßt sich nun auch so ausdrücken, daß jedes Universale als Bestandteil eines Sachverhaltes vorkommt, in dem es mit einem Individuum verbunden ist. Für ein konjunktives Universale der Form  $P \& Q$  heißt das, daß es, wenn es das Universale  $P \& Q$  gibt, einen Sachverhalt ‚das  $P \& Q$ -Sein von  $y$ ‘ gibt. Ob es also, wenn es die beiden Universalien  $P$  und  $Q$  gibt, auch das Universale  $P \& Q$  gibt, hängt davon ab, ob es den Sachverhalt ‚das  $P \& Q$ -Sein von  $y$ ‘ gibt. (1989a, 92)

Armstrong hält Sachverhalte für die Substanzen der Welt, d.h. für Entitäten, die unabhängig existieren können („substance is something that is capable of independent existence“ (73)). Individuen und Universalien kommen nur als Bestandteile von Sachverhalten vor, nicht aber alleine. Zu dem Prinzip der Instantiierung kommt in diesem Sinne noch das *Prinzip der Ablehnung barer Substrate* (94):

*Es gibt keine Substrate (Individuen), die keine Universalien instantiieren.*

Wenn Armstrong davon spricht, daß er bare Substrate ablehne, ist das etwas irreführend. Er kann damit gemäß seiner Theorie nicht meinen, daß es bare Substrate gar nicht gebe. Es gibt sie als Bestandteile von Sachverhalten. Armstrong möchte nur zweierlei betonen: 1. Es ist nicht so, daß es einerseits das bare Substrat, andererseits das Universale und dazwischen eine regelrechte Beziehung gibt. „We require a *non-relational* form of Immanent Realism.“ (1978a, 107) 2. Für jedes Individuum  $x$  existiert mindestens ein Universale  $U$ , so daß  $x$   $U$  ist (instantiiert). (1978a, 113) Mit anderen Worten heißt das, daß Substrate unselbständig sind. In dieser Welt existieren keine Individuen, die keine Eigenschaften haben. „A bare particular would not instantiate any universals, and thus would have no nature, be of no kind or sort. What could we make of such an entity?“ (1989a, 94)

Wie hat man sich das Individuum, das Bestandteil eines Sachverhaltes ist, vorzustellen? Armstrong unterscheidet zwischen *dünnen* und *dicken Individuen* (thin and thick particulars). Dicke Individuen sind Gegenstände samt einiger

oder aller ihrer Eigenschaften. Dünne Individuen sind die sog. baren Substrate: Individuen, aufgefaßt in Abstraktion von all ihren Eigenschaften. Sie sind gleichsam nichts als die bloße Individualität des Individuums. (1997, 109) Dünne Individuen sind Bestandteile von Sachverhalten. (1978a, 114; 1989a, 133; 1997, 123-126)

### 1.5.6. Einige Unterscheidungen

Es ist der Begriff einer homöomeren Eigenschaft, der Begriff einer strukturellen Eigenschaft und der Begriff eines partikularisierenden Universale einzuführen:

Sind alle Teile eines Goldklumpens Gold? Wenn ein Ding die Eigenschaften von Gold hat, haben dann auch alle seine Teile die Eigenschaften von Gold? Wenn ja, dann ist ‚die Eigenschaften von Gold haben‘ eine „homöomere“ Eigenschaft. Ob es tatsächlich homöomere Eigenschaften gibt, läßt Armstrong offen.

Eine Eigenschaft *H* ist *homöomer* genau dann, wenn für alle Individuen *x* und *y* gilt: wenn *x* *H* hat, und *y* ein Teil von *x* ist, dann hat auch *y* *H*. Eine Eigenschaft ist *anhomöomer* genau dann, wenn sie nicht homöomer ist. (Vgl. Armstrong 1978b, 68)

Ein Spezialfall der anhomöomeren Eigenschaften sind die strukturellen Eigenschaften:

Eine Eigenschaft *S* ist *strukturell* genau dann, wenn der Sachverhalt, daß echte Teile des *S* habenden Dinges eine oder mehrere von *S* verschiedene Eigenschaften  $T_1 \dots T_n$  haben, konstitutiv dafür ist, daß das Ding *S* hat.

Gesetzt den Fall,  $H_2O$ -Sein ist eine Eigenschaft. Es ist sicherlich eine komplexe Eigenschaft, denn es kommt sowohl das *H*-Sein als auch das *O*-Sein darin vor. Es kann aber nicht einfach eine konjunktive Eigenschaft sein, denn ein Gegenstand kann nicht zweimal dieselbe Eigenschaft haben. Vielmehr kann ein Ding *a* nur dann  $H_2O$  sein, wenn zwei *seiner Teile*, *b* und *c*, *H* sind, ein Teil *d* *O* ist, und *b* und *c* und *d* in einer bestimmten Beziehung zueinander stehen. Zum  $H_2O$ -Sein eines Dinges gehören bestimmte seine Teile betreffende Sachverhalte, mithin ist  $H_2O$ -Sein eine strukturelle Eigenschaft. (Vgl. Armstrong 1978b, 68-71) Ich werde später noch ausführlich auf die strukturellen Eigenschaften zu sprechen kommen (S. 178).

Nehmen wir einmal an, es gebe ein Universale Menschsein, und vergleichen wir es mit dem Universale Ein-Kilogramm-schwer-Sein. Dieses wird ggf. von Individuen wie Steinen oder Holzscheiten instantiiert; von diesen Individuen

gilt dann, daß sie *soundso* sind. Das Universale Menschsein hingegen könnte man auch „Ein-Mensch-Sein“ nennen, denn es ist nicht so, daß ein Individuum, das es instantiiert, dadurch *soundso* ist — in diesem Falle hieße das, daß es „menschlich“ ist —, sondern ein Individuum, das es instantiiert, ist dadurch *ein Soundso*. Das Universale Menschsein — wenn es es gibt — hat einzelne Menschen als Instantiierungen. Ein Universale, bei dem es eine eindeutige Antwort gibt auf die Frage, ob ein bestimmtes Individuum *eine* Instantiierung dieses Universale ist, nennt Armstrong ein *partikularisierendes Universale* (particularizing universal).<sup>37</sup> Universalien wie Ein-Mensch-Sein, deren Instantiierungen nicht-überlappende Individuen sind, heißen stark partikularisierende Universalien. Universalien, deren Instantiierungen überlappen können, heißen schwach partikularisierende Universalien. Ein schwach partikularisierendes Universale wäre z.B. Ein-Kilogramm-Blei-Sein, denn ein drei Kilogramm schwerer Klumpen Blei enthält viele sich überlappende Individuen, die ein Kilogramm Blei sind.

### 1.5.7. Raum-Zeit-Positionen als Substrate

Armstrongs Verweis auf Sachverhalte beantwortet noch nicht die Frage, was die Substrate in dieser Welt sind. Er erwägt, ob die Raum-Zeit-Position, die ein Ding einnimmt, mit dem Substrat zu identifizieren ist. Das hieße, daß Universalien von Raum-Zeit-Positionen instantiiert werden, d.h. daß Eigenschaften von Raum-Zeit-Positionen getragen werden. (Armstrong 1989a, 61) Diese Auffassung würde widerlegt, wenn zu zeigen wäre, daß zwei Dinge dieselbe Raum-Zeit-Position („total position“) einnehmen können. Armstrong hält daran fest, daß zwei Dinge nicht dieselbe Raum-Zeit-Position einnehmen können; er macht jedoch darauf aufmerksam, daß dies nur für konkrete Individuen gilt. (Konkret heißt soviel wie selbständig, ontisch vollständig; abstrakt heißt soviel wie unselbständig, ontisch unvollständig; vgl. Armstrong 1978a, 78; s.u. S. 98) Das verdeutlicht er an folgendem Beispiel:

---

<sup>37</sup> „[Particularizing universals are universals] which yield an unambiguous answer to the question whether or not a particular is *one* instance of that universal. If the universal ‚divides its instantiations‘, yielding nothing but discrete, non-overlapping particulars, then it particularizes *strongly*. If not, it particularizes *weakly*.“ (1978a, 138; vgl. 116f) Armstrongs Begriff eines partikularisierenden Universale entspricht Peter Strawsons Begriff eines sortalen Universale. Vgl. Strawson 1959, 215 und Künne 1984, 175f.

Consider, for instance, a coloured cube. [...] It is easily conceivable that the cube should lose all its visual qualities, becoming invisible, but retain all its tactual properties such as weight, hardness and temperature. It is also conceivable, not quite so easily but certainly conceivable, that the cube should lose all its tactual properties and become a purely visual (but objectively existing) object having exactly the same visual properties as before the change. Now the original coloured cube was a substance, and the „tactual cube“ and the „visual cube“ are both substances. (1978a, 121)

„Fühlwürfel“ und „Sichtwürfel“, abstrakte Individuen, nehmen aber dieselbe Position ein. Mithin gilt es nur für konkrete Individuen, daß zwei Individuen nicht dieselbe Raum-Zeit-Position einnehmen können. Mit dieser Voraussetzung erwägt Armstrong folgende fünf Sätze (1978a, 122-125):

1. Wahr ist: Für alle Individuen  $x$  und  $y$  und die Positionen  $P$  und  $Q$ ; *wenn*  $x$   $P$  hat, und  $y$   $Q$  hat, und  $P \neq Q$ , *dann*  $x \neq y$ .  
(Wenn Individuen an verschiedenen Positionen sind, sind sie numerisch verschieden.)
2. Falsch ist aber: Für alle Individuen  $x$  und  $y$  und die Positionen  $P$  und  $Q$ ; *wenn*  $x$   $P$  hat, und  $y$   $Q$  hat, und  $P=Q$ , *dann*  $x=y$ .<sup>38</sup>  
(Daraus, daß Individuen an derselben Position sind, folgt nicht, daß sie identisch sind.)
3. Wahr ist: Für alle Individuen  $x$  und  $y$  und die Naturen  $M$  und  $N$ ; *wenn*  $x$   $M$  hat, und  $y$   $N$  hat, und  $M \neq N$ , *dann*  $x \neq y$ . Mit „Natur eines Individuums“ ist die Gesamtheit der Eigenschaften des Individuums gemeint.  
(Wenn zwei Individuen verschiedene Naturen haben, sind sie numerisch verschieden.)
4. Falsch ist aber: Für alle Individuen  $x$  und  $y$  und die Naturen  $M$  und  $N$ ; *wenn*  $x$   $M$  hat, und  $y$   $N$  hat, und  $M=N$ , *dann*  $x=y$ .<sup>39</sup>  
(Daraus, daß zwei Individuen die gleiche Natur haben, folgt nicht, daß sie numerisch identisch sind.)
5. Schließlich ist wahr: Für alle Individuen  $x$  und  $y$  und Positionen  $P$  und  $Q$  und Naturen  $M$  und  $N$ ; *wenn*  $x$   $P$  hat und  $M$  hat, und  $y$   $Q$  hat und  $N$  hat, und  $P=Q$ , und  $M=N$ , *dann*  $x=y$ .

---

<sup>38</sup> Vorausgesetzt ist, daß die Raum-Zeit-Position eines Dinges keine Eigenschaft dieses Dinges ist; vgl. Armstrong 1978a, 93.

<sup>39</sup> Das ist die Ablehnung des Prinzips der Identität der Ununterscheidbaren bzw. der Unähnlichkeit der Verschiedenen („Dissimilarity of the Diverse“); vgl. Armstrong 1978a, 91-97; 1989, 65-69.

„*Sameness of total position AND sameness of nature do together guarantee sameness of particulars.*“

Eine Position ist etwas Individuelles, denn sie kommt genau einmal vor, sie ist nicht wiederholbar. Daher ist die Position eines Dinges nicht eine Eigenschaft des Dinges. Dennoch legt (5) nahe, daß die Position eines Dinges zu dem Ding gehört. Es bietet sich an anzunehmen, daß die Position eines Dinges das Substrat dieses Dinges ist. — Damit sieht es Armstrong als hinreichend belegt an, daß die Raum-Zeit-Position eines Dinges als Substrat für dieses Ding fungiert. „spatio-temporal [...] position does, as a matter of fact, constitute the particularity of particulars.“ (1978a, 124). Für Gegenstände, die nicht sowohl in Zeit als auch im Raum sind, wie vielleicht Gott, Seelen, Engel, „private Sinnesräume“, andere Raum-Zeit-Systeme etc. — Armstrong nimmt keine solchen Gegenstände an —, müßten andere Lösung gefunden werden.<sup>40</sup>

### 1.5.8. *Es gibt keine Substanzuniversalien*

Es gibt monadische und polyadische Universalien. Alle polyadischen Universalien sind Beziehungen, wie z.B. Kleiner-Sein-als. Aber sind alle monadischen Universalien Eigenschaften? Goldsein oder Ein-Elektron-Sein sind Kandidaten für monadische Universalien, die keine Eigenschaften sind:<sup>41</sup>

*Being gold* has quite a good claim to be a monadic universal. But it sounds strange to say that it is a property. *Being gold* is being a certain sort of stuff. *Being an electron* has at least equal claim to be a monadic universal. It sounds equally strange to say that it is a property. *Being an electron* is being a certain sort of thing. (Armstrong 1978b, 61)

Die in Frage stehenden Universalien sind *Substanzuniversalien* (substantial universals). Substanzuniversalien sind Sorten von Dingen oder Sorten von Materialien („stuffs“). Armstrong unterscheidet zwischen nicht-partikularisierenden Substanzuniversalien, z.B. Goldsein, und partikularisierenden Substanzu-

---

<sup>40</sup> Hier räumt Armstrong ein: „the concept of a particularity is not the very same concept as the concept of a particular’s spatio-temporal position. [...] spatio-temporal position is a form of particularity.“ (1978a, 120) Zu Engeln siehe Armstrong 1978a, 124f und Campbell 1990, 54-56.

<sup>41</sup> Reflexive Beziehungen, Beziehungen, die ein Individuum zu sich selbst hat, wären weitere Kandidaten für monadische Universalien, die keine Eigenschaften sind. Armstrong (1978b, 91-93) argumentiert, daß alle Beziehungen polyadisch sind, d.h. zwischen mehreren Individuen bestehen, und daß kein Individuum in einer Beziehung zu sich selbst steht.

niversalien, z.B. Ein-Elektron-Sein. Ob außer Eigenschaften auch Substanzuniversalien als eine zweite Art der monadischen Universalien anzunehmen sind oder nicht, hängt davon ab, ob es möglich ist, sie auf Konjunktionen von Eigenschaften zurückzuführen. Die — von Armstrong abgelehnte — Auffassung, daß es irreduzible Substanzuniversalien gibt, nennt Armstrong *Essentialistischen Realismus* („Essentialist Realism“; vgl. Armstrong 1978b, 61-67; 1997, 65-68); ich werde diese Auffassung später Substanzontologie nennen.

Zunächst weist Armstrong darauf hin, daß das Problem der Substanzuniversalien unabhängig ist von dem Problem der Semantik von Termen für natürliche Arten (ich nenne diese Terme „Arterme“):

*Being gold and being an electron are instances of natural kinds, the first being a kind of stuff, the second a kind of thing. As Putnam (1970) indicates, it is very important to distinguish sharply between the ontology of natural kinds and the semantics of natural-kind words. It is traditional semantic doctrine that natural-kind words apply to particulars in virtue of a certain set of properties, known to the user of the word, which are necessary and sufficient to make the object a thing of that kind. This semantic doctrine appears to be false. But its falsity does not affect the ontological claim that an account can be given of the nature of natural kinds purely in terms of their properties. (1978b, 65)*

Was Armstrong verdeutlichen möchte, ist, daß Erkenntnisse über die Eigenheiten der Bedeutung von Artermen keine Rückschlüsse zulassen für die Ontologie natürlicher Arten. Das semantische Problem besteht in der Frage, ob man mit Artermen ausschließlich durch Bezugnahme auf eine Konjunktion von Eigenschaften Bezug nimmt; d.h. ob die Bedeutung von Artermen ein Konjunktion von Prädikatbegriffen ist. Das ontologische Problem besteht hingegen in der Frage, ob jedes Individuum außer seinen Eigenschaften noch eine Artqualität hat, die nicht mit der Summe einiger oder aller seiner Eigenschaften zu identifizieren ist. Wenn die traditionelle semantische Auffassung, daß die Bedeutung eines Artermes eine Konjunktion von Prädikatbegriffen (Merkmalen) ist, falsch ist, bieten sich verschiedene Alternativen an, von denen eine besagt, sortale Terme verhielten sich wie Eigennamen.

Gesetzt den Fall, die traditionelle semantische Lehre wäre richtig, dann folgte daraus nicht, daß Substanzuniversalien reduzierbar wären auf Konjunktionen von Eigenschaften, und schon gar nicht, daß Substanzuniversalien just die Konjunktionen von Eigenschaften wären, auf die in der Bedeutung der betreffenden Arterme Bezug genommen wird. Es bliebe zu erwägen, ob es dennoch — obwohl die Bedeutung von Artermen aus einer Konjunktion von Merkmalen besteht — irreduzible Substanzuniversalien gibt. Es könnte sein, daß so ein

Substanzuniversale immer zusammen mit bestimmten Eigenschaftsuniversalien instantiiert ist; diese Eigenschaften könnten dann die Eigenschaften sein, auf die — gemäß der traditionellen Semantik — mit dem Term für die betreffende natürliche Art Bezug genommen wird.

Gesetzt den Fall, die traditionelle semantische Lehre wäre falsch, so folgte daraus andererseits nicht, daß es irreduzible Substanzuniversalien gibt. Auch wenn man annimmt, daß die Bedeutung eines Arterms nicht eine Konjunktion von Prädikatbegriffen ist, bleibt zu erwägen, ob Substanzuniversalien reduzierbar auf Konjunktionen von Eigenschaften sind. Herauszufinden, welches diese Eigenschaften sind, wäre Sache der Experten für die Gegenstände der betreffenden Art. Armstrong erwägt, ob den sinnfälligen Eigenschaften, die bei allen Exemplaren einer Art nur einigermaßen zuverlässig auftreten und an denen wir erkennen, ob etwas z.B. Gold ist, eine andere Konjunktion von Eigenschaften zu Grunde liegt, welche die Art wirklich ausmacht: „the *real essence* of the natural kind“ (1978b, 66). — Festzuhalten ist, daß eine Theorie der Semantik von Artermen nichts darüber sagt, ob es irreduzible Substanzuniversalien gibt oder nicht.

Gemäß dem Essentialistischen Realismus sind Exemplare von Substanzuniversalien Substrate, d.h. Substanzuniversalien haben Individuen wie ein bestimmtes Elektron oder einen bestimmten Menschen als Exemplare, und diese Exemplare von Substanzuniversalien instantiiieren Eigenschaftsuniversalien. Die Artqualität eines Dinges ist daher so etwas wie das ontische Zentrum des Dinges:

It cannot be denied that particulars have properties. Essentialist Realism is therefore a doctrine that associated with each (true) particular is a super-universal, in some way standing behind, enfolding and explaining the mere properties. It is traditional for such a theory to distinguish between essential and accidental properties, the latter standing in much more contingent and loose relationship to the substantial universal than the former. (Armstrong 1978b, 62)

Armstrong weist darauf hin, daß ein Zusammenhang besteht zwischen dem Essentialistischen Realismus und der Auffassung, daß die Welt in einer bestimmten Weise in Individuen eingeteilt ist. Wenn es Substanzuniversalien gibt und jedes Ding ein Exemplar eines Substanzuniversale ist, so teilen die Substanzuniversalien die Welt in Individuen ein, denn es ist nur so eine Portion (mereologische Summe) von Materie ein echtes Individuum, eine Substanz, die Exemplar eines Substanzuniversale ist. Demnach wäre z.B. ein bestimmtes Elektron eine Substanz, die Summe aus einem Teil einer Maus und einem Teil einer anderen Maus wäre jedoch keine Substanz, denn diese Summe wäre nicht

Exemplar eines Substanzuniversale. Armstrong verbindet mit seiner Ablehnung der Substanzuniversalien eine egalitäre Auffassung der Individueneinteilung:

[I]f Essentialist realism is rejected, it would seem that any collection of particulars or parts of particulars, scattered or not in space and in time, constitutes a particular. Any part of a particular is a particular. Any compound of particulars is a particular, though some particulars will lack that nomic unity which „natural“ particulars have. (Armstrong 1978b, 63; vgl. 1989a, 92 sowie 1997, 67f und 111f)

Armstrong lehnt zwar irreduzible Substanzuniversalien ab und meint, jede mereologische Summe (von Individuellem in *einem* Raum-Zeit-System) sei ein Individuum, aber er hält daran fest, daß es bei jedem Individuum ein Universale geben müsse, an dem es liegt, daß es sich um genau *ein* Individuum handelt. Er formuliert dies im *Prinzip der Partikularisierung*:

*Jedes Individuum instantiiert mindestens ein partikularisierendes Universale.*

[F]or each particular, there exists at least one monadic universal which makes that particular just one, and not more than one, instance of a certain sort. Such a universal will be a „particularizing“ universal, making that particular one of a kind. Without such a universal, the particular is not restricted to certain definite bounds, it is not „signed to a certain quantity“, we do not have a „substance“, we do not have a particular. (1978b, 64)

Ohne eine solches Universale, das einem Individuum Einheit verleiht und es von anderen Individuen abgrenzt, gäbe es keine Grenzen des Individuums und damit auch nichts, was Universalien instantiiieren könnte. Diese Rolle könnte partikularisierenden Substanzuniversalien zukommen, doch da Armstrong diese ablehnt, schreibt er diese Rolle *der als Universale aufgefaßten raumzeitlichen Form des Individuums* zu, die von der Raum-Zeit-Position, die das Individuum einnimmt, instantiiert wird (the spatio-temporal pattern possessed by the [...] spatio-temporal position of the particular involved“; 1978b, 64). So eine raumzeitliche Form, die das Geschäft der Individueneinteilung übernehmen soll, ist ein Universale, kann also auch von anderen Raum-Zeit-Positionen getragen werden: „consider an ordinary object with a beginning and an end. The space-time worm will have definite dimensions and definite spatio-temporal structure which other particulars can also possess.“

## 1.6. Zusammenfassung von Armstrongs Ontologie

Armstrongs Welt sieht in etwa wie folgt aus: Es gibt Individuen und es gibt Universalien; es gibt keine Momente. Individuen instantiiieren Universalien. Ein Universale kann beliebig oft instantiiert werden. Es gibt ein Raum-Zeit-System; dieses sowie alle seine Ausschnitte sind individuell. Jede Position („total position“), d.h. jeder Ausschnitt aus dem Raum-Zeit-System, ist ein Individuum, das Universalien instantiiert; jede Position ist also ein Substrat. Wahrscheinlich gilt auch, daß jedes Substrat eine Position ist. Jede Position instantiiert ein Formuniversale, das ist ein Universale, an dem es liegt, daß die betreffende Position die Raum-Zeit-Form hat, die sie hat. Dieses Formuniversale verleiht dem Individuum Einheit, an ihm liegt es, daß das Individuum *eines* ist. Ein Individuum kann, zusätzlich zu dem Formuniversale, viele Universalien instantiiieren — muß es aber nicht. Zwei Individuen können genau dieselben Universalien instantiiieren. Alle Ähnlichkeit beruht auf teilweiser Identität. Zwei Individuen können einander ähneln, indem sie dasselbe Universale instantiiieren oder indem sie zwei ähnelnde Universalien instantiiieren. Zwei Universalien ähneln sich, indem sie überlappen, indem sie identische Bestandteile haben.

## 2. DARSTELLUNG VON ROMAN INGARDENS ONTOLOGIE

Ich habe viele Jahre gearbeitet, um mich zur Abfassung dieses Buches vorzubereiten, und zwar im Grunde die ganze Zeit, seit ich im Jahre 1918 zur Überzeugung kam, daß ich den transzendentalen Idealismus Husserls bezüglich der Existenz der realen Welt nicht teilen kann. (Roman Ingarden, *Der Streit um die Existenz der Welt I*, S. VII)

So beginnt Roman Ingarden (1893-1970)<sup>42</sup> sein unvollendetes vierbändiges Hauptwerk *Der Streit um die Existenz der Welt*, das 1947 auf polnisch und 1965 als Neubearbeitung auf deutsch erschien. Die im Titel des Werkes anklingende Frage nach der Berechtigung der Annahme der Existenz der Welt, die sich für Ingarden besonders in der Auseinandersetzung mit Husserls Wende zum „transzendentalen Idealismus“ stellte, ist Leitmotiv für das ganze Werk und bildet den Hintergrund für ontologische Untersuchungen aller Art.

Vor allem aus zwei Gründen möchte ich hier Ingardens Ontologie darstellen: Erstens ist Ingardens Ontologie ein ausgezeichnetes Beispiel für eine Ontologie mit Universalien, in der nicht wie bei Armstrong Raum-Zeit-Positionen, sondern gewöhnliche Dinge wie dieses Buch oder jener Mensch, also *Substanzen* als Substrate fungieren. Die Substanzontologie ist — auch wenn ich sie schließlich ablehnen werden — eine aussichtsreiche Theorie der Dinge und der Eigenschaften, und sie ist die in der philosophischen Tradition prominenteste Ontologie. Zweitens hat Ingardens Ontologie bisher zu Unrecht kaum Beachtung erfahren. Das liegt zum einen an dem recht geringen Interesse an Ontologie im deutschsprachigen Raum, wo von Ingardens Werk meist nur seine Untersuchungen zur Ästhetik bekannt sind. Das Wiedererwachen des Interesses an Ontologie in den letzten 10-20 Jahren hat schon allein deshalb noch nicht zur Bekanntheit von Ingardens Ontologie geführt, weil Ingardens *Streit* nur auf polnisch und deutsch vorliegt, während die meisten in der Ontologie tätigen Philosophen dieser beiden Sprachen nicht mächtig sind. Zum anderen liegt die geringe Bekanntheit von Ingardens Ontologie wohl auch daran, daß der *Streit*

---

<sup>42</sup>Zu Leben und Werk Roman Ingardens siehe Poltawski, in: *HMO* 1, 396f; Küng 1975; Rieser, Max, in: Ingarden 1986, 159-173.

kein leicht zugängliches Werk ist. Es hat mit seinen vier Bänden einen abschreckenden Umfang, und zudem sind Ingardens Untersuchungen nicht immer übersichtlich gegliedert. Meine Darstellung von Ingardens Ontologie soll uns daher nicht nur dem Ziel näher bringen, eine Theorie der Dinge und der Eigenschaften zu entwickeln, sondern sie soll auch den Zugang zu Ingardens *Streit* erleichtern und Ingardens Ontologie aus der Versenkung hervorholen.

In diesem Kapitel lege ich nicht meine, sondern Roman Ingardens Auffassung dar. Auch wenn ich aus Gründen der Lesbarkeit über weite Strecken auf den Konjunktiv der indirekten Rede verzichte, ist das meiste in diesem Kapitel als indirekte Rede aufzufassen. Wo ich Konjekturen, Verbesserungsvorschläge oder Kritik anbringe, soll dies ausdrücklich angekündigt sein. Ausführlichere Kritik an einer Substanzontologie wie sie Ingarden vertritt werde ich im 3. Kapitel üben.

Zu Beginn meiner Darstellung von Ingardens Ontologie werde ich seine Begriffe der existentialen Abhängigkeit (Kap. 2.1.) sowie seine Begriffe von Form und Materie (Kap. 2.2.) einführen. Dann werde ich die Eigenschaftsträger in Ingardens Ontologie vorstellen, das sind Subjekte mit einer „konstitutiven Natur“, m.a.W. Substanzen (Kap. 2.4.). Es folgt in Kap. 2.5. eine Darlegung von Ingardens Auffassung von Eigenschaften (Momenten). Universalien — „Ideen“ und „ideale Qualitäten“ — nimmt Ingarden zusätzlich zu Momenten an; auf sie werde ich in Kap. 2.6. eingehen. Ingardens Ontologie enthält eine bestimmte, die Frage nach der diachronen Identität eines individuellen Gegenstandes betreffende Auffassung: Ingarden vertritt einen Essentialismus und nimmt an, daß jeder Gegenstand ein individuelles Wesen hat (Kap. 2.7.). Schließlich stelle ich in Kap. 2.8. dar, wie sich gemäß Ingarden der Begriff eines Gegenstandes zu dem Begriff eines Ganzen verhält und wie ein Gegenstand aus mehreren Gegenständen zusammengesetzt sein kann.

Zuvor noch eine Bemerkung zu Ingardens Konzeption der Ontologie und zu Ingardens Begriff eines Gegenstandes: Ingarden unterscheidet Ontologie und Metaphysik, indem er der Ontologie die Aufgabe zuschreibt, sich mit „reinen Möglichkeiten oder reinen Notwendigkeitszusammenhängen“ zu befassen, während er philosophische Fragen nach dem, was tatsächlich der Fall ist, also z.B. ob die Welt tatsächlich existiert, ob Gott existiert etc., oder die Auseinandersetzung mit Ergebnissen der Naturwissenschaften der Metaphysik zuteilt.<sup>43</sup>

---

<sup>43</sup> Der traditionellen Unterscheidung zwischen Metaphysik und Ontologie zufolge wäre hingegen die Ontologie ein Teil der Metaphysik (s.o. S. 9 Fußnote). Zu Ingardens Unterscheidung zwischen Metaphysik und Ontologie siehe *Streit I*, §§5-6; Einführung des Begriffes der Ontolo-

Ingarden teilt die Ontologie in existentielle, formale und materiale Ontologie ein. Existentiale Ontologie befaßt sich mit den Seinsweisen, z.B. Idealsein und Realsein, und mit existentialen Abhängigkeiten (s.u. Kap. 2.1.). Formale Ontologie untersucht den allgemeinen Aufbau der Welt und die Zusammenhänge und ontischen Strukturen der grundlegenden Bestandteile der Welt, z.B. die Zusammenhänge zwischen Dingen und Eigenschaften. Zur materialen Ontologie rechnet Ingarden Theorien, die in bestimmter Weise über die formale Ontologie hinausgehen, z.B. die Theorie der Kausalität und die Theorie der Zeit.

Ingardens Ziel ist es, die Welt so zu beschreiben, wie sie an sich ist, d.h. so, wie sie auch wäre, wenn es keine Menschen gäbe. Wenn er daher von „Gegenständen“ spricht, meint er damit nicht das Ein-Gegenstand-*für*-jemanden-Sein:

[Wir nehmen] den individuellen Gegenstand *nicht* in dem relativen Aspekt [...], welchen ein Seiendes als das Gegenüber eines es meinenden Bewußtseinsaktes (insbesondere zu dem sogenannten „Vorstellen“) annimmt. Unser Begriff des „Gegenstandes“, den wir im folgenden zu entwickeln suchen, enthält somit keinen erkenntnistheoretischen Anstrich in sich, sondern ist rein ontologisch und bezieht sich auf einen Spezialfall *des* irgendwie *Seienden* überhaupt [nämlich auf Dinge]. In der von uns analysierten Form des Gegenstandes sollen also diejenigen formalen Momente, die eventuell sich aus der Gegenüberstellung zu dem entsprechenden Bewußtseinsakte ergeben, unberücksichtigt bleiben. (*Streit III/1*, 62f)

Ingarden meint die Rede von „Gegenständen“ also immer „rein ontologisch“. In einer anderen Hinsicht aber schwankt die Bedeutung des Terminus „Gegenstand“ bei Ingarden. Teils verwendet er ihn im weitesten Sinne von „Seiendes“, „Entität“, „Sache“ — dann sind auch Zahlen, Eigenschaften, Ideen, Romanfiguren, Musikwerke etc. Gegenstände —, teils verwendet er ihn im engeren Sinne nur für Gegenstände wie Steine, Elektronen oder Bananen, also für konkrete, d.h. ontisch vollständige Gegenstände. Wenn der weite Begriff eines Gegenstandes gemeint sein soll, spricht Ingarden mitunter von „Gegenständlichkeiten“. (Hier folgt Ingarden Husserl; vgl. *Logische Untersuchungen*, Bd. II/1, 38.) Wenn der engere Begriff eines Gegenstandes gemeint ist, spricht Ingarden oft von „individuellen Gegenständen“. In welchem Sinne von Gegenständen die Rede ist, ergibt sich meist aus dem Zusammenhang.

---

gie S. 29,Z38 („Z“ wie hier nach einer Seitenangabe in Ingardens Werk bedeute im folgenden immer „Zeile“), Erläuterung §6a (S. 33-47); Einführung des Begriffes der Metaphysik 30,Z5, Erläuterung S. 30-33 und S. 47-53.

## 2.1. Existenziale Abhängigkeit

Nicht alles, was an einem Gegenstand unterschieden werden kann, ist auch tatsächlich von dem Gegenstand abtrennbar. Zum Beispiel ist der Flügel eines Huhns von dem Huhn abtrennbar, die Masse eines Huhns ist jedoch nicht von dem Huhn abtrennbar. In Husserls Terminologie (*III. Logische Untersuchung*) ist der Flügel eines Huhns ein selbständiger Teil des Huhns, während die Masse eines Huhns ein unselbständiger Teil des Huhns ist. Die Masse des Huhns kann nicht alleine, d.h. ohne das Huhn bzw. den Rest des Huhns existieren. Andererseits kann auch das Huhn nicht existieren, ohne eine Masse zu haben. Die einfachste Form, eine solche Seinsabhängigkeit auszudrücken, wäre:  $x$  ist seinsabhängig von  $y$  genau dann, wenn es unmöglich ist, daß  $x$  existiert und  $y$  nicht existiert. Oft begnügt man sich mit dieser einfachen Auffassung, bei näherem Hinsehen lassen sich jedoch verschiedene Weisen der Seinsabhängigkeit unterscheiden.<sup>44</sup> Wenn es z.B. wahr ist, daß Gott die sichtbare Welt geschaffen hat und sie im Sein erhält, dann ist wahr, daß das Huhn von Gott seinsabhängig ist, diese Abhängigkeit ist jedoch von einer ganz anderen Art als die zwischen dem Huhn und seiner Masse.

Roman Ingarden geht der Vieldeutigkeit des Wortes „Seinsabhängigkeit“ in seinem *Der Streit um die Existenz der Welt, Band I: Existentialontologie* (1964, Kapitel III) auf den Grund. Er unterscheidet zunächst zwischen dem *Sein* bzw. der Seinsweise eines Gegenstandes und *existentialen Momenten* (1964, 69). Auf Ingardens Auffassung, daß es mehrere Seinsweisen gebe, gehe ich hier nicht näher ein und erwähne nur, daß Realsein (d.h. zeitlich bestimmt zu sein) und Idealsein (d.h. unzeitlich zu sein) Ingardens Beispiele für verschiedene Seinsweisen sind. Unter existentialen Momenten versteht Ingarden etwas, „das sich in einer Seinsweise erschauen und abstraktiv — sozusagen in einer Abstraktion höheren Grades — fassen läßt, sosehr es von ihr nicht ablösbar ist.“ (*Streit I*, 77) Wenn eine Entität von einer anderen seinsabhängig ist, so ist das etwas, was ihr

---

<sup>44</sup>Zur existenzialen Abhängigkeit: Auch für Ingarden grundlegend ist Husserls Unterscheidung zwischen selbständigen und unselbständigen Teilen sowie sein Begriff der Fundierung, zu finden in der *III. Logischen Untersuchung* „Zur Lehre von den Ganzen und Teilen“ (1901, Bd. II/1). Eine Formalisierung von Husserls Teil-Ganzes-Theorie findet sich in Simons 1982 (in: Smith, Hg., 113-159). Ginsberg 1931 (in: Smith, Hg., 261-287) setzt sich mit Husserls Theorie auseinander. Des weiteren vgl. Simons 1987, 290-323; LaBossiere 1994, 361-362; Chisholm 1994; Lowe 1994 b; Hoffman & Rosenkrantz 1994, 53-57 & 89-143.

Sein betrifft, d.h. ein existenciales Moment. Es geht hier darum, daß sich über eine Entität bezüglich ihres Seins noch mehr sagen läßt, als daß sie existiere.

Hingewiesen sei noch auf Ingardens Verwendung des Terminus „Moment“. Ingarden versteht unter einem Moment etwas, was an einer Entität nur abstraktiv unterschieden werden kann, d.h. etwas, was an einer Entität unterschieden werden kann, aber nicht tatsächlich von ihr abgetrennt werden kann. Er meint mit Moment nicht immer qualitative Momente, d.h. individuelle Eigenschaften, sondern er nimmt neben qualitativen Momenten, die er „materiale“ Momente nennt, auch formale<sup>45</sup> Momente und existenciale Momente an.

Was ich im folgenden darstellen möchte, ist Ingardens Unterscheidung von vier Gegensatzpaaren existencialer Momente, d.h. von vier Weisen existencialer Abhängigkeit. Ingarden behauptet nicht, daß diese existencialen Momente die einzigen sind, die sich an einer Seinsweise erfassen lassen, er beschränkt sich aber auf folgende vier Paare: 1. Seinsautonomie — Seinsheteronomie, 2. Seinsursprünglichkeit — Seinsabgeleitetheit, 3. Seinsselfständigkeit — Seinsunselfständigkeit, 4. Seinsunabhängigkeit — Seinsabhängigkeit.

### 2.1.1. *Seinsautonomie und Seinsheteronomie*

Eine Gegenständlichkeit (im Sinne von irgend etwas überhaupt) existiert autonom (ist seinsautonom), wenn sie in sich selbst ihr Seinsfundament hat. Und sie hat es in sich selbst, wenn sie in sich selbst etwas immanent Bestimmtes ist. Eine Gegenständlichkeit ist dagegen seinsheteronom (existiert heteronom), wenn sie ihr Seinsfundament außerhalb ihrer selbst hat. (*Streit I*, 79; vgl. 79-87)

Zur Verdeutlichung sei zunächst ein Beispiel eines seinsheteronomen Gegenstand angeführt (es stammt nicht von Ingarden): Von Antonie Buddenbrook heißt es beispielsweise, sie habe graublau Augen. Antonie Buddenbrook ist ein Gegenstand, aber mit ihren Augen (wie mit mit allem an Antonie) hat es etwas Besonderes auf sich. Antonie Buddenbrook verdankt ihre graublauen Augen nämlich Thomas Mann, und zwar in einer anderen Weise als ich meine graublauen Augen behauptetermaßen Gott danke. Antonies Augen ist die Farbe Graublau nicht regelrecht *zueigen*, es existieren da nicht wirklich Augen, die graublau sind. Das wird daran deutlich, daß sie nicht in der gleichen Weise eine physische Beschaffenheit haben, in der ihre Farbe gründet, wie meine Augen das haben. Wenn ich behauptete, daß Antonies Augen graublau sind, dann kann

---

<sup>45</sup> Zur Unterscheidung zwischen Form und Materie s.u. S. 82ff.

jemand anders die Wahrheit dieser Behauptung nicht durch physikalische Messungen überprüfen, obwohl das z.B. bei meinen Behauptungen über meine eigene Augenfarbe oder die Augenfarbe meiner Geschwister möglich ist. Es scheint, als ob sie in einer nur übertragenen Weise graublau sind, eben nur im Rahmen des Romans, und nicht im echten Sinne ihre Farbe verkörpern. Nicht durch Untersuchung, sondern nur durch Nachlesen bei Thomas Mann können wir etwas über sie herausfinden. Antonie Buddenbrook ist ein seinsheteronomer Gegenstand. Seinsheteronome Gegenständlichkeiten verdanken ihre Eigenschaften etwas anderem als sich selbst. Seinsautonome Gegenständlichkeiten hingegen sind ganz aus sich selbst heraus und an sich das, was sie sind, und so, wie sie sind.

Genauer gesagt gehört Antonie Buddenbrook zu einer Unterart der seinsheteronomen Gegenständlichkeiten, nämlich zu den *rein intentionalen Gegenständlichkeiten*.<sup>46</sup> Das sind Gegenständlichkeiten, deren Seinsfundament in Bewußtseinsakten — bzw. je in dem diese Bewußtseinsakte vollziehenden Geist — liegt, durch welche sie intentional geschaffen werden. (Vgl. *Streit I*, 82-87 und *Streit III/1*, Kap. IX) Beispiele rein intentionaler Gegenständlichkeiten sind fiktive Gegenstände wie die schon erwähnte Antonie Buddenbrook, aber auch literarische Werke, Musikwerke, soziale und Staats-Gebilde, das positive Recht etc. Man könnte geneigt sein, diesen Gegenständen ihr Sein überhaupt abzusprechen. Ihnen ist laut Ingarden zwar Seinsautonomie abzusprechen, aber nicht Sein überhaupt; sie sind seinsheteronom.

[Eine *rein intentionale* Gegenständlichkeit ist eine Gegenständlichkeit], die ihr Sein und ihr gesamtes Beschaffensein aus dem Vollzug eines auf eine bestimmte einheitliche Weise beinhalteten intentionalen Bewußtseinerlebnisses schöpft und ohne diesen Vollzug überhaupt nicht existieren würde. (*Streit I*, 82)

Rein intentionale Gegenständlichkeiten existieren von Gnaden der sie schaffenden Bewußtseinsakte und besitzen, anders etwa als Gottes Geschöpfe, ihre Bestimmtheiten nicht wirklich. Rein intentionale Gegenständlichkeiten haben einen *Gehalt*. Es gehört zum Gehalt der Romanfigur Antonie Buddenbrook, daß sie graublaue Augen hat, daß sie so ein ungeniertes Lachen pflegt, daß sie exi-

---

<sup>46</sup> Im *Streit um die Existenz der Welt* (Kap. IX) entwickelt Ingarden die Unterschiede zwischen intentionalen Gegenständen, wie z.B. Romanfiguren, und seinsautonomen Gegenständen, um gegen Husserl die autonome Existenz der Welt zu behaupten. Des weiteren finden sich umfangreiche Untersuchungen zu den intentionalen Gegenständen in *Das literarische Kunstwerk* und *The Work of Music and the Problem of Its Identity*. Sowohl literarische als auch musikalische Werke faßt Ingarden als intentionale Gegenstände auf.

stiert, etc. Aber all diese qualitativen und existentialen Bestimmtheiten sind durch die Romanfigur nicht echt verkörpert, sondern sie sind ihr bloß zugewiesen, bloß zgedacht, bloß vermeint. Der Gehalt einer intentionalen Gegenständlichkeit besteht also aus den Bestimmungen, die ihr von dem Bewußtsein, von dem sie abhängen, zgedacht werden, die sie aber nicht immanent verkörpert. Ingarden spricht von einer Doppelseitigkeit der rein intentionalen Gegenstände (vgl. *Streit III/1*, 211-219). Rein intentionale Gegenstände haben gleichsam zwei Seiten: „Die eine ‚Seite‘ — das ist eben das, was wir den ‚Gehalt‘ des rein intentionalen Gegenstandes nennen; die zweite dagegen das, was wir den rein intentionalen Gegenstand oder seine intentionale Struktur nennen können.“ (*Streit III/1*, 216) Bei dieser zweiten Seite geht es um das, was über den betreffenden intentionalen Gegenstand gesagt werden kann, was aber nicht zu seinem Gehalt gehört. Ingarden führt aus, es gehöre zur „intentionalen Struktur“, daß die im Gehalt auftretenden Bestimmtheiten nur vermeint sind, daß der Gegenstand einen solchen Gehalt besitze, und daß er jene Doppelseitigkeit des Aufbaus aufweist. Entsprechend gehört zu jener zweiten Seite des rein intentionalen Gegenstandes zum Beispiel im Falle von Antonie Buddenbrook auch, daß diese Figur von Thomas Mann geschaffen ist, daß sie eine Figur des Romanes „Buddenbrooks“ ist, etc.

„Intentionale Gegenstände“ bei Ingarden und Husserl

Historisch interessant ist es, Ingardens Theorie der intentionalen Gegenstände mit Husserls Begriff eines intentionalen Gegenstandes zu vergleichen. Zuvörderst ist zu betonen, daß Ingardens Begriff eines intentionalen Gegenstandes *nicht* derselbe Begriff ist wie Husserls Begriff eines intentionalen Gegenstandes, und auch nicht derselbe Begriff sein soll.

Für Husserl ist ein „Akt“ ein psychisches Erlebnis, das auf etwas gerichtet ist. Das, worauf ein Akt gerichtet ist, ist der intentionale Gegenstand des Aktes. In §17 der *V. Logischen Untersuchung* legt Husserl dar, daß es Akte gibt, deren Gegenstand nicht existiert:

Ich stelle den Gott Jupiter vor, das heißt, ich habe ein gewisses Vorstellungserlebnis, in meinem Bewußtsein vollzieht sich das den-Gott-Jupiter-Vorstellen. Man mag dieses intentionale Erlebnis in deskriptiver Analyse zergliedern, wie man will, so etwas wieder Gott Jupiter kann man darin natürlich nicht finden; der „immanente“, „mentale“ Gegenstand gehört also nicht zum deskriptiven (reellen) Bestande des Erlebnisses, er ist also in Wahrheit gar nicht immanent oder mental. Er ist freilich auch nicht *extra mentem*, er ist überhaupt nicht. Aber das hindert nicht, daß jenes den-Gott-Jupiter-Vorstellen wirklich ist, ein so ge-

artetes Erlebnis, eine so bestimmte Weise des Zumuteseins, daß, wer es in sich erfährt, mit Recht sagen kann, er stelle sich jenen mythischen Götterkönig vor, von dem dies und jenes gefabelt werde. (V. *Logische Untersuchung*, 373)

Husserl sagt, es gebe Akte, deren intendierter Gegenstand existiert — und zwar bewußtseinsunabhängig —, und Akte, deren intendierter Gegenstand nicht existiert. Bei einem Akt, der auf den Gott Jupiter gerichtet ist, existiert der Gegenstand des Aktes nicht; es existiert nur das Den-Gott-Jupiter-Meinen, das Gerichtetsein, das aber in diesem Fall ins Leere geht, da der Gott Jupiter nicht existiert. Manchmal scheint Husserl zu sagen, daß *jeder* Akt einen Gegenstand hat, z.B. sagt er: „Jeder Akt bezieht sich intentional auf eine ihm zugehörige Gegenständlichkeit“ (V. *Logische Untersuchung*, 401). Hat demnach das Den-Gott-Jupiter-Vorstellen doch einen Gegenstand, nämlich den nichtexistierenden Jupiter? Bei Akten, deren Gegenstand nicht existiert, spricht Husserl davon, daß der Akt einen „*bloß intentionalen Gegenstand*“ hat, und das soll folgendermaßen verstanden werden:

Der Gegenstand ist ein „bloß intentionaler“, [...] heißt: die Intention, das einen so beschaffenen Gegenstand „Meinen“ existiert, aber *nicht* der Gegenstand. (V. *Logische Untersuchung*, 425)

Husserls Behauptung ist, daß es für den Akt keinen Unterschied darstelle, ob sein Gegenstand existiert oder nicht; m.a.W. das Einen-so-beschaffenen-Gegenstand-Meinen sei unabhängig von dem Gegenstand. Das Bewußtsein sei etwas Selbständiges, etwas Absolutes, dem gegenüber der intendierte Gegenstand transzendent sei. Husserl meint, innerhalb dieses Bereiches — dem Bewußtsein, dem Bereich des Aktes — könnten Betrachtungen angestellt werden, und diese nennt er „*phänomenologische Betrachtungen*“:

Für die reell phänomenologische Betrachtung ist die Gegenständlichkeit selbst nichts; sie ist ja, allgemein zu reden, dem Akte transzendent. Gleichgültig in welchem Sinne und mit welchem Rechte von ihrem „Sein“ die Rede ist, gleichgültig, ob sie real oder ideal, ob sie wahrhaft, möglich oder unmöglich ist, der Akt ist „auf sie gerichtet“. Fragt man nun, wie es zu verstehen sei, daß das Nichtseiende oder Transzendente in einem Akte, in welchem es gar nicht ist, als intentionaler Gegenstand gelten könne, so gibt es darauf keine andere Antwort als diese eine und in der Tat voll ausreichende, die wir oben gegeben haben: *Der Gegenstand ist ein intentionaler, das heißt, es ist ein Akt mit einer bestimmt charakterisierten Intention*, die in dieser Bestimmtheit eben das ausmacht, was wir die Intention auf diesen Gegenstand nennen. (V. *Logische Untersuchung*, 412f; meine Hervorh.)

Diese Auffassung von Bewußtsein und transzendtem Sein baut Husserl in den *Ideen* (1913) noch weiter aus. Er entwickelt hier, daß das Bewußtsein „ein

für sich geschlossener Seinszusammenhang“ sei, indem er Bewußtsein und reales Sein als zwei verschiedene Seinsarten auffaßt:

Wir sehen also, daß Bewußtsein (Erlebnis) und reales Sein nichts weniger als gleichgeordnete Seinsarten sind, die friedlich nebeneinander wohnen, sich gelegentlich aufeinander „beziehen“ oder miteinander „verknüpfen“. [...] Immanentes oder absolutes Sein und transzendentes Sein heißt zwar beides „seiend“, „Gegenstand“, und hat zwar beides seinen gegenständlichen Bestimmungsgehalt: evident ist aber, daß, was da beiderseits Gegenstand und gegenständliche Bestimmung heißt, nur nach den leeren logischen Kategorien gleich benannt ist. Zwischen Bewußtsein und Realität gähnt ein wahrer Abgrund des Sinnes. (*Ideen*, 92f)

Husserl bezeichnet hier Bewußtsein und reales Sein schon als „gleichgeordnete Seinsarten“, und im folgenden geht er noch weiter, indem er behauptet, dem Bewußtsein komme der Primat zu, das Bewußtsein sei grundlegender als das Realesein, die Realität sei unselbständig, die Realität sei vom Bewußtsein abhängig.

Realität, sowohl Realität des einzeln genommenen Dinges als auch Realität der ganzen Welt, entbehrt wesensmäßig [...] der Selbständigkeit. Es [das reale Sein] ist nicht in sich etwas Absolutes und bindet sich sekundär an anderes, sondern es ist in absolutem Sinne gar nichts, es hat gar kein „absolutes Wesen“, es hat die Wesenheit von etwas, das prinzipiell *nur* Intentionales, *nur* Bewußtes, bewußtseinsmäßig Vorstelliges, Erscheinendes ist. (*Ideen*, 93f)<sup>47</sup>

So gelangt Husserl schließlich zu der idealistischen Auffassung, daß äußere Gegenstände kein selbständiges Sein hätten und eigentlich „gar nichts“ seien.

[*Es*] ist die ganze räumlich zeitliche Welt, der sich Mensch und menschliches Ich als untergeordnete Einzelrealitäten zurechnen, *ihrem Sinne nach bloßes intentionales Sein*, also ein solches, das den bloßen sekundären, relativen Sinn eines Seins für ein Bewußtsein hat. Es ist ein Sein, das das Bewußtsein in seinen Erfahrungen setzt, das prinzipiell nur als Identisches von motivierten Erscheinungsmannigfaltigkeiten anschaulich und bestimmbar — darüber hinaus aber ein Nichts ist. (*Ideen*, 93)

*Es zeigt sich, daß Husserl die räumlich-zeitliche Welt für einen intentionalen Gegenstand im Ingardenschen Sinne hält.* Just diese These Husserls zu bestreiten, ist Ingardens Unterfangen. Ingardens Begriff eines intentionalen Gegenstandes entspricht Husserls Begriff eines „bloß intentionalen Gegenstandes“. Folgendes wird vom späten Husserl behauptet und von Ingarden bestritten:

---

<sup>47</sup>Diese Passage zitiert und kritisiert Ingarden in einem Brief an Husserl 1918 (siehe Ingarden 1918).

Die reale Welt hat bloß intentionales Sein, m.a.W. die reale Welt ist ein intentionaler Gegenstand im Ingardenschen Sinne.

Ingardens ausführliche Untersuchungen der intentionalen Gegenstände (von nun an immer im Ingardenschen Sinne) im *Streit* (bes. *Streit II*, Kap. IX) und in *Das literarische Kunstwerk* (1931) dienen immer auch dazu, den Unterschied zwischen intentionalen Gegenständen und seinsautonomen Gegenständen herauszuarbeiten und zu betonen. Husserl behauptet, die reale Welt „ist bloßes intentionales Sein“, darauf könnte Ingarden antworten: „Nun, es scheint tatsächlich Gegenstände mit bloß intentionalem Sein zu geben. Lassen Sie uns diese einmal näher untersuchen und sehen, wie sie aufgebaut sind. Romanfiguren und musikalische Werke zum Beispiel haben bloß intentionales Sein, sie entbehren in einem bestimmten Sinne der Selbständigkeit, sie haben, wie Sie sagen, Sein in einem sekundären Sinne, sie sind nur *für* ein Bewußtsein. Aber Sie werden sehen, mein lieber Herr Professor Husserl, daß nicht alle Gegenstände solcher Art sind.“ Der Streit um die Existenz der Welt ist somit ein Streit darüber, ob die reale Welt ein intentionaler Gegenstand ist.

### 2.1.2. *Seinsursprünglichkeit und Seinsabgeleitetheit*

Seinsursprünglich ist eine Gegenständlichkeit, wenn sie ihrem Wesen nach durch keine andere Gegenständlichkeit geschaffen werden kann. Dagegen ist eine Gegenständlichkeit seinsabgeleitet, wenn sie so geschaffen werden kann. (*Streit I*, 87; vgl. 87-90 und 110-114)

Ein Beispiel für einen seinsursprünglichen Gegenstand ist Gott, denn er kann — zumindest der gewöhnlichen Auffassung zufolge — nicht von etwas anderem geschaffen werden. Die Erde hingegen ist dem Theismus zufolge ein Beispiel für einen seinsabgeleiteten Gegenstand, denn sie ist geschaffen — von Gott. Eine Geige ist ein seinsabgeleiteter Gegenstand, denn sie ist geschaffen — vom Geigenbauer. Ein vom Wind erzeugter Sandhügel in der Wüste ist zwar vielleicht nicht geschaffen, aber er hätte seinem Wesen nach auch geschaffen werden können, von Menschen mit Schaufeln zum Beispiel; daher ist er ein seinsabgeleiteter Gegenstand.

Seinsursprüngliche Gegenständlichkeiten können gar nicht anders als existieren, und sie können daher auch nicht abgeschafft werden. Ihrer Natur nach entziehen sie sich jedem ihre Existenz angreifendem Eingriff. Ingarden umschreibt das des weiteren wie folgt:

Eine seinsursprüngliche Gegenständlichkeit zeichnet sich in ihrem Sein durch eine absolute, selbsteigene Position, durch ein absolutes In-sich-selbst-gegründet-Sein aus. Falls sie existiert, ist sie eine „Ur-Sache“ im rein etymologischen Sinne des Wortes, eine Sache also, die zwar für andere Gegenständlichkeiten einen Seinsursprung ergeben kann, die aber für sich keine außerhalb ihrer selbst liegende Quelle ihres Seins hat.

Eine seinsursprüngliche Gegenständlichkeit kann nie geschaffen und nie vernichtet werden. In diesem Sinne ist sie *ewig*; sie ist in ihrem Sein ohne Anfang und ohne Ende. Damit ist aber nichts darüber gesagt, ob ein seinsursprünglicher Gegenstand außerhalb der Zeit oder in der Zeit ist oder noch anders zur Zeit in Beziehung steht.

Zu betonen ist, daß die Frage nach der Existenz seinsursprünglicher Gegenstände keineswegs einhergeht mit der Frage nach der Existenz Gottes:

So schreibt z.B. ein atheistischer Materialismus, der die Existenz eines geistigen und überhaupt eines jeden Gottes leugnet und nur eine „ungeschaffene“ Materie [vgl. Hebräer 11,3] annimmt, eben dieser *Materie* Seinsursprünglichkeit und damit auch Ewigkeit zu. (*Streit I*, 112)

### 2.1.3. *Seinsselbständigkeit und Seinsunselbständigkeit*

Seinsselbständig ist eine Gegenständlichkeit, wenn sie ihrem Wesen nach zu ihrem Sein das Sein gar keiner anderen Gegenständlichkeit erfordert, welche mit ihr innerhalb der Einheit eines Ganzen zusammen sein müßte, oder mit anderen Worten, wenn ihr Sein kein notwendiges Zusammensein mit einer anderen Gegenständlichkeit innerhalb der Einheit eines Ganzen ist. Seinsunselbständig dagegen ist eine Gegenständlichkeit, wenn ihr Sein ein aus ihrem Wesen fließendes notwendiges Zusammensein mit einer anderen Gegenständlichkeit [...] in der Einheit eines Ganzen ist. (*Streit I*, 115)

Ingardens Unterscheidung baut auf Husserls Unterscheidung zwischen unselbständigen und selbständigen Gegenständen bzw. Teilen in der *III. Logischen Untersuchung* (1901, §2) auf. Den Begriff eines Teiles faßt Husserl in einem weiteren Sinne als gewöhnlich üblich. Ein Teil ist alles und jedes, „was in einem Gegenstande unterscheidbar oder, objektiv zu reden, in ihm ‚vorhanden‘ ist“ (*III. Logische Untersuchung*, S. 228). Unterscheidungen an („in“) einem Gegenstand, z.B. einem Stein, können gleichsam in zwei Richtungen durchgeführt werden.

1. Wenn ein Gegenstand G, z.B. ein Stein, die räumliche Region R einnimmt und R' eine räumliche Region ist, so daß jeder Punkt in R' auch ein Punkt in R ist, aber nicht jeder Punkt in R auch ein Punkt in R' ist (R' ist also eine Teilre-

gion von R), so ist der Gegenstand, der R' einnimmt — d.h. der vollständige Inhalt von R' —, ein *selbständiger Teil* von G. Nehmen wir an, der Stein hat an einer Stelle eine Quarzeinlagerung, so ist diese Quarzeinlagerung ein Teil des Steines in diesem Sinne. Da sie prinzipiell mit entsprechendem Werkzeug auch von dem Stein getrennt („abgestückt“) werden könnte, spricht Husserl hier von einem *Stück*.

2. An dem Stein läßt sich aber auch z.B. seine Masse von seiner Dichte, oder die Masse des Steines von dem Stein als Ganzen unterscheiden. Dabei sind Masse und Dichte hier als etwas Individuelles aufgefaßt. Angenommen, der Wert der Masse des Steines sei M, und es sei  $\_$  die individuelle Masse des Steines. M ist dann der Massewert im allgemeinen, d.h. M ist die betreffende Masse als Universale, das auch von allen anderen Gegenständen instantiiert wird, welche die Masse M haben.  $\_$  ist die Masse dieses und nur dieses Steines, d.h.  $\_$  ist ein Individuum, das numerisch verschieden ist von den Massen der anderen Gegenstände mit Masse M.  $\_\_\_$  die Masse des Steines, ist mit dem Stein derart „innig vereint“, daß  $\_$  nicht von ihm abgetrennt werden kann.  $\_$  kann nur zusammen mit anderen Momenten des Steines existieren, d.h.  $\_$  ist derart, daß es nur existieren kann, wenn es zusammen mit anderen Momenten „in der Einheit eines Ganzen ist“. Damit  $\_$  existieren kann, müssen auch bestimmte andere Momente existieren, und  $\_$  und die anderen Momente müssen richtig verbunden sein, so daß sie zusammen den Stein bilden. Husserl sagt hier,  $\_$  sei *ergänzungsbedürftig*,  $\_\_\_$  bedürfe der *Fundierung* durch andere Momente.  $\_\_\_$  die individuelle Masse des Steines, ist ein *unselbständiger Teil*, ein *abstrakter Teil*, ein *Moment* des Steines.  $\_$  ist auch *unselbständiger Gegenstand* oder *abstrakter*<sup>48</sup> *Gegenstand* zu nennen — diesen Begriff eines unselbständigen Gegenstandes übernimmt Ingarden von Husserl.

Undefiniert bleibt hier der Begriff der „Einheit eines Ganzen“. Während es zu jeden zwei Entitäten die mereologische Summe dieser Entitäten gibt, sind doch nicht alle Entitäten zusammen in der „Einheit eines Ganzen“. Die Ergänzungsbedürftigkeit eines Massemomentes in München kann nicht durch ein Dichtemoment in London gestillt werden. Momente materieller Gegenstände sind anscheinend genau dann zusammen in der Einheit eines Ganzen, wenn sie zur selben Zeit dieselbe Raumregion einnehmen. Doch wenn wir z.B. sagen

---

<sup>48</sup> Den Terminus „abstrakt“ verwende ich — wie z.B. Husserl, Ingarden und Armstrong (vgl. aber unten S. 220) — immer im Sinne von „unselbständig“. Manche Autoren verwenden heute den Terminus „abstrakt“ auch im Sinne von unzeitlich (und nicht-wirkend), für diesen Begriff verwende ich aber den traditionellen Terminus „ideal“.

wollen, daß das Vernünftigkeitmoment des Sokrates seinsunselbständig gegenüber bestimmten Eigenschaften seines Gehirns sei und mit ihnen in der „Einheit eines Ganzen“ zusammen sei, steht uns diese Definition nicht zur Verfügung, da das Vernünftigkeitmoment nicht wie ein Dichtemoment eine Raumregion einnimmt. Auch wollen wir sagen, daß z.B. eine bestimmte Rose seinselbständig gegenüber Gott ist, obwohl sie nicht existieren könnte, wenn Gott nicht existierte (und sie im Sein erhielte). Die Rose ist nicht mit Gott zusammen in der „Einheit eines Ganzen“, deswegen ist sie Gott gegenüber seinselbständig — auch wenn sie nicht ohne Gott existieren könnte. Wir können festhalten: *Entitäten sind zusammen in der Einheit eines Ganzen, wenn sie zur selben Zeit dieselbe Raumregion einnehmen.* Des weiteren bleibt uns nur zu sagen: Entitäten sind genau dann zusammen in der Einheit eines Ganzen, wenn sie so zusammen sind, wie — in der uns bekannten Weise — die Eigenschaften ein und desselben Dinges zu ein und derselben Zeit zusammen sind. Wir können als Ingardens Definition festhalten:

*Eine Gegenständlichkeit ist seinselbständig — m.a.W. „konkret“ — genau dann, wenn sie existieren kann, ohne mit etwas anderem in der Einheit eines Ganzen zusammenzusein. Eine Gegenständlichkeit ist seinsunselbständig — m.a.W. „abstrakt“ — genau dann, wenn sie nicht seinselbständig ist.*

Ingarden unterscheidet verschiedene Arten der Seinsunselbständigkeit (116-120):

1. Es ist zu unterscheiden zwischen *eindeutiger* und *vieldeutiger* Seinsunselbständigkeit. Vieldeutig seinsunselbständig ist eine Gegenständlichkeit, wenn sie zu ihrer Existenz *eine* Gegenständlichkeit *aus einer bestimmten Klasse* von Gegenständlichkeiten bedarf (wenn sie also gleichsam die Wahl zwischen verschiedenen Gegenständlichkeiten hat). Eindeutig seinsunselbständig ist eine Gegenständlichkeit, wenn sie nur existieren kann, wenn sie *mit einer ganz bestimmten* Gegenständlichkeit zusammen ist (und nicht die Wahl zwischen mehreren verschieden Gegenständlichkeiten hat). In den folgenden Definitionen sei vorausgesetzt, daß  $x$  und  $y$  nicht identisch sind.

- $x$  ist *eindeutig seinsunselbständig* gegenüber  $y$  genau dann, wenn  $x$  nicht existieren kann außer in der Einheit eines Ganzen zusammen mit  $y$ .
- $x$  ist *vieldeutig seinsunselbständig* gegenüber  $y$  genau dann, wenn  $x$  nicht existieren kann außer in der Einheit eines Ganzen zusammen mit einem Element aus einer bestimmten Klasse  $\{y_1, \dots, y_n\}$ , von der  $y$  ein Element ist.

- x ist *seinsunselbständig* gegenüber y genau dann, wenn x entweder eindeutig oder vieldeutig *seinsunselbständig* gegenüber y ist.
- x ist *seinsunselbständig*, m.a.W. *abstrakt*, genau dann, wenn es eine Entität y gibt, der gegenüber x *seinsunselbständig* ist. x ist *seinsunselbständig*, m.a.W. *konkret*, genau dann, wenn es keine Entität y gibt, der gegenüber sie *seinsunselbständig* wäre.

Zum Beispiel ist, wenn wir einmal annehmen, daß ein Gegenstand ein Rotmoment und ein (von ihm behaupteter Maßen verschiedenes) Farbigkeitsmoment hat, das Rotmoment eindeutig *seinsunselbständig*, denn es kann nur mit dem Farbigkeitsmoment zusammen existieren, wohingegen das Farbigkeitsmoment vieldeutig *seinsunselbständig* ist, denn es bedarf zu seiner Ergänzung nur irgendeiner Farbqualität von vielen, sei es nun rot oder grün oder gelb etc.

2. Die Seinsunselbständigkeit einer Gegenständlichkeit kann in ihrer *materialen* Eigenheit oder in ihrer *Form* begründet sein. Ingarden unterscheidet an einer Eigenschaft zwischen der Materie der Eigenschaft und der Form der Eigenschaft.<sup>49</sup> Die Form eines Rotmomentes z.B. ist die Form ‚Eigenschaft von‘, d.h. das Eine-Eigenschaft-Sein des Rotmomentes ist die Form des Rotmomentes. Die Materie des Rotmomentes ist das an ihm, was es von allen anderen Eigenschaften unterscheidet, was es also zu Röte macht. Daß ein Rotmoment der Ergänzung durch ein Farbigkeitsmoment bedarf, gründet in der *materialen*, d.h. qualitativen Eigenheit des Rotmomentes. In diesem Sinne ist das Moment Röte relativ zur Farbigkeit *material* *seinsunselbständig*. *Formal* *seinsunselbständig* ist eine Gegenständlichkeit, wenn es an ihrer Form liegt, daß sie nur zusammen mit einer bestimmten anderen Gegenständlichkeit existieren kann. So ist z.B. jede Eigenschaft ihrer Form nach *seinsunselbständig* (*Streit I*, 118): Die Form ‚Eigenschaft von‘ ist *formal* *seinsunselbständig* gegenüber der Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘ (vgl. *Streit II/1*, *Streit II/1*, 86-91), d.h. etwas, das eine Eigenschaft ist, kann nicht sein außer zusammen mit einem Subjekt, anders gesagt „getragen“ von einem Subjekt. Daß z.B. ein Rotmoment nicht allein, sondern nur getragen von einem Subjekt existieren kann, liegt nicht daran, daß es sich gerade um Röte handelt, sondern daran, daß das Rotmoment eine Eigenschaft ist.

---

<sup>49</sup> Zu Form und Materie s.u. S. 82ff.

3.  $x$  und  $y$  sind *gegenseitig* seinsunselbständig genau dann, wenn sowohl  $x$  gegenüber  $y$  als auch  $y$  gegenüber  $x$  eindeutig seinsunselbständig ist.  $x$  ist *einseitig* seinsunselbständig gegenüber  $y$  genau dann, wenn  $x$  gegenüber  $y$  eindeutig seinsunselbständig ist, aber  $y$  gegenüber  $x$  nicht eindeutig seinsunselbständig ist. Zum Beispiel sind die Form ‚Eigenschaft von‘ und die Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘ gegenseitig seinsunselbständig, denn eine Eigenschaft bedarf eines Subjektes und ein Subjekt kann nicht ohne jegliche Eigenschaft sein. Das Rotmoment einer Rose ist einseitig seinsunselbständig gegenüber dem Farbigkeitsmoment, denn das Rotmoment benötigt das Farbigkeitsmoment, aber das Farbigkeitsmoment benötigt nicht unbedingt das Rotmoment, sondern es benötigt nur irgendein bestimmtes Farbmoment.

#### 2.1.4. *Seinsabhängigkeit und Seinsunabhängigkeit*

*Innerhalb* der seinsselbständigen Gegenständlichkeiten ist noch ein weiterer bedeutsamer existentialer Unterschied zu beachten. Es ist nämlich möglich, daß eine Gegenständlichkeit seinsselbständig ist und trotzdem zu ihrem Fortbestehen die Existenz einer anderen seinsselbständigen Gegenständlichkeit wesensmäßig erfordert. Wir nennen sie dann *seinsabhängig*. (Streit I, 121)

Wir sagen also: Eine Gegenständlichkeit ist *seinsabhängig* genau dann, wenn sie 1. seinsselbständig ist und 2. zu ihrem Fortbestehen der Existenz einer anderen seinsselbständigen Gegenständlichkeit bedarf. Eine Gegenständlichkeit ist *seinsunabhängig*, wenn sie 1. seinsselbständig<sup>50</sup> und 2. nicht *seinsabhängig* ist.

Es ist sinnvoll, Ingardens Begriffsbestimmung durch folgende Definitionen zu ergänzen:

- $x$  ist *eindeutig seinsabhängig* von  $y$  genau dann, wenn 1.  $x$  seinsselbständig ist und 2.  $x$  nur fortbestehen kann, wenn  $y$  existiert.
- $x$  ist *vieldeutig seinsabhängig* von  $y$  genau dann, wenn 1.  $x$  seinsselbständig ist und 2.  $x$  nur fortbestehen kann, wenn ein Element aus einer bestimmten Klasse  $\{y_1, \dots, y_n\}$  existiert, von der  $y$  ein Element ist.
- $x$  ist *seinsabhängig* von  $y$  genau dann, wenn  $x$  eindeutig oder vieldeutig seinsabhängig von  $y$  ist.

---

<sup>50</sup> Ingarden definiert den Begriff der Seinsabhängigkeit so, daß eine seinsunselbständige Entität weder *seinsabhängig* noch *seinsunabhängig* ist. Man könnte statt dessen auch definieren: Eine Gegenständlichkeit ist *seinsunabhängig* genau dann, wenn sie nicht *seinsabhängig* ist.

Es ist der Unterschied zwischen dem Begriff der Seinsabhängigkeit und einerseits dem Begriff der Seinsabgeleitetheit und andererseits dem Begriff der Seinsunselbständigkeit zu beachten. Während es bei der Seinsabgeleitetheit um das Entstehen und die Möglichkeit des *Geschaffenwerdens* einer Gegenständlichkeit geht, kommt es bei der Seinsabhängigkeit nur auf die Möglichkeit des *Fortbestehens* einer Gegenständlichkeit an. Meine Geige ist seinsabgeleitet, da sie von dem betreffenden Geigenbauer geschaffen wurde. Aber sie ist nicht von ihm seinsabhängig, denn sie kann auch fortbestehen, wenn er nicht mehr existiert.

Wenn x seinsabhängig von y ist, kann x nur existieren, wenn y existiert, aber — im Gegensatz zu dem Fall, daß x seinsunselbständig gegenüber y wäre — x ist mit y *nicht zusammen in der Einheit eines Ganzen*. Eine bestimmte Rose z.B. ist von Gott seinsabhängig, denn sie kann nur existieren, wenn Gott existiert (und die Rose im Sein erhält). Die Rose ist aber Gott gegenüber seinsunselbständig, denn sie ist mit Gott nicht zusammen in der Einheit eines Ganzen. Ingarden erwähnt als Beispiel für Seinsabhängigkeit einen Organismus, der von Sauerstoff abhängig ist. (*Streit I*, 122) Der Organismus ist ein seinsunselbständiger Gegenstand und kann nur fortbestehen, wenn es Sauerstoff um ihn herum gibt. Daher ist der Organismus von Sauerstoff seinsabhängig.

### 2.1.5. Zusammenhänge zwischen den existentialen Momenten

Nicht alle existentialen Momente sind miteinander vereinbar, d.h. manche Paare existentialer Momente können nicht an einer und derselben Gegenständlichkeit vorkommen. Folgende existentialen Momente schließen einander aus:

1. Seinsautonomie und Seinsheteronomie
2. Seinsursprünglichkeit und Seinsabgeleitetheit
3. Seinsunselbständigkeit und Seinsunselbständigkeit
4. Seinsunabhängigkeit und Seinsabhängigkeit
5. Seinsursprünglichkeit und Seinsheteronomie
6. Seinsunabhängigkeit [...] und Seinsunselbständigkeit
7. Seinsunselbständigkeit und Seinsabhängigkeit
8. Seinsheteronomie und Seinsunabhängigkeit [...]. (*Streit II/1*, *Streit II/1*, 124)

1.-4. ergeben sich direkt aus den Definitionen.

Zu 5.: Ingarden hält es für evident und für keiner weiteren Begründung bedürftig, daß eine Gegenständlichkeit nicht zugleich seinsursprünglich und seinsheteronom sein kann. Eine seinsursprüngliche Gegenständlichkeit hat ihr Seinsfundament immer in sich selbst, sie verdankt ihre Eigenschaften nie etwas anderem als sich selbst.

Zu 6. und 7.: Per definitionem können nur seinsselbständige Gegenständlichkeiten seinsabhängig oder seinsunabhängig sein.

Zu 8.: Angenommen, eine Gegenständlichkeit G wäre seinsheteronom und seinsunabhängig (und seinsselbständig); dann gäbe es eine andere Gegenständlichkeit G', in der G ihr Seinsfundament hat; dann wäre G seinsabhängig von G', das widerspricht aber der Annahme.

Aus den verbleibenden Möglichkeiten der Kombination existentialer Momente ergeben sich acht „Seinsbegriffe“. Zum Beispiel fällt eine Gegenständlichkeit genau dann unter den Seinsbegriff {Autonomie & Ursprünglichkeit & Selbständigkeit & Unabhängigkeit}, wenn sie seinsautonom, seinsursprünglich, seinsselbständig und seinsunabhängig ist:<sup>51</sup>

<b>I.</b>	<b>II.</b>	<b>III.</b>	<b>IV.</b>
Autonomie	Autonomie	Autonomie	Autonomie
Ursprünglichkeit	Abgeleitetheit	Ursprünglichkeit	Ursprünglichkeit
Selbständigkeit	Selbständigkeit	Unselbständigkeit	Selbständigkeit
Unabhängigkeit	Unabhängigkeit	—	Abhängigkeit
<b>V.</b>	<b>VI.</b>	<b>VII.</b>	<b>VIII.</b>
Autonomie	Autonomie	Heteronomie	Heteronomie
Abgeleitetheit	Abgeleitetheit	Abgeleitetheit	Abgeleitetheit
Selbständigkeit	Unselbständigkeit	Selbständigkeit	Unselbständigkeit
Abhängigkeit	—	Abhängigkeit	—

Zur Illustration von Ingardens Tabelle möchte ich versuchen, Beispiele zu finden. Der Einfachheit halber setze ich in den Beispielen voraus, daß es einen Gott gibt:

Zu I.: Diesen Seinsbegriff nennt Ingarden auch „Absolutes Sein“. Gott fällt unter diesen Begriff.

Zu II.: Dieser Seinsbegriff ist wahrscheinlich leer, denn eine Gegenständlichkeit, die geschaffen werden kann, ist, soweit ich sehen kann, immer seinsab-

<sup>51</sup> Die folgende Tabelle findet sich in *Streit I*, 124f.

hängig (oder seinsunselbständig). Zumindest ist alles, was von Gott geschaffen ist, von Gott seinsabhängig.

Zu III.: Eine Gegenständlichkeit, die seinsursprünglich und seinsselbständig ist, ist ein Moment einer seinsursprünglichen Gegenständlichkeit. Beispiele wären Eigenschaften Gottes, z.B. das Gutsein Gottes.

Zu IV.: Nur Gott ist seinsursprünglich und seinsselbständig. Gott ist aber seinsunabhängig. Demnach ist dieser Seinsbegriff leer.

Zu V.: Unter diesen Seinsbegriff fallen selbständige Gegenständlichkeiten, die geschaffen werden können und die von anderen Gegenständlichkeiten seinsabhängig sind. Beispiele sind ein bestimmter Mensch, ein bestimmter Stein etc. (vorausgesetzt, daß Gegenständlichkeiten wie ein Mensch oder ein Stein nur existieren können, wenn Gott sie im Sein erhält, wenn sie also von Gott seinsabhängig sind).

Zu VI.: Momente wie das Ein-Kilogramm-schwer-Sein jenes (seinsautonomen) Steines fallen unter diesen Begriff.

Zu VII.: Ein Beispiel für eine seinsheteronome Gegenständlichkeit, die selbständig ist, ist Antonie Buddenbrook.

Zu VIII.: Unter diesen Begriff fallen Momente seinsheteronomer, seinsselbständiger Gegenständlichkeiten, z.B. das Grau-blaue-Augen-Haben der Antonie Buddenbrook.

## 2.2. Form und Materie

Nehmen wir einen Stein mit der Masse 1 kg, der Ladung 2 C, der Temperatur 193 K etc. Das Ein-Kilogramm-schwer-Sein des Steines ist eine Eigenschaft des Steines; ebenso ist das 2-C-Ladung-Haben eine Eigenschaft des Steines. Was aber ist das *Eine-Eigenschaft-Sein* des Ein-Kilogramm-schwer-Seins des Steines? Das Ein-Kilogramm-schwer-Sein und das 2-C-Ladung-Haben haben anscheinend gemeinsam, eine Eigenschaft zu sein. Aber ist das Eine-Eigenschaft-Sein eine Eigenschaft einer Eigenschaft, eine Eigenschaftseigenschaft also? Des weiteren stellt sich die Frage, ob das Ein-Gegenstand-Sein des Steines eine Eigenschaft des Steines ist. — Ingardens Unterscheidung zwischen Form und Materie bietet Antworten auf diese Fragen an.

Um die Begriffe von Form und Materie einzuführen, stellt Ingarden am Anfang von Band II/1 des *Streites* elf verschiedene Formbegriffe vor, von denen er sich dann einen zu eigen macht. (Seitenangaben im folgenden beziehen sich

auf *Streit II/1.*) Eine regelrechte Definition des Begriffes einer Form hält Ingarden für nicht möglich und bemüht sich daher um Charakterisierungen des Begriffes, mit welchen er an die Intuition des Lesers appelliert, damit diese den von Ingarden gemeinten Unterschied zwischen Form und Materie fassen mögen. Im folgenden möchte ich versuchen, die von Ingarden gemeinten Begriffe von Form und Materie zu erläutern.

Nehmen wir unseren gerade schon erwähnten Stein mit den Eigenschaften: Masse 1 kg, Ladung 2 C, Temperatur 193 K, Dichte 3 kg/m<sup>3</sup> etc. Hier, wie überall bei Ingarden, sind Eigenschaften als Individuen, als Momente gemeint. All die genannten Eigenschaften haben gemeinsam, *daß sie Eigenschaften sind*. Ingardens Begriff einer Form kommt nun dem nahe, was man traditionell „Kategorie“ nennt:<sup>52</sup> er spricht hier von der *Form der Eigenschaft* (auch zu bezeichnen als die Form ‚Eigenschaft von‘), d.h. das Eine-Eigenschaft-Sein ist eine Form (und nicht etwa wiederum eine Eigenschaft). Etwas ist genau dann eine Eigenschaft, wenn es „in der Form ‚Eigenschaft von‘ steht“. Die genannten verschiedenen Eigenschaften haben also die Form der Eigenschaft gemeinsam.

Was aber unterscheidet sie? Was macht die Eigenschaft 1 kg zur Eigenschaft 1 kg und unterscheidet sie damit von der Eigenschaft 193 K? Eben das nennt Ingarden die *Materie*. Wenn eine Materie ‚1 kg‘ in der Form der Eigenschaft „steht“, dann liegt — wie bei unserem Stein — die Eigenschaft 1 kg, ein 1-kg-Moment, vor. Ingarden unterscheidet also an der Eigenschaft 1 kg zwei Momente („Moment“ hier im weitesten Sinne als etwas an etwas zu Unterscheidendes): zum einen das „qualitative Moment“, die Materie ‚1 kg‘, und zum anderen, als „radikal unqualitatives Moment“ (12,Z4), die Form ‚Eigenschaft von‘. Die Form ist das, in dem das Qualitative steht. Es gibt keine Form, ohne daß sie Form einer Materie wäre, und es gibt keine ungeformte Materie.

Den Primat schreibt Ingarden aber der Materie zu: „[D]as Determinierende, Entscheidende im Seienden [ist] die Materie [...], während die Form [...] sich aus dem Wesen der Materie ergibt.“ (51) Ich deute Ingardens Rede davon, daß bei Form und Materie der Primat der Materie zukomme, so, daß es z.B. bei einer

---

<sup>52</sup> Darauf weist Ingarden selbst hin: „Das ist ‚Form‘ im modernen formal-ontologischen Sinne, der vielleicht erst bei Husserl zu einer relativ vollkommensten Ausprägung gelangt ist, der aber bereits bei Aristoteles (später bei Kant) in dem Begriffe der ‚Kategorie‘ durchzuscheinen beginnt. Schon bei Aristoteles ist es jedoch klar, daß es in diesem Sinne *verschiedene* Formen gibt, die für sich näher untersucht werden müssen und die bei dem Versuch ihrer näheren Bestimmung zu neuen Form-Begriffen führen.“ (*Streit II/2*, 5) Den Begriff einer Form wie ihn Ingarden entwickelt verwendet auch Tegtmeyer (siehe 1993, 38 und 105).

Eigenschaft die Eigenschaftsmaterie ist, *an* der die Form etwas ist. (Das heißt, es ist weder der Fall, daß Form und Materie zwei Bestandteile einer Eigenschaft sind, noch daß eine Materie etwas an einer Form ist.) Die Form ist etwas an einer Eigenschaftsmaterie, und zwar das, was alle Eigenschaftsmaterien gemeinsam haben; das, worin sich alle Eigenschaftsmaterien gleichen; das, was alle Eigenschaftsmaterien zu *Eigenschafts-Materien* macht. Wenn Ingarden davon spricht, daß eine Materie *in* einer Form *steht*, heißt das soviel wie, daß die betreffende Entität zu einer Kategorie gehört; daß die Entität eine Grundstruktur aufweist, wie sie auch andere Entitäten — Entitäten derselben Kategorie nämlich — aufweisen. Eine bestimmte Eigenschaft gleicht in bestimmter Hinsicht bestimmten anderen Entitäten, allen Eigenschaften nämlich. Wenn Ingarden sagt, „gemäß der Form ‚Eigenschaft von‘“ sei es soundso, heißt das soviel wie: *alle* Eigenschaften sind — eben dadurch, daß sie Eigenschaften sind — soundso.

Hier ist noch auf eine Schwierigkeit in Ingardens Theorie hinzuweisen. Ingarden unterscheidet zwischen einer Form *in individuo* und einer Form *in specie* genommen sowie zwischen einer Materie *in individuo* und einer Materie *in specie* genommen (87). Die Form, in der die Röte jener Rose steht, ist etwas Individuelles, aber man kann auch von der betreffenden Form *in specie* sprechen und damit dann die Form ‚Eigenschaft von‘ im allgemeinen meinen. Die Rotmaterie jener Rose ist etwas Individuelles, aber man kann auch von der betreffenden Materie *in specie* sprechen und damit dann Röte im allgemeinen meinen. Nicht immer ist klar, wann Ingarden eine Form bzw. eine Materie *in specie* und wann *in individuo* meint.

Die Form der Eigenschaft ist nicht die einzige Form, die es gibt; eine andere Form ist z.B. die Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘. Diese ist die korrelative Form zur Form der Eigenschaft, d.h. etwas, was in der Form der Eigenschaft steht, tritt immer zusammen mit etwas auf, was in der Form des Subjekts von Eigenschaften steht. In diesem Sinne ist es ein „formaler“ Zusammenhang, daß jede Eigenschaft von etwas getragen wird: es liegt an den betreffenden Formen. Das *Ein-Gegenstand-Sein* unseres Steines nennt Ingarden „die Form des individuellen seinsautonomen Gegenstandes“ (diese Form enthält irgendwie die Form des Subjekts und die Form der Eigenschaft). Als weitere Beispiele für Formen nennt Ingarden die Form der Idee, die Form des rein intentionalen Gegenstandes, die Form des Sachverhalts und die Form der Beziehung (Relation).

(Ingardens Begriffe von Form und Materie sind nicht die in der aristotelischen Tradition üblichen Begriffe von Form und Materie. Zur Form eines Gegenstandes im aristotelischen Sinne gehört alles Qualitative — d.h. Eigenschaften und konstitutive Natur (s.u. Kap. 2.4.) — am Gegenstand. Die Materie im aristotelischen Sinne ist das, was den qualitativen Bestimmungen unterliegt. Eine Ingardensche Materie, die in der Ingardenschen Form ‚Eigenschaft von‘ steht — eine Eigenschaft also —, ist demnach ein Beispiel für etwas, was zur aristotelischen Form eines Gegenstandes gehört. Ingardens Begriffe von Form und Materie gehen zurück auf Husserls Unterscheidung zwischen der „formalen und der materialen Wesensphäre“ in der *III. Logischen Untersuchung*, § 11.)<sup>53</sup>

---

<sup>53</sup> Hier ein Hinweis für die Exegese von Ingardens Untersuchungen der Begriffe Form und Materie: Er führt die „aristotelischen“ Begriffe von Form und Materie unter den Namen „Form II“ und „Materie II“ in der Tabelle auf S. 38 (§35) auf. Leider entspricht die Numerierung der Begriffe in dieser Tabelle aus §35 nicht der Numerierung der Begriffe bei den Erläuterungen in §34, deren Ergebnis die Liste sein soll. In §34 (S. 2-26) unterscheidet Ingarden unter der Bezifferung I-IX verschiedene Formbegriffe (im folgenden F I-F IX), wobei unter I wiederum drei verschiedene Formbegriffe unter der Numerierung 1.-3. (im folgenden F I.1-F I.3) aufgeführt werden (4f). Daher sprach ich von elf verschiedenen Formbegriffen, die Ingarden unterscheidet. Unter I werden auf S. 7f auch drei verschiedene Materiebegriffe unter einer neuen Numerierung 1.-3. aufgeführt (im folgenden M I.1-M I.3), die aber auch nicht der Numerierung der drei Begriffe 1.-3. von Form I entspricht. Hier möchte ich angeben, *wo sich die Begriffe der Tabelle in §35 (S. 38) in §34 wiederfinden:*

§ 35 (S. 38f)

**Form I** (Ingardens Begriff) wird 5,Z19-30).

Spezialfall I von Form I:

Spezialfall II von Form I:

**Materie I** (Ingardens Begriff):

Form II:

Spezialfälle I-III von Form II:

Materie II a:

Materie II b:

Spezialfall der Materie II b:

Form III und Materie III werden richtig unter F III und M III (13-17) behandelt (vgl. 29,Z29-33,Z14).

§ 34

**unter F II** behandelt, bes. S. 12,Z27-S. 13,Z34 (vgl.

unter F I.3; S. 5,Z16-19; vgl. auch 12,Z4-6; 4,Z36; 5,Z10.

unter M I.3; S. 8,Z5-9.

**unter M II**; bes. S. 11,Z31-12,Z3 (vgl. 33,Z21-22).

unter F I.2; S. 5,Z9-15.

10,Z31-11,Z6 & 18,Z19-19,Z17 (vgl. 33,Z28-32).

9,Z29-10,Z11 (vgl. 11,Z19-22).

10,Z34-37.

11, Z6-22.

## 2.3. Überblick über Ingardens Ontologie

Bevor wir uns Ingardens Konzeption der Eigenschaften und der Eigenschaftsträger — die bei Ingarden „Subjekte mit konstitutiver Natur“ heißen —, wollen wir uns einen Überblick über Ingardens Ontologie verschaffen. Ingarden nimmt eine kategoriale Dreiteilung alles Seienden vor:

Im All des Seienden überhaupt müssen drei grundsätzlich verschiedene Seinsgebiete unterschieden werden: [1.] das Gebiet der individuellen Gegenständlichkeiten, [2.] das Gebiet der Ideen und [3.] das Gebiet der reinen Qualitäten [auch „idealen Qualitäten“ oder „reinen Wesenheiten“ genannt]. (*Streit I*, 39)

Individuelle Gegenständlichkeiten sind z.B. dieser Stein, jener Apfel, Sokrates. Beispiele für Ideen sind — jeweils nicht als Momente, sondern als Universalien aufgefaßt — Menschsein, Apfelsein, Steinsein. Ideale Qualitäten sind das, was wir bisher als transzendente Universalien bezeichnet haben: z.B. Rotsein, 1-Kilogramm-schwer-Sein, Vernünftigkeitsein.

Betrachten wir z.B. einen bestimmten Apfel *a*. Er ist ein Subjekt von Eigenschaften. Das Subjekt ist aber nicht bar jeglicher Beschaffenheit, es ist nicht ein Locksches „I know not what“, sondern es ist seiner „Natur“ nach bestimmt. Ingarden nennt diese Natur des Subjekts *konstitutive Natur*. Die Materie der konstitutiven Natur steht in der Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘. Das Apfelsein dieses Apfels ist die konstitutive Natur dieses Apfels.

Eine *Eigenschaft* des Apfels ist z.B. seine Röte. An jeder Eigenschaft ist die Form ‚Eigenschaft von‘ und die Eigenschaftsmaterie, z.B. die Rotmaterie, zu unterscheiden. Die Rotmaterie steht in der Form ‚Eigenschaft von‘.

Eigenschaften und konstitutive Natur eines Gegenstandes hält Ingarden für individuell, er faßt sie als Momente auf. Die Röte des Apfels ist genauso individuell, d.h. nicht-wiederholbar bzw. nicht-instantiierbar, wie der Apfel.

Das *Wesen* eines Gegenstandes ist das an einem Gegenstande, was nicht ohne Zerstörung des Gegenstandes verändert werden kann. Wenn das Wesen eines Gegenstandes angetastet wird, wird damit der Gegenstand zerstört. Das Wesen eines Gegenstandes ist etwas Individuelles. Zum Wesen eines Gegenstandes gehört die konstitutive Natur und ggf. die Eigenschaften, denen gegenüber die konstitutive Natur seinsunselbständig ist.

Die Eigenschaften eines Gegenstandes sind Momente. Ingarden nimmt aber zusätzlich zu Momenten (transzendente) Universalien an — die er „ideale Qualitäten“ nennt —, deren Exemplifikationen Momente sind. Die Röte des Apfels ist demnach eine Exemplifikation des Universalen Rotsein. Ideale Qualitäten

sind außerzeitlich und seinsautonom, d.h. insbesondere bewußtseinsunabhängig.

Unser Apfel fällt unter die *Idee* eines Apfels. Ideen haben einen Gehalt, in dem z.B. festgelegt ist, welche Eigenschaften den unter sie fallenden Gegenständen notwendig zukommen und welche Eigenschaften veränderlich sind. Der Gehalt der Idee eines Apfels enthält z.B., daß ein unter sie fallender Gegenstand samentragend ist. Ideen sind außerzeitlich und seinsautonom, d.h. insbesondere bewußtseinsunabhängig.

Eine Entität ist *ideal*, wenn sie außerzeitlich (und unwirksam) ist. Eine Entität ist *real*, wenn sie nicht ideal ist. Nicht alle idealen Entitäten sind unbedingt Universalien, d.h. in Ingardens und Husserls Terminologie „allgemeine“ Entitäten; es gibt vielleicht ideale individuelle Entitäten (ideale Einzelgegenstände): In dem Ausdruck „ $2 \div 2 = 1$ “ ist die Entität, auf die sich die erste „2“ bezieht, numerisch verschieden von der Entität, auf die sich die zweite „2“ bezieht.

#### 2.4. Die konstitutive Natur eines Gegenstandes (die Substanz)<sup>54</sup>

Die Unterscheidung zwischen dem, *wie* ein Gegenstand ist und *was* ein Gegenstand ist, die Ingardens Begriff der konstitutiven Natur eines Gegenstandes zugrunde liegt, steht in der Tradition der Unterscheidung zwischen dem  $\pi\omicron\iota\omicron\nu\ \epsilon\acute{\iota}\nu\alpha\iota$  und dem  $\tau\acute{\iota}\ \epsilon\acute{\iota}\nu\alpha\iota$ , zwischen der *forma accidentalis* und der *forma substantialis* („forma“ hier nicht im Ingardenschen Sinne von Form, sondern im aristotelischen Sinne). Von ihren Verfechtern wird der Unterschied zwischen einem Prädikat wie (1) „ist braun“ in „Dieser Tisch ist braun“ und einem Prädikat wie (2) „ist ein Tisch“ in „Dies ist ein Tisch“ als Hinweis auf die Stichhaltigkeit der Unterscheidung gewertet. Tischheit wäre in diesem Beispiel ein Kandidat für ein  $\tau\acute{\iota}\ \epsilon\acute{\iota}\nu\alpha\iota$ , während das in (1) gemeinte Braunsein ein  $\pi\omicron\iota\omicron\nu\ \epsilon\acute{\iota}\nu\alpha\iota$ , d.h. eine Eigenschaft ist. Die der Unterscheidung zugrunde liegende Intuition ist leicht erfassbar und läßt sich ausdrücken durch den Verweis auf den Unterschied zwischen den Fragen „Wie ist das beschaffen?“ und „Was ist das?“.

Ingarden nennt das, was einen Gegenstand dazu macht, *was* er ist, die „konstitutive Natur“ des Gegenstandes. Das Subjekt der Eigenschaften eines Gegenstandes trägt nicht nur die Eigenschaften, sondern es ist auch an sich materialiter

<sup>54</sup>Zum Begriff der konstitutiven Natur siehe: *Streit III/1*, §40 (S. 75-85), auch S. 64 und S. 66,Z2-20; besonders S. 80,Z1-17 und S. 82,Z5-28.

in seiner Natur bestimmt. Die konstitutive Natur eines Gegenstandes ist etwas Qualitatives, sie ist aber gemäß Ingarden zu unterscheiden sowohl von einzelnen Eigenschaften als auch von der Gesamtheit der Eigenschaften des Gegenstandes (66).

Die konstitutive Natur eines Gegenstandes entspricht dem, was Armstrong eine Instantiierung eines Substanzuniversale (substantial universal) nennen würde. (Armstrong 1978b, 61ff) Von Substanzuniversalien — die er ablehnt — sagt er, ein Substanzuniversale wäre eine Art Superuniversale in jedem Gegenstand, das von den Eigenschaften des Gegenstandes zu unterscheiden wäre und enger mit dem Gegenstand verbunden wäre als die Eigenschaften. Wie gesehen (s.o. S. 62ff) meint Armstrong, Substanzuniversalien seien reduzierbar auf Konjunktionen von Eigenschaften. Ingarden hingegen betont, daß dem nicht so sei.

Ingardens Behauptung ist, daß einem Gegenstand seine konstitutive Natur auf eine andere Weise zukommt als seine Eigenschaften. Die konstitutive Natur bestimmt das Subjekt „direkt“, die Eigenschaften werden hingegen von dem an sich schon bestimmten Subjekt getragen; die konstitutive Natur kommt dem Gegenstand in einem übertragenen Sinne „früher“ zu. Wie ist diese Unterscheidung zwischen Eigenschaften und konstitutiver Natur zu verdeutlichen? Ingarden ist der Auffassung, daß Eigenschaften immer einen Träger haben — daß also ein Gegenstand nicht ein bloßes Bündel von Eigenschaften sei —, daß dieser Träger aber nicht völlig qualitätslos, nicht ein bares Substrat, ein „I know not what“ sei. Ingardens Ausweg ist der folgende: Die Form des individuellen Gegenstandes wird gebildet aus den korrelativen Formen ‚Subjekt von Eigenschaften‘ und ‚Eigenschaft von‘. Eine Form ist das Unqualitative, in dem das Qualitative, d.h. die Materie, steht. Die Materie der konstitutiven Natur steht in der Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘; die Materie einer Eigenschaft steht in der Form ‚Eigenschaft von‘. So ergibt sich, daß die konstitutive Natur einem Gegenstand auf eine andere Weise zukommt als die Eigenschaften, und daß das Subjekt nicht bar jeglicher Qualität ist, sondern ein Subjekt mit qualitativer Grundbestimmung ist. Jeder (individuelle, seinsselbständige) Gegenstand ist *ein* Eigenschaften tragendes Subjekt. Das heißt, daß ein Gegenstand zwar viele Eigenschaften hat, aber nur eine konstitutive Natur: „*Jeder individuelle, sein-autonome Gegenstand ist einer und nur einer Natur.*“ (Streit II/1, 82)

An einem Träger von Eigenschaften unterscheidet Ingarden also einerseits die Materie der konstitutiven Natur und andererseits die Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘, in der die Materie der konstitutiven Natur steht. Daß diese Materie in der Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘ steht, besagt nichts anderes, als daß sie eben eine Konstitutive-Natur-Materie — und nicht eine Eigen-

schaftsmaterie — ist. *Die konstitutive Natur eines Gegenstandes* — wird nicht von einem Subjekt getragen, sondern sie — *ist das Subjekt, das die Eigenschaften des Gegenstandes trägt*. Die Ausdrücke „konstitutive Natur“ und „durch eine konstitutive Natur bestimmtes Subjekt“ können daher als gleichbedeutend gelten. Konstitutive Naturen nenne ich auch *Substanzen*: eine Substanz ist ein Träger von Eigenschaften, der selbst schon qualitativ bestimmt ist. (Vgl. unten S. 147)

Hier zeigt sich, daß sich Ingardens Konzeption der Eigenschaftsträger grundsätzlich von der Armstrongs unterscheidet. Um den Unterschied zu verstehen, muß man sehen, daß hier der Ausdruck „bares Substrat“ mit zwei verschiedenen Bedeutungen verwendet wird. In einem Sinne (in Armstrongs Sinne) ist ein „bares Substrat“ ein Substrat, welches keine Eigenschaften trägt. Im anderen Sinne ist ein „bares Substrat“ ein Individuum, welches an sich völlig qualitätslos, völlig unqualitativ ist. Armstrong schließt mit seinem „Prinzip der Ablehnung barer Substrate“ (s.o. S. 56) nur aus, daß es Substrate (Individuen) gebe, die keine Eigenschaften tragen. Dennoch sind seine Substrate aber an sich völlig qualitätslos. Für Armstrong *gibt es* bare Substrate, und zwar als Bestandteile von Sachverhalten. Für Ingarden hingegen sind Substrate etwas Qualitatives. Eigenschaften und Substrate sind beide etwas Qualitatives. Sie unterscheiden sich nicht dadurch, daß die einen qualitative Entitäten wären, die anderen hingegen gleichsam pure Individualität, sondern sie unterscheiden sich durch ihre Form.

Die konstitutive Natur eines Gegenstandes ist etwas Individuelles, es kann aber mehrere Gegenstände mit gleicher konstitutiver Natur geben.<sup>55</sup> (Wenn

---

<sup>55</sup> Einige Passagen bei Ingarden können Zweifel an der Interpretation aufwerfen, nach der die konstitutive Natur etwas Individuelles ist. Und zwar spricht Ingarden davon, „daß es viele verschiedene Gegenstände derselben Natur geben“ könnte (400), und an anderer Stelle spricht er davon, daß das Typische an einer konstitutiven Natur, die eine Haecceitas ist, die „Unwiederholbarkeit“ sei, womit er suggeriert, daß einige oder alle konstitutive Naturen, sofern sie eben nicht Haecceiten sind, *wiederholbar* seien. Aus folgenden zwei Gründen halte ich jedoch die Interpretation, nach der die konstitutive Natur etwas Individuelles ist, für richtig:

Erstens: Eigenschaften faßt Ingarden eindeutig als individuell auf (vgl. *Streit III/1*, 236 Fußnote 4), und konstitutive Naturen behandelt er analog zu den Eigenschaften: Sowohl eine Eigenschaft als auch eine konstitutive Natur faßt er auf als Materie, die in einer Form steht; diese in der Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘, jene in der Form ‚Eigenschaft von‘.

Zweitens: Ingarden spricht auch von der „individuellen konstitutiven Natur des Gegenstandes“ (80, Fußnote 21).

Wenn die konstitutive Natur eines Gegenstandes etwas Individuelles ist, wie ist dann Ingardens Rede davon, daß mehrere Gegenstände „dieselbe“ Natur haben können, zu interpretieren?

zwei Gegenstände die gleiche konstitutive Natur haben, heißt das, daß ihre beiden konstitutiven Naturen Instantiierungen desselben Universale sind.) Offen läßt Ingarden die Frage, ob es Gegenstände gibt, die eine konstitutive Natur haben, wie sie kein anderer Gegenstand haben kann; so eine konstitutive Natur nennt Ingarden in Anlehnung an Duns Scotus „Haeceitas“,<sup>56</sup>. Die konstitutive Natur eines Gegenstandes ist eine Haeceitas, wenn es keinen anderen Gegenstand geben kann, der eine gleichartige konstitutive Natur hat. Personen beispielsweise nennt Ingarden als Kandidaten für Gegenstände, die eine Haeceitas als konstitutive Natur haben. Konstitutive Naturen, die keine Haeceiten sind, bei denen es also beliebig viele Gegenstände geben kann, die eine solche Natur haben, nennt Ingarden auch *Art-Momente* (*Streit II/1*, 400).

Schwierigkeiten bereitet es Ingarden, unkontroverse Beispiele für konstitutive Naturen zu finden. Vergleichen wir die Sätze (1) „Dies da ist Goethe“ und (2) „Dies da ist ein Tisch“. „Goethe“ ist ein Eigenname, von Ingarden auch individueller Name genannt, „Tisch“ ist ein allgemeiner Name, d.h. ein Name, der auf mehrere Gegenstände zutrifft und somit einen Umfang hat. Ingarden meint, mit (1) erfasse man den Gegenstand in seiner konstitutiven Natur, er werde „als Ganzes erfaßt“, er werde „in seinem höchst persönlichen Selbst“ erfaßt. Man darf Ingardens Rede davon, daß der Gegenstand „in seiner Natur erfaßt“ werde, wohl so interpretieren: Der Ausdruck „Goethe“ in (1) nimmt Bezug auf die konstitutive Natur des Gegenstandes. Johann-Wolfgang-von-Goethe-Sein ist demnach eine konstitutive Natur, in diesem Falle eindeutig eine Haeceitas, eine konstitutive Natur, wie sie nur ein Gegenstand haben kann.

Ingarden meint, mit (2) werde der Gegenstand — der Tisch — nur in einem Bestandteil der konstitutiven Natur erfaßt. (Was ein „Bestandteil“ oder ein Moment einer konstitutiven Natur sein soll, bleibt dunkel.) Der Ausdruck „Tisch“ nehme Bezug auf Tischheit. Tischheit gehöre zur konstitutiven Natur des Gegenstandes, stelle aber nicht die ganze konstitutive Natur des Gegenstandes dar, und zwar aus folgendem Grund:

---

Eigenschaftsgleichheit zweier Gegenstände, z.B. zweier 1 kg schwerer Steine, erklärt Ingarden so, daß jeder Gegenstand ein individuelles 1-kg-Moment hat, daß diese beiden 1-kg-Momente aber Instantiierungen derselben idealen Qualität sind. Obwohl Ingarden das nicht deutlich formuliert, halte ich dafür, daß dementsprechend das Vorliegen gleicher konstitutiver Naturen bei zwei Gegenständen so zu erklären ist, daß jeder der beiden Gegenstände seine eigene individuelle konstitutive Natur hat, daß die beiden individuellen konstitutiven Naturen aber Instantiierungen derselben idealen Qualität sind.

<sup>56</sup> Zu Haeceitas als konstitutive Natur siehe S. 80 Fußnote 20 und S. 399,Z27-S. 400,Z25.

Sie kann aber diese Natur selbst nicht sein, da sie als ein „allgemeines“ Moment nicht das eigene Selbst des betreffenden Gegenstandes in sich voll verkörpern könnte. Mit anderen Worten: die konstitutive Natur des individuellen Gegenstandes kann nur eine solche Materie sein, welche das Gegenstandsobjekt *voll* bestimmen kann. Das könnte jedenfalls nur eine solche Materie sein, die die sogenannte „niedrigste Differenz“, also eine nicht mehr differenzierbare und eben damit qualitativ selbständige Qualität ist. Dies ist bei „Tischheit“ nicht der Fall. Es gibt verschiedene Arten der Tische und auch verschiedene Abwandlungen der „Tischheit“. (80)

Ingardens Bedenken ist, daß Tischheit nicht genug sei, um die Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘ voll auszufüllen. Woran das allerdings zu erkennen ist und was dann die volle konstitutive Natur des Tisches sein soll, bleibt unklar (vgl. 81, Fußnote 22). Wie ist Ingardens Forderung, die Materie einer konstitutiven Natur müsse eine „niedrigste Differenz“ sein, zu verstehen? Folgende Interpretation liegt nahe: *Die konstitutive Natur eines Gegenstand entspricht der untersten Art (species infima), zu welcher der Gegenstand gehört.* Eine Art ist die unterste Art eines Gegenstandes, wenn es keine tieferen Arten gibt, zu denen der Gegenstand gehört.

Ein Beispiel für eine Aussage über den Tisch, in der sicher nicht auf die konstitutive Natur bzw. die niedrigste Art Bezug genommen wird, wäre „Dies da ist ein Möbelstück“. Die Bestimmung des Tisches als Möbelstück ist eine *allgemeinere* Bestimmung als die der konstitutiven Natur entsprechende Bestimmung. Es gibt mehrer *Arten* von Möbelstücken. Der uns vorliegende Gegenstand ist nicht nur ein Möbelstück, sondern auch ein Tisch. Tische sind eine Art von Möbelstücken. Tischheit ist damit der nächste Kandidat für die konstitutive Natur unseres Tisches. Die Frage ist nun des weiteren, ob es verschiedene echte Arten von Tischen gibt. Offensichtlich gibt es Klassifizierungen wie „Eichentisch“ oder „kleiner Tisch“, doch das sind keine echten Arten, denn es wird auf Eigenschaften Bezug genommen, nämlich auf Aus-Eiche-Sein und Klein-Sein. Ingarden nimmt an, es gebe mehrere Arten von Tischen, führt aber keine Beispiele an. In Ingardens Theorie spricht nichts dagegen, Tischheit als die konstitutive Natur eines Tisches anzusehen.

Festzuhalten bleibt, daß Ingarden meint, daß sich daran, wie wir Gegenstände im Alltag *klassifizieren*, nicht einfach ablesen läßt, welcher Natur sie sind. Wenn wir die Gegenstände in Klassen fassen, d.h. als zu einer Art gehörig ansehen, etwa „Tische“, „Mäuse“, „Schnurrbärte“ etc., können wir das anhand der konstitutiven Naturen der Gegenstände tun, wir können aber auch anders vorgehen: Wir können ein oder mehrere Momente (Bestandteile) der Natur für die Konstituierung einer Klasse verwenden, oder eine bestimmte Auswahl von

Eigenschaften, oder beides kombiniert. (81) Was wir als Eigenschaft und was wir als Natur eines Gegenstand ansehen, kann daher von der tatsächlichen, d.h. der ontischen Sachlage abweichen. Wir können eine Auswahl von Eigenschaften oder ein Moment der konstitutiven Natur als konstitutive Natur ansehen, d.h. diesen Eigenschaften bzw. diesem Moment „intentional die Rolle des Natur-Seins verleihen“ (82). In diesem Falle spricht Ingarden von einer „Quasi-Natur“ (81; 71).

Deutlich wird hier, daß Ingarden eine ähnlich aposteriorische Auffassung wie Armstrong bezüglich der Eigenschaften vertritt. Was die konstitutive Natur eines Gegenstandes ist, können wir nicht einfach daran ablesen, welcher Name ihm in einer Sprache gegeben ist und wie er in einer Sprache klassifiziert wird. Ähnlich betont Armstrong, welche Eigenschaften (als Universalien) es gebe, könne man nicht daran ablesen, welche Prädikate es gebe.

Wie verteidigt Ingarden seine Position gegen den Einwand, die konstitutive Natur eines Gegenstandes sei reduzierbar, und in Wirklichkeit erschöpfe sich die Natur eines Gegenstand in einer Konjunktion von Eigenschaften? Ingarden verweist darauf, daß wir, wenn wir einen Gegenstand beim Namen nennen, nicht irgendeine einzelne ihm zukommende Eigenschaft im Auge hätten, sondern „den *ganzen* Gegenstand“. Mit „Namen“ meint Ingarden einerseits individuelle Namen und andererseits allgemeine Namen. Individuelle Namen sind Eigennamen, d.h. Substantive wie z.B. „Sokrates“ oder „der Eiffelturm“, mit denen man immer denselben Gegenstand meint, nämlich den Gegenstand, dem der betreffende Eigenname ursprünglich gegeben wurde. Allgemeine Namen sind Namen, „die einen Umfang haben“ (Husserl, *I. Logische Untersuchung*, 48), d.h. Substantive wie z.B. „Pferd“ oder „Kugel“, mit denen man mal den einen und mal den anderen Gegenstand meinen kann. Ich meine, daß Ingarden hier insbesondere *sortale Terme* im Auge hat, d.h. Terme, „die man in dem Frageschema ‚*Wieviele* ... gibt es jetzt in dem-und-dem Bereich?’ so einsetzen kann, daß eine beantwortbare Frage entsteht“ (Künne 1983, 175). Mit sortalen Termen kann man angeben, welcher Art ein Gegenstand ist, und sie ermöglichen uns, Gegenstände zu zählen. Wenn Ingarden davon spricht, daß man mit sortalen Termen den Gegenstand — nicht nur in einzelnen Eigenschaften, sondern — „als Ganzen“ erfassen kann, meint er damit, daß der betreffende Gegenstand unter einen sortalen Begriff gefaßt wird und daß dabei erfaßt wird, welcher *Art* der Gegenstand ist. Ingardens Verteidigung seiner Position, daß die konstitutive Natur nicht auf eine Konjunktion von Eigenschaften reduzierbar sei, lautet wie folgt:

Es ist nicht wahr, daß es sich dabei bloß um eine Gesamtheit von Eigenschaften handelte. Zur Bezeichnung eines individuellen Dinges bedienen wir uns bezeichnenderweise *nicht* einer *Konjunktion* der Eigenschaftsnamen (etwa „rot und rund und glatt und hart“ usw., aber auch nicht — was schon eine gegenständliche kategoriale Formung impliziert — „Rotes und Rundes und ...“), sondern wir sagen einfach und kurz: „eine rote Kugel“. Es ist nur ein Verlegenheitsausdruck, wenn wir in bestimmten Fällen, in denen wir uns noch nicht zum Bewußtsein gebracht haben, *was* der betreffende Gegenstand eigentlich sei (d.h. durch welche Natur er konstituiert sei), sagen: „*etwas* Rundes, Rotes, Glattes usw.“. Diese „*Etwas*“ führt einerseits in das Bezeichnete die gegenständliche Subjekt-Struktur mit ein, andererseits aber weist es darauf hin, daß uns in dem benannten Gegenstande das „*Was*“ — ein das Ganze des Gegenstandes konstituierendes Moment der Natur — unbekannt ist. Wäre es bekannt, so brauchten wir es nicht so umständlich zu sagen, es sei „*etwas*, das rot, rund, ... ist“, sondern wir würden uns eines einfachen individuellen oder allgemeinen Namens bedienen. (77f)

Mir scheint Ingardens Argument zu besagen, daß die Bedeutung individueller Namen (Eigennamen) und allgemeiner Namen (sortalen Termen) nicht zurückführbar ist auf die Bedeutung einer Konjunktion von Eigenschaftsnamen (bzw. Adjektiven).<sup>57</sup> Ingarden weist darauf hin, daß zu sagen (1) „Dies da ist eine rote Kugel“ nicht dasselbe ist, wie zu sagen (2) „Dies da ist rot und rund und ...“. In (1) gelingt es zu erfassen, welcher Art der vorliegende Gegenstand ist, und damit ist der Gegenstand als *einer* aufgefaßt, er ist *zählbar* geworden, er ist unter einen sortalen Begriff gefaßt. In (2) hingegen werden nur einzelne Eigenschaften entdeckt, aber es gelingt nicht, den Gegenstand unter einen sortalen Begriff zu fassen. Der durch Ingardens Argument aufgewiesene Unterschied besteht zwischen den Bedeutungen von Eigennamen und sortalen Termen einerseits und den Bedeutungen von Konjunktionen von Adjektiven andererseits. Schon oben (S. 61) habe ich Armstrongs Argument dagegen vorgetragen, daß aus der Semantik sortaler Terme (bzw. „natural-kind words“) Schlußfolgerungen für das ontologische Problem der natürlichen Arten bzw. der konstitutiven Natur eines Gegenstandes zu ziehen wären. Daraus, daß der angedeutete Unterschied zwischen (1) und (2) besteht, folgt weder, daß eine konstitutive Natur nicht reduzierbar auf ein Konjunktion von Eigenschaften ist, noch daß es überhaupt so etwas wie die konstitutive Natur eines Gegenstandes gibt. Wenn Ingarden betont, daß sich an unseren Klassifizierungen von Gegenständen nicht einfach ablesen läßt, welcher Natur die Gegenstände sind, und daß es ihm nicht um

---

<sup>57</sup> Argumente gegen die Auffassung, daß die Bedeutung sortaler Terme die Bedeutung einer Konjunktion von Eigenschaftsnamen ist, wurden in den siebziger Jahren von Putnam (1970) und Kripke (1972) vorgetragen.

Gegenstände in dem relativen Aspekt geht, „welchen ein Seiendes als das Gegenüber eines es meinenden Bewußtseinsaktes [...] annimmt“ (62), müßte er hier meinen Einwand annehmen, daß sich aus dem Unterschied zwischen der Bedeutung von Eigennamen und sortalen Termen und der Bedeutung von Konjunktionen von Adjektiven noch kein ontischer Unterschied ableiten läßt.

Aus meinem Einwand gegen Ingardens Argument ergibt sich aber natürlich auch nicht, daß es *keine* konstitutiven Naturen gibt. Die Frage, ob es konstitutive Naturen gibt, werden ich später wieder aufgreifen. Es bleibt festzuhalten, daß Ingardens Theorie der konstitutiven Natur erlaubt, Träger von Eigenschaften anzunehmen ohne bare Substrate annehmen zu müssen.

## 2.5. Eigenschaften

### 2.5.1. *Eigenschaften sind individuell*

Zuerst ist zur Kenntnis zu nehmen, daß Ingarden Eigenschaften für individuelle Entitäten hält: „*Alle Eigenschaften des individuellen Gegenstandes sind in ihrer Seinsweise individuell.*“ (236, Fußnote 4) Er scheint dies für so selbstverständlich zu halten, daß er es in den Paragraphen, in denen er die Eigenschaften untersucht (§41-§42 in Kapitel VIII), kaum *expressis verbis* zur Sprache bringt. Ingarden geht davon aus, daß die Eigenschaften eines individuellen Gegenstandes individuell sind, weil er es für prinzipiell unmöglich hält, daß an einem individuellen Gegenstand etwas Nicht-Individuelles wäre. Individuelles und Nicht-Individuelles hat für Ingarden verschiedene Seinsweisen: Individuelles ist real, d.h. in der Zeit, Nicht-Individuelles hingegen ist ideal, d.h. außerzeitlich. Idealsein und Realsein sind verschiedene Seinsweisen, und es können nicht an einem Gegenstand Entitäten verschiedener Seinsweise zusammensein:

Jeder Gegenstand scheint nämlich in dem Sinne nur in *einer* Seinsweise existieren zu können, daß alles und jedes, was in ihm überhaupt unterschieden werden kann (insbesondere also alle seine Eigenschaften), in *derselben* Seinsweise wie er selbst existiert. (*Streit I, 74*)

Wir werden später feststellen, inwiefern Ingarden — zusätzlich zu den individuellen Eigenschaften — Universalien annimmt. Hier seien zunächst die Ergebnisse von Ingardens Untersuchungen der Eigenschaften dargelegt.

### 2.5.2. Wovon werden Eigenschaften getragen?

Ingarden nimmt an, daß eine Eigenschaft nur existieren kann, wenn sie von etwas getragen wird. Eigenschaften werden von einem durch eine konstitutive Natur bestimmten Subjekt — von einer Substanz — getragen. Eine Eigenschaft ist gegenüber der konstitutiven Natur (d.h. gegenüber dem Subjekt) eindeutig seinsunselbständig, d.h. sie kann nur existieren, wenn sie mit ihr in der Einheit eines Ganzen zusammen ist. Daß eine Eigenschaft von der konstitutiven Natur „getragen“ wird, heißt nichts anderes, als daß sie mit der konstitutiven Natur zusammen in der Einheit eines Ganzen ist. Ein Gegenstand besteht aus einer konstitutiven Natur und vielen Eigenschaften — das ist alles, was an einem Gegenstande ist:

Die Gesamtheit der zusammenhaltenden Eigenschaften, mit der zugehörigen konstitutiven Natur zusammengenommen, ist nichts anderes als eben der Gegenstand selbst. (*Streit II/1*, 111)

### 2.5.3. Die Unselbständigkeit der Eigenschaften

Eine Eigenschaft weist außer Form und Materie auch eine *Seinsweise* auf, an welcher existentielle Momente unterschieden werden können. (96) Obwohl eine Eigenschaft etwas Individuelles ist, kann sie nicht ohne den Gegenstand existieren, dessen Eigenschaft sie ist; Eigenschaften sind *seinsunselbständig* (abstrakt). Die Seinsunselbständigkeit einer Eigenschaft ist in Ingardens Redeweise „ein Moment an der Seinsweise“ dieser Eigenschaft, d.h. sie ist ein existentielles Moment. Ingarden erläutert vier<sup>58</sup> Hinsichten, in denen Eigenschaften seinsunselbständig sind (86-91):

1. Jede Eigenschaftsmaterie ist ihrer Form ‚Eigenschaft von‘ gegenüber eindeutig seinsunselbständig;
2. Die Form ‚Eigenschaft von‘ ist der Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘ gegenüber (formal) seinsunselbständig;
3. Zwischen Eigenschaftsmaterien bestehen Seinsunselbständigkeiten;
4. Jede Eigenschaft ist gegenüber dem Gegenstand (d.h. dem durch die konstitutive Natur qualifizierten Subjekt), dem sie zukommt, *material* seinsunselbständig;

---

<sup>58</sup> Ingarden spricht von *fünf* Fällen, doch tatsächlich sind zwei Fälle identisch: Nummer (3) („Seinsunselbständigkeiten zwischen Eigenschaftsmaterien“) und Nummer (5) („Seinsunselbständigkeiten mancher Eigenschaften untereinander“).

Ad 1.: Jede Eigenschaftsmaterie kann nicht anders sein als geformt. Sie kann auch in keiner anderen Form als der Form ‚Eigenschaft von‘ stehen; in diesem Sinne ist sie ihrer Form gegenüber *eindeutig* seinsunselbständig. Was andererseits das Verhältnis der Form gegenüber der Materie betrifft, unterscheidet Ingarden zwischen der Form „in individuo genommen“ (z.B. die Form, in der die Röte dieser Rose steht) und der Form „in specie genommen“ (z.B. die Form ‚Eigenschaft von‘ im allgemeinen). Eine Form in individuo genommen sei eindeutig unselbständig gegenüber der individuellen Materie, deren Form sie ist. Die Form in specie genommen sei jedoch nicht an eine ganz bestimmte Art Materie gebunden; z.B. ist die Form ‚Eigenschaft von‘ in specie nicht gebunden an die Materie ‚rot‘ in specie, sondern sie fordert nur irgendeine Materie (rot, blau, 1 Kilogramm etc.). „Die artmäßig selbe Eigenschaftsform fordert von sich aus immer irgendeine eigenschaftliche Materie, mit der sie im Individualfall in der Einheit einer Eigenschaft an einem Gegenstande bestehen könnte, sie fordert aber keine bestimmte Materie bzw. keine bestimmte Art der Materie zu ihrer Erfüllung.“ (87) In diesem Sinne ist die Form in specie genommen vieldeutig seinsunselbständig gegenüber der in specie genommenen Materie.

Ad 2.: Formal ist eine Seinsunselbständigkeit, wenn sie zwischen Formen besteht; material ist sie, wenn sie zwischen Materien besteht. Die Form ‚Eigenschaft von‘ ist das Gegenstück zu der Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘; beide zusammen bilden die ‚gegenständliche Grundform‘. Die Form ‚Eigenschaft von‘ ist gegenüber der Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘ eindeutig formal unselbständig. Eine Asymmetrie zwischen beiden Formen besteht aber darin, daß eine Eigenschaft in individuo nur genau ein Subjekt fordert, ein Subjekt jedoch seiner Form nach eine bestimmte Vielzahl von Eigenschaften fordert. Es ist allem Anschein nach nicht möglich, daß eine Rose existiert, die nur die Eigenschaft Röte, sonst aber keine weiteren Eigenschaften hat. Die Seinsunselbständigkeit der Eigenschaftsform nennt Ingarden „singular“, denn die Eigenschaftsform fordert genau *ein* Subjekt; die Seinsunselbständigkeit der Subjektform nennt er „plural“, denn die Subjektform fordert *mehrere* Eigenschaften.

Ad 3.: Ingarden nimmt nicht nur in Formen gegründete Seinsunselbständigkeiten an, sondern auch Seinsunselbständigkeiten rein zwischen Materien. Manche Eigenschaftsmaterien bedürfen bestimmter anderer Eigenschaftsmaterien. Beispielsweise kann ein Rotmoment nur zusammen mit einem Ausdehnungsmoment auftreten. Entscheidend dabei ist, daß die Unselbständigkeit hier nicht erst „unter der Vermittlung“ einer Form, sondern direkt zwischen den qualitativen Momenten besteht. Nicht weil das Rotmoment eine Eigenschaft

ist, sondern weil es eine Röte ist, bedarf es der Ergänzung durch ein Ausdehnungsmoment. Von Eigenschaften eines Gegenstandes, die aufeinander seinsunselbständig sind, sagt Ingarden, sie bildeten „eine besonders einheitliche Schicht von Eigenschaften“ (90). Den Standpunkt, daß *alle* Eigenschaften eines jeden Gegenstandes aufeinander gegenseitig (eindeutig) seinsunselbständig seien und einander bedingten, schreibt Ingarden den „radikalen Rationalisten“ zu. Den Standpunkt, daß es in den Gegenständen gar keine aufeinander seinsunselbständigen Eigenschaften gebe und daß mithin alles in den Gegenständen zufällig sei, schreibt er den „radikalen Empiristen“ zu. (Wie wir oben, S. 39, gesehen haben vertritt auch Armstrong diese empiristische Auffassung.) Ingarden selbst nimmt eine Zwischenposition ein.

Ad 4.: „Jede Eigenschaft ist dem Gegenstande [d.h. dem durch die konstitutive Natur qualifizierten Subjekt] gegenüber, dem sie zukommt und den sie bestimmt, seinsunselbständig“ (89), und zwar kann das entweder nur formal oder aber material und formal begründet sein. Die formale Seite haben wir bei (2.) schon erwähnt: die Form ‚Eigenschaft von‘ ist gegenüber der Form ‚Subjekt von‘ eindeutig seinsunselbständig. *Materiale* Seinsunselbständigkeit einer Eigenschaft gegenüber dem Gegenstand tritt da auf, wo eine Eigenschaftsmaterie gegenüber der Materie der konstitutiven Natur seinsunselbständig ist. Wenn wir z.B. annehmen, daß Vernünftigkeit eine Eigenschaft ist, die nur Menschen zukommen kann, so verlangt demnach die Materie eines Vernünftigkeitmomentes, daß das Moment von einem Subjekt mit der Natur-Materie ‚Menschsein‘ getragen wird. Die materiale Seinsunselbständigkeit eines Momentes der konstitutiven Natur gegenüber kann vieldeutig oder eindeutig und, wenn eindeutig, zudem einseitig oder gegenseitig sein.

Nehmen wir z.B. an, ein Gegenstand habe eine konstitutive Natur Elchsein, und Eine-Masse-haben und Die-Masse-449-Kilogramm-Haben seien Eigenschaften dieses Gegenstandes. Die Eigenschaften Eine-Masse-haben und Die-Masse-449-Kilogramm-Haben sind ist gegenüber der konstitutiven Natur Elchsein vieldeutig seinsunselbständig, d.h. die Eigenschaften fordern zwar eine konstitutive Natur eines materiellen Gegenstandes, es muß aber nicht Elchsein sein. Wenn es Eigenschaften gäbe, die nur an Elchen auftreten könnten, wären diese eindeutig (und gegenseitig) seinsunselbständig gegenüber der konstitutiven Natur. Die konstitutive Natur Elchsein ist gegenüber der Eigenschaft Eine-Masse-Haben eindeutig (und einseitig) seinsunselbständig, denn es kann keinen Elch ohne Masse geben. Die konstitutive Natur Elchsein ist gegenüber der

Eigenschaft Die-Masse-449-Kilogramm-Haben vieldeutig seinsunselbständig, denn ein Elch kann auch eine andere Masse haben.

Ein Gegenstand wird zerstört, wenn seine konstitutive Natur zerstört wird. Wenn eine Eigenschaft eines Gegenstandes zerstört wird, der gegenüber die konstitutive Natur des Gegenstandes eindeutig seinsunselbständig ist, wird damit der Gegenstand zerstört; solche Eigenschaft sind unveränderlich. Eine Eigenschaft eines Gegenstand ist genau dann veränderlich (ohne Zerstörung des Gegenstandes), wenn die konstitutive Natur des Gegenstandes gegenüber der Eigenschaftsmaterie nicht eindeutig seinsunselbständig ist. Da der Fall, daß eine konstitutive Natur gegenüber der Eigenschaftsmaterie seinsselbständig ist, auszuschließen ist, ergibt sich: *Eine Eigenschaft eines Gegenstand ist genau dann veränderlich, wenn die konstitutive Natur des Gegenstandes gegenüber der Eigenschaftsmaterie mehrdeutig seinsunselbständig ist.*

#### 2.5.4. Die Vollständigkeit von Gegenständen

Welche Entitäten sind seinsselbständig? Wie kann aus diesem Wirrwar von Seinsunselbständigkeiten ein seinsselbständiger Gegenstand werden?

*Formal* seinsselbständig ist erst der ursprünglich individuelle seinsautonome Gegenstand, und zwar erst in dem *gesamten* Bestande seiner Eigenschaften, die ihm zukommen. Er ist das *erste* seinsselbständige Ganze, das sich aus dem Zusammenbestehen der zahlreichen verschiedenartigen, aufeinander seinsunselbständigen Momente ergibt. Ihre bei *abstrakter Betrachtung* der einzelnen Momente *hervorspringende* gegenseitige Seinsunselbständigkeit löst sich sozusagen von selbst auf und *verschwindet* bei ganzheitlicher Betrachtung des Gegenstandes gewissermaßen von selbst, indem die einzelnen Momente einander ergänzen und ihre Ergänzungsbedürftigkeit gegenseitig stillen. Diese in der Form gründende Seinsunselbständigkeit des individuellen seinsautonomen Gegenstandes ist nichts anderes als der äußere Ausdruck dessen, daß die in seinem Bestand untertauchenden seinsunselbständigen Momente ihre formale und materiale Ergänzungsbedürftigkeit restlos gestillt haben. [...] [Ein ursprünglich individueller seinsautonomer Gegenstand] ist in seinem *formalen* Wesen eben ein *Concretum*. (91f)

Ingardens Feststellung, daß erst der vollständige Gegenstand seinsselbständig sei, ist besonders bemerkenswert. In der derzeitigen Forschung werden meistens schon Entitäten als seinsselbständig angesehen, die Ingarden für in manigfaltigfacher Weise ergänzungsbedürftig und seinsunselbständig hält. Realisten wie Armstrong (s.o. S. 40) oder Tegtmeier behandeln Sachverhalte als seinsselbständig. Ihnen zufolge ist schon ein Sachverhalt wie das 1-Kilogrammschwer-Sein des Steines, d.h. ein Individuum mit *einer* Eigenschaft seinsselb-

ständig. Vertreter einer nominalistischen Momententheorie wie Campbell, Williams oder Stout halten schon einzelne Momente (tropes) für seinsselbständig (s.u. S. 196). Ingarden lehnt all das ab und verweist darauf, daß aufgrund der Form der Gegenstände erst gewöhnliche Gegenstände wie z.B. Steine und Mäuse seinsselbständig sind.

Ein Gegenstand *a* mit nur einer Eigenschaft *F*, d.h. das durch eine konstitutive Natur qualifizierte Subjekt *a* mit der einen Eigenschaft *F*, z.B. ein Stein mit der einzigen Eigenschaft, 1 Kilogramm schwer zu sein, ist seinsunselbständig und kann nicht existieren. Der vor mir liegende Stein, der viele Eigenschaften hat, z.B. eine Masse, eine Dichte, eine Ladung etc, hat eine bestimmte Anzahl *N* von Eigenschaften. Diesem Stein kann nicht eine Eigenschaft entzogen werden, ohne daß er an ihrer Statt eine bestimmte andere Eigenschaft erhielte. Zum Beispiel kann ihm nicht die Eigenschaft 1 Kilogramm entzogen werden, ohne daß er eine andere Masse, z.B. 2 Kilogramm, erhielte. Zudem würden durch die Änderung der Masse auch bestimmte andere Eigenschaften verändert, z.B. die Dichte. Man kann sagen „Alles an diesem Stein dort, abgesehen von seiner Masse ...“ und sich dabei den Stein minus seiner Masse denken und auf ihn Bezug nehmen (man nimmt dann auf einen abstrakten Gegenstand Bezug). Man kann vielleicht denken, daß von dem Stein vor mir die Masse verschwände und alles andere von dem Stein da bliebe, aber tatsächlich *kann* der Stein ohne Masse *nicht* existieren, und es kann überhaupt kein Gegenstand existieren, der ganz so ist wie der Stein vor mir, außer daß er keine Masse hat.

In diesem Sinne sagt Ingarden „*Formal* [bzgl. der Form ‚individueller Gegenstand‘] seinsselbständig ist erst der ursprünglich individuelle seinsautonome Gegenstand, und zwar erst in dem gesamten Bestande seiner Eigenschaften, die ihm zukommen.“ Wieso nennt Ingarden diese Seinselbständigkeit „formal“? Er meint, daß jede Eigenschaft eines Gegenstandes einzeln in einer Form steht. Zu einem Gegenstand gehört also eine Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘ und eine bestimmte Vielzahl (*N*) von Formen der Art ‚Eigenschaft von‘. Wenn in der Subjektform und in allen Eigenschaftsformen jeweils eine (geeignete) Materie steht, ist der Gegenstand konkret, er ist *vollständig*. Ein Gegenstand ist vollständig (ist vollständig bestimmt; hat einen vollständigen Satz Eigenschaften), das heißt, er hat eine bestimmte Anzahl und Auswahl von Eigenschaften, die es ihm erlaubt, seinsselbständig zu existieren. Es ist die beschriebene formale und materiale Seinsunselbständigkeit (Ergänzungsbedürftigkeit) der konstitutiven Natur und der Eigenschaften eines Gegenstandes, die begründet, daß nur

ein Gegenstand mit einer bestimmten Anzahl und Auswahl von Eigenschaften existieren kann.

Ingarden spricht schließlich davon, daß in einem vollständigen Gegenstand jede Eigenschaft ihre bestimmte „Stelle“ habe:

Ein bestimmter seinsautonomer Gegenstand könnte natürlich *anders* „beeigenschaftet“ sein, als er es tatsächlich ist. Es ist aber für ihn — bei *Einhaltung* des gesamten Bestandes seiner Eigenschaften — unmöglich, *neue* Eigenschaften, deren Materien mit den Materien der bereits vorhandenen Eigenschaften nicht zusammenstimmen, aufzunehmen. Die „Stelle“ in dem Seinsbereich des Gegenstandes, welche die neuen Eigenschaften zu „besetzen“ hätten, ist durch die in dem Gegenstande verkörperten Materien bereits ausgefüllt. (93)

Wie ist Ingardens Rede von einer „Stelle“ im Seinsbereich eines Gegenstandes zu verstehen? Zwischen den Eigenschaften eines Gegenstandes bestehen vielfältige Seinsabhängigkeiten. Daher ist es nicht möglich, daß von einem Gegenstand eine Eigenschaft ersatzlos entfernt wird; auch kann an Stelle einer bestimmten Eigenschaft nicht irgendeine beliebige andere Eigenschaft eingesetzt werden; und schließlich muß mit der Änderung (bzw. Ersetzung) einer Eigenschaft meist eine Änderung bestimmter anderer Eigenschaften des Gegenstandes einhergehen. So bestehen aufgrund der Seinsabhängigkeiten zwischen Eigenschaften (ontische) Gesetzmäßigkeiten, die besagen, welche Eigenschaften miteinander an einem Gegenstand vorkommen können und welche Eigenschaftskombinationen ein existierender Gegenstand haben kann. Die Eigenschaften eines Gegenstandes hängen in diesem Sinne zusammen und bilden einen „Seinszusammenhang hierarchisch geordneter und sich auf verschiedene Weise bedingender Momente“ (454). Hinsichtlich der Seinsabhängigkeiten, in denen eine Eigenschaft eines Gegenstandes steht, kann man nun metaphorisch von der „Stelle“ sprechen, welche die Eigenschaft am Gegenstand einnimmt. Sagt man „Der Gegenstand g hat die Eigenschaft E, und E füllt eine bestimmte Stelle in g aus“, so heißt das soviel wie „Es gibt bestimmte Seinsunselbständigkeiten zwischen den Momenten von g, und es gibt Momente in g, gegenüber welchen E seinsunselbständig ist“. Sagt man „Der Gegenstand g hat die Eigenschaft E und hat nicht die Eigenschaft F, F könnte aber die Stelle von E einnehmen“, so heißt das soviel wie „g hat ein Moment der Art E und hat kein Moment der Art F; das E-Moment ist gegenüber einigen Momenten von g seinsunselb-

ständig; es wäre möglich (ist aber nicht der Fall), daß g E nicht hat und (dafür) F hat; es ist unmöglich, daß g E und F hat“.<sup>59</sup>

### 2.5.5. *Eigenschaften und Prädikate*<sup>60</sup>

Wird in jeder Aussage, in der etwas zugeschrieben wird, einem Subjekt von Eigenschaften eine Eigenschaft zugeschrieben? Entspricht jedem Prädikat eine Eigenschaft? Mit Armstrong wäre sich Ingarden darin einig, daß nicht anzunehmen ist, daß jedem Prädikat eine Eigenschaft entspricht. Ingarden wirft (implizit) die Frage nach dem Verhältnis zwischen der ontischen Struktur der Welt und der Struktur unserer Sprache auf. Zuvörderst argumentiert er, daß es gar nicht wahr sei, daß die Intention von Prädikationen immer die sei, Eigenschaften zuzuschreiben. Nicht mit jeder Aussage mit Subjekt-Prädikat-Struktur zielen wir darauf ab, einem Subjekt eine Eigenschaft zuzuschreiben. Vielmehr sei das Zuerkennen von Eigenschaften *nur eine* Art der Prädikation. „Prädikate, die die Eigenschaftsform mit sich führen, [bilden] nur einen *Spezialfall* des Prädikats überhaupt“ (105); d.h. nicht mit allen Prädikaten meinen wir Eigenschaften. Zum Beispiel sind Aussagen über die Existenz oder über die Form von etwas Prädikationen, Existenz und Form sind jedoch keine Eigenschaften. „Der Mond existiert“ und „Die Röte der Rose ist eine Eigenschaft“ sind Aussagen, „\_ existiert“ und „\_ ist eine Eigenschaft“ sind Prädikate, Existenz und Eineigenschaft-Sein sind aber keine Eigenschaften.

(Entsprechend lehnt Ingarden auch die Auffassung ab, daß jeder Referent eines singulären Termes (jedes durch einen „als Satzsubjekt fungierenden Namen Genannte“ (105)) ein *Gegenstand* (im Sinne eines Eigenschaften tragenden

---

<sup>59</sup> Ingarden meint, der ontologische Sachverhalt, daß in einem konkreten Gegenstand alle Stellen mit Eigenschaften besetzt sind, begründe das Nichtwiderspruchsprinzip (vgl. 93 und 309f). Er formuliert das Nichtwiderspruchsprinzip als „Ein G kann nicht zugleich die Beschaffenheit X und die Beschaffenheit Non-X in sich enthalten“. Das Problem ist hier, daß Ingarden hier mit „Non-X“ auf negative Eigenschaften Bezug zu nehmen scheint, obwohl er in seiner Ontologie keine negativen Eigenschaften annimmt (wie in § 53 deutlich wird, wo er gegen Adolf Reinach die Existenz negativer Sachverhalte ablehnt). Damit aber ist seine Begründung des Nichtwiderspruchsprinzips in Frage gestellt. Ich werde daher Ingardens Ausführungen zum Nichtwiderspruchsprinzip nicht weiter nachgehen.

<sup>60</sup> Zum Verhältnis von Eigenschaften und Prädikaten siehe besonders *Streit III/1*, 104, Z28-106, Z10.

Subjekts) sei.<sup>61</sup> Die Röte der Rose ist zwar Referent eines singulären Termes, sie ist aber kein Gegenstand im engeren Sinne, sondern eine Eigenschaft.)

Man dürfe keinesfalls „die rein ontische formale Struktur — wie sie bei einem jeden seinsautonomen Gegenstände vorliegt — mit der bloß intentionalen formalen Struktur, die sich als Korrelat intentionaler Erkenntnisakte besonderer Art ergibt,“ (105) verwechseln. Die „rein ontische formale Struktur“ der Gegenstände, das ist die Struktur der Gegenstände an sich, d.h. der Gegenstände so, wie sie auch wären, wenn es keine Menschen gäbe, die über sie nachdenken und sprechen. Die „bloß intentionale formale Struktur“ hingegen, das ist die Weise, wie wir die Gegenstände *auffassen*, wie wir über die Gegenstände denken und sprechen. Ziel der Ontologie — sowohl bei Ingarden als auch bei Armstrong — ist es, die rein ontische formale Struktur der Welt zu entdecken. Ingarden will nicht das betreiben, was Peter Strawson „deskriptive“ Metaphysik nennt.<sup>62</sup>

Deskriptive Metaphysik begnügt sich damit, die tatsächliche Struktur unseres Denkens über die Welt [bei Ingarden heißt das: „die bloß intentionale formale Struktur, die sich als Korrelat von Akten ergibt,“] zu beschreiben, revisionäre Metaphysik hat das Ziel, eine bessere Struktur hervorzubringen. (Strawson 1959, 9)

Freilich ist die Alternative zu Strawsons „deskriptiver“ Metaphysik nicht eine Metaphysik die das Ziel hat, wie Strawson sagt, „eine *bessere* Struktur hervorzubringen“, d.h. die Struktur unseres Denkens zu verbessern und ein neues, richtigeres, „besseres“ Begriffssystem zu entwickeln und an Stelle unseres gewöhnlichen Begriffsystems zu setzen. Vielmehr geht es in der Metaphysik bzw. Ontologie, wie sie Ingarden und Armstrong betreiben und wie sie Thema dieses Buches ist, überhaupt nicht um die Struktur des Denkens und um Begriffssysteme. Das Ziel der Ontologie zum Beispiel ist es, auffassungsunabhängige, ontische Strukturen der Wirklichkeit zu erforschen, und eine dabei zu bewältigende Aufgabe ist es gerade, die ontischen Strukturen und die Strukturen des Denkens und Sprechens auseinanderzuhalten. Ziel in Ontologie und Metaphy-

---

<sup>61</sup> Eine neuere Kritik der Auffassung, daß das ein Gegenstand sei, was möglicher Referent eines singulären Termes sei, findet sich bei Lowe (1995b).

<sup>62</sup> Vgl. Lowe (1995a), der Strawsons Unterscheidung zwischen deskriptiver und revisionärer Metaphysik kritisiert und argumentiert, daß Metaphysik immer revisionär sein sollte. Lowe vertritt des weiteren die Auffassung, daß Metaphysik fallibel ist und daß kein Anspruch absoluter Gewißheit an sie und von ihr gestellt werden soll. Diese Auffassung habe auch ich in (1994) und (1995) vertreten.

sik ist es zu erforschen, wie die Dinge *sind*, nicht wie irgendetwas sie auffaßt oder über sie denkt oder spricht.

Obwohl Ingarden betont, daß die Strukturen menschlichen Denkens und Sprechens über die Welt unterschieden werden müssen von den Strukturen der Welt, nimmt er doch tatsächlich meist eine sehr große Parallelität zwischen beiden an. Zum Beispiel haben wir oben (S. 93) gesehen, daß er seine Annahme, daß jeder Gegenstand eine konstitutive Natur habe, auf sein Vertrauen darauf gründet, daß dem semantischen Unterschied zwischen sortalen Termen und Konjunktionen von Eigenschaftsnamen ein ontischer Unterschied entsprechen müsse, nämlich der zwischen konstitutiven Naturen und Eigenschaften. Neuere ontologische Theorien, wie z.B. Peter Forrests „Quantenmetaphysik“ (1988), David Bohms Theorie des „ungeteilten Universums“ (Bohm & Hiley 1993) oder Keith Campbells (1990) Feldtheorie (eine Feldtheorie werde auch ich unten verteidigen), gehen von einer weit geringeren Parallelität zwischen Strukturen menschlichen Denkens und ontischen Strukturen aus.

Ob wir eine Eigenschaft oder eine Form zuschreiben, so meint Ingarden, bringen wir in der Umgangssprache gewöhnlich nicht zum Ausdruck. Schließlich ist uns dieser Unterschied im Alltag auch nicht wichtig, sondern nur z.B., wenn wir ontologische Forschung betreiben. Wir können solche Unterschiede aber erfassen, und zu wissenschaftlichen Zwecken können wir unsere Sprache auch erweitern:

Die gewöhnliche Umgangssprache bringt diese verschiedenen Sinnesunterschiede gewöhnlich nicht zum expliziten Ausdruck. Infolgedessen verfügt man in ihr nicht über fertige grammatikalische Formen, die den verschiedenen, in Frage kommenden Sinnenunterschieden eindeutig zugeordnet wären. Dies ist aber ein bloß tatsächlicher Mangel der gewöhnlichen Umgangssprache, welcher durch wissenschaftliche formal-ontologische Analyse und durch entsprechende Ausbildung der Sprache beseitigt werden kann und soll. Keine prinzipielle Schwierigkeit liegt hier vor. Die menschliche Sprache ist ein menschliches Werk und kann den Fortschritten entsprechend, die die Wissenschaft macht, gebildet und umgebildet werden. Und diejenigen Formungen, die sie als intentionale mit sich führt, können als solche immer durchschaut und unschädlich gemacht werden. (105f)

## 2.6. Ideen und ideale Qualitäten (Universalien)<sup>63</sup>

Steine, Elektronen und das Ladungsmoment eines bestimmten Elektrons sind für Ingarden Beispiele für individuelle Entitäten. Den individuellen Entitäten stellt Ingarden als nicht-individuelle Entitäten die *Ideen* und die *idealen Qualitäten* gegenüber. Beispiele für Ideen sind die Idee des Menschen überhaupt, die Idee des materiellen Dinges überhaupt, die Idee des Parallelogrammes im mathematischen Sinne. Beispiele für ideale Qualitäten sind Eine-Masse-Haben überhaupt, Zinnoberrotsein überhaupt, Quadratheit überhaupt.

Zur Terminologie: Die Bezeichnung „Universalien“ verwendet Ingarden nicht, auf seine „*idealen Qualitäten*“ trafe sie aber zu: ideale Qualitäten sind Eigenschaftsuniversalien. Genauer gesagt versteht Ingarden unter „idealen Qualitäten“ — wobei „ideal“ soviel heißt wie „außerzeitlich“ — das, was Armstrong transzendente Universalien nennen würde. Da Ingardens Bezeichnung jedoch treffend das zum Ausdruck bringt, was gemeint ist, werde auch ich sie im folgenden verwenden. — Ingardens „*Ideen*“ sind verwandt mit dem, was Armstrong Substanzuniversalien (*substantial universals*; vgl. 1978b, 61-67) nennen würde; doch genau genommen meint Armstrong mit „Substanzuniversalien“ nicht Ideen, sondern als Universalien aufgefaßte konstitutive Naturen. Um Verwechslungen zu vermeiden, werde ich daher Ingardens Terminus „*Ideen*“ verwenden. — Alle nicht-individuellen Entitäten, d.h. Universalien aller Art, faßt Ingarden zusammen unter der Bezeichnung *allgemeine* Entitäten (Gegenständlichkeiten). „Allgemein“ ist nicht bedeutungsgleich mit „ideal“, d.h. außerzeitlich, auch wenn Ingarden meint, daß alle allgemeinen Entitäten auch ideal sind.

In einer Idee ist zugrunde gelegt, wie ein Gegenstand einer bestimmten Art sein muß und wie er sein kann. Das heißt, wie ein bestimmter Gegenstand sein muß und wie er sein kann, liegt an der Idee, unter welche er fällt. Ideen sind allgemeine Entitäten, d.h. mehrere individuelle Gegenstände können unter dieselbe Idee fallen. In der Idee des Menschen überhaupt z.B. ist zugrunde gelegt, welche Eigenschaften sich an jedem Exemplar der Art Mensch wiederholen und welche Eigenschaften hingegen an manchen Menschen vorkommen und an manchen nicht. Angenommen, A sei eine „generelle Eigenschaft“ — wie Ingarden es nennt (*Streit III/1*, 235, Z36) — des Menschen. Dann gilt: Jeder Mensch

---

<sup>63</sup> Zu den Ideen und den idealen Qualitäten siehe Ingardens *Streit III/1*, Kapitel X (229-278); *Streit I*, §6a (33-47), sowie „Essentielle Fragen“ (1925).

hat A. Ein Gegenstand, der A nicht hat, ist kein Mensch. Wenn ein Mensch die Eigenschaft A verliert, hört er auf, ein Mensch zu sein, d.h. der Gegenstand wird zerstört.

Ingarden sieht es als ein Verdienst Husserls an, gezeigt zu haben, daß die Ideen nicht zu leugnen sind (vgl. die *II. Logische Untersuchung*). Husserls Ausarbeitung der Theorie der Ideen hält Ingarden jedoch für nicht weit gehend genug, und er schickt sich an, diesem Mangel abzuhelfen.

Als Husserl nach längerer Unterbrechung und skeptischer Vergessenheit der Ideen dieselben wiederum in den Blick der modernen philosophischen Welt einführte, da schien alles einfach und ziemlich selbstverständlich zu sein. In der Auffassung der Ideen ging er aber nicht darüber hinaus, was in der alten europäischen Tradition bereits erhalten war. Eigentlich hat er uns Jüngern in dieser Angelegenheit nichts anderes gegeben als die feste Überzeugung von der Unentbehrlichkeit der Anerkennung der Ideen, da jeder Versuch ihrer Leugnung zum Widerspruch führt. (*Streit II/1*, 229)

Bevor wir uns Ingardens Theorie der Ideen näher ansehen, sei sein Hauptgrund für die Annahme von Ideen genannt. Ingarden erklärt durch Ideen das Vorliegen von *Notwendigkeitszusammenhängen* in der realen Welt. Er erklärt Notwendiges im Bereich der Individuen durch Tatsächliches im Bereich der Ideen:

[Wenn wir in der realen Welt] auf lauter nicht notwendige Tatbestände stoßen würden, wenn also gar kein Zusammenauftreten der Eigenschaften oder der Gegenstände sich als die notwendige Folge dessen verstehen ließe, daß in ihnen gerade solche und nicht andere Materien [...] vorkommen — wenn somit die ganze Sachlage sich tatsächlich so verhielte, wie sich das der radikale Empirismus vorstellt, dann gäbe es auch keinen Grund zu vermuten, daß noch etwas anderes als die individuellen realen Gegenstände existieren kann oder sogar existieren muß, und daß dieses andere die letzte Grundlage (das letzte Prinzip) des Zusammenseins in der realen Welt der notwendig miteinander verbundenen materialen Momente ist. (278)

Ingarden unterscheidet Ontologie und Metaphysik, indem er der Ontologie nur die Aufgabe der Untersuchung „reiner Möglichkeiten“, d.h. der Untersuchung, wie etwas wäre, wenn es es gäbe, zuschreibt, während er die Entscheidung, ob es bestimmte Entitäten gibt oder nicht, der Metaphysik oder anderen Wissenschaften überläßt. Daher lehnt er im Rahmen der formalen Ontologie eine Entscheidung über die Existenz der Ideen ab: „Wir wissen gegenwärtig noch nicht, ob neben den Ideen die realen Gegenstände tatsächlich existieren. Wir wissen im Rahmen der formalen Ontologie sogar nicht, ob die Ideen selbst existieren. Beides ließe sich erst in einer metaphysischen Untersuchung entscheiden.“ (264) Diese Urteilsenthaltung an dieser Stelle ist jedoch rein methodisch, und

ich werde auf sie keine Rücksicht nehmen, da offensichtlich ist, daß Ingarden tatsächlich die Ideen annimmt.

### 2.6.1. *Wie Ideen zu charakterisieren sind*

Folgende vier Kennzeichen schreibt Ingarden den Ideen zu:

1. Ideen sind *seinsautonom*, d.h. Ideen haben ihr Seinsfundament in sich selbst. Sie sind insbesondere nicht abhängig von den unter sie fallenden Gegenständen. Auch sind auch nicht abhängig von irgendwelchen Bewußtseinsakten; sie sind in diesem Sinne objektiv. Wenn zur Debatte steht, ob es Ideen gibt, so ist eben gemeint, ob es sie *seinsautonom* gibt. Ingarden wendet sich hier auch gegen den späten Husserl: „Auch E. Husserl behandelt die idealen Gegenständlichkeiten (ohne speziell die Ideen unterschieden zu haben) in seiner formalen und transzendentalen Logik als intentionale Gegenstände [im Ingardenschen Sinne; d.h. als Gegenstände, die ihr Seinsfundament in einem Bewußtsein haben]. Meiner Ansicht nach aber verlieren die Ideen jedwede Bedeutung, sobald sie für intentionale Gegenständlichkeiten gehalten werden.“ (232)

2. Ideen sind den unter sie fallenden Gegenständen *nicht immanent* (273f). Ingarden bestreitet ausdrücklich, daß die Ideen sich irgendwie in den realen Dingen aufhielten, daß sie die realen Dinge irgendwie durchwöben, daß sie irgendwie verteilt unter den realen Dingen weilten. Damit bestreitet Ingarden genau die von Armstrong vertretene Position des Immanenten Realismus. Ingarden verteidigt die Auffassung, daß es keinen Seinszusammenhang, sondern lediglich eine *Zuordnung* zwischen Ideen und den unter sie fallenden Gegenständen gibt. Allerdings dürfe das nicht so verstanden werden, daß die individuellen realen Gegenstände Kopien der Ideen, unter die sie fallen, wären. Vielmehr seien die Ideen Entitäten völlig anderer Art als die individuellen realen Gegenstände. Ingarden versucht, diese Verschiedenheit der Ideen von den unter sie fallenden Gegenständen herauszuarbeiten.

3. „Zwischen den *seinsautonomen* individuellen Gegenständen und den ihnen entsprechenden Ideen [...] besteht die radikale Transzendenz.“<sup>64</sup> (274) Das heißt für Ingarden, daß die individuellen Gegenstände und die Ideen einander in keiner Weise beeinflussen können, sie können einander nicht verändern, sie können nicht aufeinander wirken. Insbesondere sagt Ingarden: „So sind alle

---

<sup>64</sup> Vgl. zum Begriff der radikalen Transzendenz auch *Streit III/1*, 225f.

Behauptungen falsch, die irgend etwas über das Bilden oder Umbilden der Ideen in Bewußtseinsakten aussagen.“ (274)

4. Ideen sind *außerzeitlich*, m.a.W. ideal. (253; 275) Sie können sich „weder selbst verändern noch an irgendeinem in der zeitbestimmten Welt sich vollziehendem Vorgang teilnehmen“. Ingardens Ideen sind *ante res*: „Die Existenz des Seinsgebietes der Ideen zieht die Existenz realer Gegenstände nicht nach sich. D.h.: Es könnte sein, daß das ganze Seinsgebiet der Ideen vorhanden wäre und daß trotzdem gar keine realen Gegenstände existierten.“ (275) Damit lehnt Ingarden das von Armstrong vertretene Prinzip der Instantiierung (s.o. S. 48) ab, das besagt, daß es keine Universalien geben kann, die nicht instantiiert sind.

### 2.6.2. Der Aufbau der Ideen aus Konstanten und Variablen

Ingarden spricht von einer *Doppelseitigkeit* des Aufbaus einer Idee: Einerseits hat sie einen *Gehalt*, andererseits hat sie eine Struktur *qua Idee*:

Zur Struktur einer Idee *qua Idee* gehört es, daß sie ideal, d.h. außerzeitlich ist, daß Gegenstände unter sie fallen, daß sie die oben genannten vier Kennzeichen besitzt etc. Ingarden ist hier nicht besonders ausführlich, doch wir können zur Kenntnis nehmen, daß zur Struktur der Idee *qua Idee* eben alles gehört, was man von ihr als solcher, von der Idee selbst, richtig aussagen kann.

Im *Gehalt* einer Idee haben die Eigenschaften der unter sie fallenden individuellen Gegenstände ihre Entsprechungen. „*In dem Gehalte der Idee treten als dessen Elemente Konstante und Veränderliche [Variablen] auf.*“ (231) Von den Konstanten und Variablen im Ideengehalt hängt es ab, welche materialen, formalen und existentialen Momente<sup>65</sup> für die unter die Idee fallenden Gegenstände möglich und welche notwendig sind.

#### Konstanten

Den *Konstanten* im Gehalte einer Idee entsprechen diejenigen Eigenschaften der individuellen Gegenstände, die von allen Exemplaren der betreffenden Art gehabt werden. Wenn ein Gegenstand eine einer Konstanten entsprechende Eigenschaft nicht hat, fällt er nicht unter die betreffende Idee. Die Konstanten bestimmen, welche Eigenschaften alle unter die Idee fallenden Gegenstände haben. Ingarden spricht hier von „generellen Eigenschaften“; man kann auch

---

<sup>65</sup> Daß neben den materialen Momenten auch formale und existentielle Momente im Ideengehalt aufträten, schreibt Ingarden auf S. 251.

von artnotwendigen, konstanten oder unveränderlichen Eigenschaften sprechen. Eine Eigenschaft ist genau dann eine generelle Eigenschaft eines Gegenstandes, wenn ihr im Gehalte der entsprechenden Idee eine Konstante entspricht. Wenn z.B. Vernünftigkeit eine generelle Eigenschaft des Menschen ist, so heißt das, daß sich im Gehalte der Idee eines Menschen ‚Vernünftigkeit‘ als Konstante befindet. Die ideale Qualität ‚Vernünftigkeit‘ kommt dann im Gehalte der Idee eines Menschen vor und ist von jedem Exemplar der Art Mensch instantiiert<sup>66</sup>. (Was es heißen soll, daß eine ideale Qualität im Gehalte einer Idee „vorkommt“, werde ich unten erläutern.) Außerdem gibt es im Gehalte jeder Idee eine Konstante, welche die konstitutive Natur jedes unter die Idee fallenden Gegenstandes bestimmt. (Zumindest in jeder „untersten“ Idee, wie noch zu erläutern sein wird.)

### Variablen

Wie aber steht es mit den nicht-generellen, den veränderlichen Eigenschaften? Wenn Sokrates von 70 Kilogramm auf 65 Kilogramm abnimmt, dann hat er eine Eigenschaft verloren und eine andere bekommen, aber das hat ihn mitnichten zerstört. Mithin ist 70 Kilogramm keine generelle Eigenschaft des Sokrates, ihr entspricht in der entsprechenden Idee, der Idee eines Menschen, keine Konstante. Ingarden wendet sich gegen die Auffassung, gemäß welcher in den Gehalt einer Idee nur die generellen (die artnotwendigen) Eigenschaften eingehen und die nicht-generellen Eigenschaften eines Gegenstandes keinerlei Entsprechung in der betreffenden Idee haben. Gegen jene Auffassung spricht folgende Überlegung: Ein Gegenstand, der nur die generellen Eigenschaften eines Menschen hätte, also Vernünftigkeit, Lebendigkeit etc., wäre ein unselbständiger, ein abstrakter Gegenstand, er könnte nicht existieren. Zum Beispiel hätte er keine bestimmte Masse, z.B. 70 Kilogramm oder 65 Kilogramm etc. Nach allem, was wir wissen, gibt es keinen Menschen ohne eine bestimmte Masse, und es ist stark anzunehmen, daß es keinen geben kann, daß es *unmöglich* ist, daß es einen gibt. Diese Unmöglichkeit wird aber durch die Idee nicht begründet, wenn diese nur die generellen Eigenschaften enthält. Durch Ideen, die nur die generellen Eigenschaften enthalten, wird nur z.B. die Unmöglichkeit (a), daß ein Mensch die (generelle) Eigenschaft Vernünftigkeit nicht hat, begründet, aber nicht die Unmöglichkeit (b), daß ein Gegenstand ein Mensch ist, aber keinerlei bestimmte Masse hat. Wenn man annimmt, daß Unmöglichkeit (a) überhaupt begründet

---

<sup>66</sup> Wo ich hier von „Instantiierung“ spreche, spricht Ingarden von „Vereinzelung“ (268,Z24).

werden muß — d.h. auf etwas anderes zurückzuführen ist, zu erklären ist — und Notwendigkeit bzw. Unmöglichkeit durch Ideen zu begründen ist — wie Ingarden es annimmt —, so liegt es nahe, (b) ebenfalls durch Ideen zu begründen. Wenn man denn nun schon Ideen annimmt, so sollte man sie so konzipieren, daß sie nicht nur (a), sondern auch (b) erklären.

Welche Entsprechung haben also nicht-generelle Eigenschaften eines Gegenstandes in der betreffenden Idee? Ingarden löst die Schwierigkeit durch die Annahme von *Variablen (Veränderlichen) im Ideengehalt*. Einer Variablen im Ideengehalt entspricht bei den unter die Idee fallenden Gegenständen jeweils eine bestimmte Eigenschaft aus einer Klasse von Eigenschaften, wobei der Umfang dieser Klasse durch die Variable bestimmt wird. Wenn T eine Variable im Gehalt einer Idee I ist, dann muß ein Gegenstand G, der unter I fällt, eine Eigenschaft von den zu T gehörigen Eigenschaften  $\{T_1, \dots, T_n\}$  haben. Eine Variable legt also eine Auswahl von Eigenschaften fest, von denen genau eine am individuellen Gegenstand vorkommen muß. Sokrates z.B. muß eine Masse haben, es bleibt aber offen, welche. In diesem Falle kommt im Gehalt der Idee, unter die Sokrates fällt, also im Gehalt der Idee eines Menschen, eine Variable M vor, die eine Klasse von bestimmten Massen  $\{M_1, \dots, M_n\}$  determiniert, von denen ein unter die Idee fallender Gegenstand, z.B. Sokrates, genau eine haben muß.<sup>67</sup>

Es gilt gemäß Ingarden: Jeder Eigenschaft eines seinsautonomen, seinsselbständigen Gegenstandes entspricht entweder eine Konstante oder eine Variable im Gehalt der Idee, unter welche der Gegenstand fällt.

### Hierarchien von Ideen

Ingarden nimmt *Hierarchien* von Ideen an. Die Idee eines Fisches beispielsweise ist allgemeiner als die Idee eines Hechtes, aber sie ist weniger allgemein als die Idee eines Lebewesens. Je mehr Variablen eine Idee in ihrem Gehalt hat,

---

<sup>67</sup> Es besteht eine Spannung zwischen Ingardens Theorie der Variablen im Ideengehalt und seiner Auffassung der generischen Eigenschaften. Generische Eigenschaften, wie z.B. das Eine-Masse-Haben eines 1 kg schweren Steines, faßt Ingarden als Eigenschaften (materiale Momente) des Subjekts, in diesem Falle des Steines, auf. Demgemäß hat der Stein die Eigenschaft Eine-Masse-Haben *und* die Eigenschaft 1 kg. Seine Theorie der Variablen böte Ingarden aber die Möglichkeit zu sagen, das Eine-Masse-Haben M des Steines sei keine Eigenschaft des Steines, sondern bestehe darin, daß der Stein unter eine Idee falle, in deren Gehalt die Variable M  $\{M_1, \dots, M_n\}$  sei. Der Stein habe nicht M, sondern nur eine  $M_i$  von  $\{M_1, \dots, M_n\}$ , in diesem Falle 1 kg.

desto allgemeiner ist sie; je mehr Konstanten an Stelle einer Variablen treten, desto weniger allgemein ist die Idee. Wenn eine Idee A in ihrem Gehalt eine Konstante  $T_i$  aufweist, die einer Variablen  $T$  ( $T_1, \dots, T_n$ ) im Gehalt einer Idee B entspricht, wobei A und B ansonsten gleich sind, dann bilden A und B eine Hierarchie: B ist allgemeiner als A, A ist B untergeordnet. Daraus folgt, daß alle Gegenstände, die unter A fallen, auch unter B fallen. Hervorzuheben ist, daß demnach *ein Gegenstand unter mehrere Ideen fallen kann*. (Wir werden später sehen, daß das einen gewissen Gegensatz zu Ingardens Annahme bildet, daß jeder Gegenstand eine und nur eine konstitutive Natur und ein und nur ein Wesen hat.)

Ingarden führt folgendes Beispiel an: „Nehmen wir z.B. die Reihe solcher Ideen in Betracht, wie: a) ‚Geometrische Figur überhaupt‘, b) ‚Vieleck überhaupt‘, c) ‚Viereck überhaupt‘, d) ‚Parallelogramm überhaupt‘, e) ‚Quadrat überhaupt‘“ (265). (a) ist die allgemeinste der genannten Ideen. (b) bis (e) sind (a) untergeordnet. (e) ist die am wenigsten allgemeine Idee. ‚>‘ heiße ‚ist allgemeiner als‘; es gilt  $(a) > (b) > (c) > (d) > (e)$ . Keine zwei der Ideen sind gleich allgemein. Eine Idee ist um so allgemeiner, je mehr Variablen sie im Gehalt hat. Betrachten wir (d) und (e): Die Idee eines Quadrates hat nur eine Variable in ihrem Gehalt, nämlich die Variable ‚Eine bestimmte Seitenlänge‘. An ihr liegt es, daß ein Quadrat genau eine aus der Klasse aller möglichen Seitenlängen haben muß. Ein Quadrat ist ein gleichseitiges, gleichwinkliges Parallelogramm mit einer bestimmten Seitenlänge. Gleichseitigkeit und Gleichwinkligkeit sind Konstanten im Gehalt der Idee eines Quadrates. An ihre Stelle treten in der Idee eines Parallelogramms zwei Variablen. An Stelle der Gleichseitigkeit tritt die Variable ‚zwei bestimmte Seitenlängen‘ (dadurch gelangen wir von der Idee eines Quadrates zur Idee eines Rechtecks); an Stelle der Gleichwinkligkeit tritt die Variable ‚zwei bestimmte Winkel‘. Die Idee eines Parallelogramms weist gegenüber der Idee eines Quadrates also zwei neue Variablen in ihrem Gehalt auf, und daher ist sie allgemeiner als die Idee eines Quadrats. Alle Gegenstände, die unter die Idee eines Quadrates fallen, fallen auch unter die Idee eines Parallelogramms.

*Es gibt keine zwei Ideen mit einem genau gleichen Gehalt.* „Jede Idee mit einem bestimmten Gehalt ist die einzig vorhandene. Jede andere Idee, die es überhaupt gibt, unterscheidet sich von ihr in ihrem Gehalte in irgendeiner Hinsicht.“ (266) Ob und wie viele individuelle Gegenstände es gibt, die unter eine Idee fallen, ist offen. Es ist aber möglich, daß es mehrere Gegenstände gibt, die

„einander unter jeder materialen Hinsicht gleichen“ (267), d.h. die genau die gleichen Eigenschaften haben.

#### Unterste Ideen (species infimae)

Zur Annahme von Ideen gelangt man wie folgt: Wir haben die Intuition, daß für Sokrates manche Eigenschaften notwendig und manche Eigenschaften nichtnotwendig sind. (Unten, S. 227ff, werde ich dafür argumentieren, daß es keinen ontischen Unterschied zwischen notwendigen und nichtnotwendigen Eigenschaften gibt.) Nichtnotwendig ist z.B. seine Masse; sie kann sich ändern, ohne daß dadurch Sokrates zu existieren aufhörte. Notwendig ist z.B. seine Vernünftigkeit. Es ist unmöglich, daß Sokrates existiert, aber seine Vernünftigkeit nicht. Sie kann ihm nicht entzogen werden, sie ist eine unveränderliche Eigenschaft von ihm. Würde sie ihm doch entzogen, würde er dadurch zerstört — er wäre dann kein Mensch mehr. Welche Eigenschaften für einen Gegenstand notwendig sind, hängt damit zusammen, welcher Art er ist. Gemeint ist hier, daß diese Notwendigkeit objektiv besteht, d.h. unabhängig davon, *ob* und *wie* Sokrates von einem denkenden Subjekt aufgefaßt wird. (Wenn eine Notwendigkeit „nur subjektiv“ besteht, liegt eben keine Notwendigkeit vor.)

Ideen nimmt man an, um die hier vorliegende Notwendigkeit zu erklären. Erklärungsbedarf besteht hier insofern, als man fragen kann, worin die vorliegende Notwendigkeit besteht (worin sie gründet) und warum nicht nur für Sokrates Vernünftigkeit notwendig ist, sondern für alle Menschen. Daß Vernünftigkeit für Sokrates notwendig ist, hat gemäß Ingarden seinen Grund darin, daß Sokrates ein Gegenstand der Art ‚Mensch‘ ist und daß im Gehalt der Idee eines Menschen Vernünftigkeit eine Konstante ist. Durch die Annahme, daß diese Notwendigkeit ihren Grund in der Idee eines Menschen hat, wird erklärt, warum nicht nur für Sokrates, auch nicht nur für eine bestimmte Menge Menschen, sondern *prinzipiell für jeden* Menschen Vernünftigkeit notwendig ist. Ideen sind allgemeine Entitäten und bestimmen die unter sie fallenden individuellen Gegenstände, was bei diesen Gegenständen möglich ist und was nicht. Notwendigkeit in einem Einzelfall ist zurückzuführen auf etwas Allgemeines.<sup>68</sup> Notwendigkeit bei den individuellen Gegenständen beruht auf Tatsachen bei den Ideen. Daß etwas notwendig soundso ist, heißt, daß es ganz allgemein —

---

<sup>68</sup> Vgl. Husserl (*II. Logische Untersuchung*, S. 135): „[D]ie Ausdrücke ‚es ist eine Notwendigkeit‘ und ‚es ist eine Gesetz‘ [haben] objektive Gleichwertigkeit, und desgleichen die Ausdrücke ‚es ist notwendig‘, daß S P sei und ‚es ist nach Gesetzen begründet‘, daß S P sei.“

im Allgemeinen, d.h. bei den Ideen — soundso ist. Welche Eigenschaften für einen Gegenstand notwendig sind und welche nicht, *erkennen* wir durch Analyse der Idee, unter die der Gegenstand fällt: „[D]ie Analyse des Gehalts der entsprechenden Idee erlaubt uns, die Notwendigkeit des Zusammenhangs zwischen den in den Aufbau des Gegenstandes eingehenden Momenten einzusehen.“ (411) — Soweit der Gedankengang, der einen zur Annahme von Ideen bewegt.

Was bei Sokrates möglich ist und was nicht, wird durch die Idee bestimmt, unter die Sokrates fällt. Nun entsteht das Problem, daß Ingarden ja Hierarchien von Ideen annimmt und daß demgemäß Sokrates unter mehrere Ideen fällt. Zum Beispiel fällt er nicht nur unter die Idee eines Menschen, sondern auch unter die Idee eines Lebewesens. Im Gehalt der Idee eines Lebewesens kommt Vernünftigkeit nicht als Konstante vor. Es scheint, als ob die Idee eines Lebewesens bestimmt, daß Vernünftigkeit eine nicht-notwendige Eigenschaft des Sokrates ist; die Idee eines Menschen hingegen bestimmt, daß Vernünftigkeit eine notwendige Eigenschaft des Sokrates ist. Es liegt also ein Widerspruch vor. Was Ingarden braucht, ist *genau eine* Idee für jeden individuellen Gegenstand, die bestimmt, was mit dem Gegenstand möglich ist und was nicht. Eine von den Ideen, unter die ein Gegenstand fällt, muß ausgezeichnet sein.

Ingarden erwägt, ob es unter den Ideen, unter die ein Gegenstand fällt, immer eine Idee gibt, *die am wenigsten allgemein ist* (266; 270-273); sie wäre „besondere Idee“ oder „unterste Idee“ zu nennen. (In der aristotelischen Tradition sprach man hier von der *species infima*.) Es ist dann diese unterste Idee, die bestimmt, was bei einem unter sie fallenden Gegenstand möglich ist und was nicht. Doch gibt es zu jedem Gegenstand eine solche Idee? Eine Idee ist um so allgemeiner, je mehr Variablen sie hat. Eine Idee ist um so weniger allgemein, je weniger Variablen (und je mehr Konstanten) sie hat. Wenn es Ideen gibt, die *nur* Konstanten enthalten, sind diese sicher unterste Ideen. Gegenstände, die unter solche Ideen fielen, hätten alle ihre Eigenschaften notwendigerweise, sie wären gänzlich unveränderlich. Kandidaten für solche Gegenstände sind mathematische Gegenstände (ideale Individuen) wie z.B. ein bestimmtes Quadrat mit Seitenlänge 1 cm. Bei einem unveränderlichen Gegenstand ist also diejenige von den Ideen, unter die er fällt, die unterste Idee, die nur Konstanten enthält.

Doch gibt es auch zu veränderbaren Gegenständen — zu einem Stein oder zu einem Apfel beispielsweise — unterste Ideen? Dies wären Ideen, denen, obwohl nicht nur Konstanten, sondern auch noch Variablen in ihrem Gehalt sind, keine Ideen untergeordnet sind, und die „sich schon *direkt* auf individuelle

Gegenstände beziehen“ (272). Ingarden findet keine Antwort auf die Frage, wie sich diese Ideen sonst noch auszeichnen, außer dadurch, daß es zu diesen Ideen behauptetermaßen eben keine untergeordneten Ideen geben gibt. Was unterscheidet diese untersten Ideen von den allgemeineren Ideen?

Ingarden ergänzend schlage ich vor, daß unterste Ideen veränderbarer Gegenstände sich dadurch auszeichnen, daß in ihrem Gehalt *für die konstitutive Natur* der unter sie fallenden Gegenstände *eine Konstante* ist. Im Gehalt der Idee eines Lebewesens ist eine Variable für die konstitutive Natur, zu der als zugehörige Konstanten wohl die konstitutiven Naturen ‚Hechtsein‘ (oder vielleicht statt dessen ‚Fischsein‘ etc.) und ‚Menschsein‘ gehören. Im Gehalt der Idee eines Menschen, die der Idee eines Lebewesens untergeordnet ist, befindet sich demnach hingegen eine Konstante für die konstitutive Natur, nämlich die Konstante ‚Menschsein‘. Nähme man an, daß eine Idee, in deren Gehalt für die konstitutive Natur eine Variable steht, eine unterste Idee wäre, hieße das, daß die unter sie fallenden Gegenstände in ihrer konstitutiven Natur veränderlich sind. Das ist aber widersinnig, denn für jeden Gegenstand gilt, daß die Veränderung bzw. Zerstörung seiner konstitutiven Natur die Zerstörung des Gegenstandes bedeutet. Daß im Gehalt der Idee für die konstitutive Natur eine Konstante steht, ist also zumindest eine notwendige Bedingung dafür, daß die Idee eine unterste Idee, eine *Species infima* ist.

### 2.6.3. Ideale Qualitäten

Bisher habe ich mich ohne Erläuterung der Redeweise bedient, daß eine Eigenschaft (oder eine konstitutive Natur) im Gehalt einer Idee „vorkommt“, in ihm ist, sich in ihm befindet, in ihm auftritt. Was soll das nun heißen? Ingarden nimmt an, daß es *ideale Qualitäten* — in Armstrongs Terminologie transzendente Eigenschaftsuniversalien — wie z.B. ‚Vernünftigkeit überhaupt‘ (auch ‚Vernünftigsein‘ zu nennen) gibt. Für sie gilt wie für die Ideen, daß sie *seinsautonom* und *außerzeitlich* sind. Die ideale Qualität ‚Vernünftigkeit überhaupt‘ gäbe es — *contra* Armstrongs Prinzip der Instantiierung — auch, wenn es keinen individuellen Gegenstand gäbe, der vernünftig ist. Daß Sokrates vernünftig ist, heißt, daß er ein Moment hat, das ein Exemplar der idealen Qualität ‚Vernünftigkeit überhaupt‘ ist. Ingarden drückt sich wie folgt aus: In Sokrates ist die ideale Qualität ‚Vernünftigkeit überhaupt‘ *konkretisiert*.

Ideale Qualitäten sind (in dem oben, S. 18, eingeführten Sinne von „exemplifizierbar“) *exemplifizierbare Eigenschaftsuniversalien*: ihre Instantiierungen

sind voneinander numerisch verschiedene Entitäten, nämlich Momente. Momente sind Exemplare von idealen Qualitäten (Eigenschaftsuniversalien).

Was heißt es nun, daß Vernünftigkeit im Gehalt der Idee eines Menschen „vorkommt“? Ingarden nimmt an, daß es *zwei Weisen der Konkretisation* gebe. In Sokrates ist Vernünftigkeit *individuell konkretisiert*, im Gehalt der Idee eines Menschen — also der Idee, unter die Sokrates fällt — ist Vernünftigkeit *allgemein konkretisiert*.<sup>69</sup>

So gibt es in Ingardens Ontologie dreierlei: Individuen, Ideen und ideale Qualitäten. Ideale Qualitäten werden instantiiert (konkretisiert) einerseits in Individuen und andererseits in Ideen. Wenn im Gehalt einer Idee I die Konstanten P und Q sind, heißt das, daß die idealen Qualitäten ‚P überhaupt‘ und ‚Q überhaupt‘ konkretisiert sind, und zwar *allgemein* konkretisiert. Ein individueller Gegenstand, der unter I fällt, muß P und Q haben, d.h. in ihm müssen die idealen Qualitäten ‚P überhaupt‘ und ‚Q überhaupt‘ konkretisiert sein, und zwar *individuell* konkretisiert. (Ich werde unten, S. 117, einen Vorschlag machen, wie Ingarden die Annahme von zwei Weisen der Konkretisation vermeiden könnte.)

#### 2.6.4. Reine Möglichkeiten versus empirische Möglichkeiten

Aufgrund seiner Theorie der Ideen kann Ingarden zwischen zwei Arten von Möglichkeit unterscheiden, und zwar zwischen „reiner Möglichkeit“ und „empirischer Möglichkeit“.<sup>70</sup> Angenommen, ein bestimmter individueller Gegenstand fällt unter eine bestimmte Idee, in deren Gehalt sich Konstanten und Variablen befinden. Dann steht ein Teil seiner Eigenschaften fest; der Gegen-

---

<sup>69</sup> Ingardens Terminologie ist nicht ganz klar. Die Rede von individueller und allgemeiner Konkretisation steht jedoch am besten im Einklang mit Ingardens sonstiger Verwendung der Ausdrücke „individuell“ und „allgemein“. Statt von „Konkretisation“ spricht Ingarden auch von „Vereinzelung“. Zu dem Beispiel eines Quadrates, also eines *idealen* Individuums, schreibt er: „Was bedeutet es aber, daß eine bestimmte Konstante des Ideengehalts einer Eigenschaft eines unter diese Idee fallenden individuellen Gegenstandes ‚entspricht‘? Dies bedeutet, daß in ihnen beiden *diesselbe ideale Qualität* (Wesenheit) aber auf eine andere Weise konkretisiert wird. Die konstitutive Natur eines mathematischen Quadrats bildet eine ideale Vereinzelung der ‚Quadratheit überhaupt‘ [...]. In der Idee ‚Quadrat überhaupt‘ [...] tritt dagegen als eine materiale Konstante des Gehalts die *ideale*, aber zugleich *allgemeine* Konkretisation derselben idealen Washeit ‚Quadratheit‘ auf.“ (268)

<sup>70</sup> Zu Ingardens Theorie der reinen und der empirischen Möglichkeit siehe besonders: 233, Z35-235, Z8; 238, Z12-34; auch: *Streit I*, 29, Z32-40; 31; besonders §6a (33-47).

stand hat jede Eigenschaft, die im Ideengehalt als Konstante auftritt. Die Variablen aber gewähren dem Gegenstand einen bestimmten Spielraum; jede Variable definiert eine Klasse von Eigenschaften, von denen der Gegenstand genau eine haben muß. Dieser Spielraum ist der Spielraum der *reinen Möglichkeit*. Ingarden spricht hier von „reiner“, d.h. nicht-empirischer Möglichkeit in dem Sinne, daß diese Möglichkeiten nicht davon abhängen, welche individuellen Gegenstände tatsächlich existieren. Reine Möglichkeiten bestehen unabhängig davon, welche Tatsachen bestehen:

Die *reine* (also nicht empirische) Möglichkeit [...] wird durch gar keine Tatsache innerhalb der realen Welt bestimmt. Sie ist auch auf keinen bestimmten Zeitpunkt relativ und unterliegt keinen Schwankungen hinsichtlich ihres Grades. [...] Man kann höchstens aus einer bestehenden Tatsache darauf schließen, daß eine ihr entsprechende reine Möglichkeit vorhanden ist und daß — weil eben diese reine Möglichkeit besteht — ein ihr entsprechender Tatbestand — in einem völlig neuen Sinne [i.e. ‚empirisch‘] — möglich ist. (*Streit I*, 38)

Welche *empirischen Möglichkeiten* hingegen bestehen, hängt davon ab, welche Tatsachen bestehen. Eine empirische Möglichkeit ist die Möglichkeit einer *Veränderung*. Empirische Möglichkeiten sind immer *Alternativen* zu bestehenden Tatsachen. Laxer Weise drückt man sich zwar z.B. so aus: „Die Tasse könnte auch linker Hand von mir auf dem Tisch stehen (obwohl sie tatsächlich rechter Hand von mir steht)“, doch genauer könnte man die Lage mit Irrealis und Eventualis beschreiben: „Die Tasse hätte auch links von mir hingestellt werden können, und man könnte sie jetzt (d.h. in Zukunft) links hinüberstellen.“ Ingarden betont diesen Punkt, indem er darauf hinweist, daß empirische Möglichkeiten immer so sind, daß derzeit für sie tatsächlich „kein Platz in der Welt“ ist, d.h. daß sie nicht bestehen können, solange bestimmte Sachverhalte bestehen. Damit eine empirische Möglichkeit verwirklicht werden kann, müssen bestimmte Sachverhalte zu bestehen aufhören:

Die empirischen Möglichkeiten vertreten Eigenschaften oder Sachverhalte, die in der Zukunft *anstelle* derjenigen Bestimmungen eventuell treten werden, welche der Gegenstand bereits aktuell besitzt. Die empirischen Möglichkeiten sind immer Möglichkeiten von *Veränderungen*, denen individuelle Gegenstände unterliegen können, sie sind Möglichkeiten *neuer Tatsachen*, für die es *gegenwärtig* noch keinen Platz in der Welt gibt: eben deswegen sind sie nur *möglich*, nicht aktuell. (234)<sup>71</sup>

---

<sup>71</sup> Ingarden gibt folgende Definition der empirischen Möglichkeit an:

„Ein Sachverhalt  $X(t')$  aus dem Seinsbereich der realen Welt ist dann und nur dann empirisch möglich in einem Zeitpunkt  $t$ , wenn er im Verhältnis zu dem Moment  $t$  zukünftig ist [...] und, wenn

Empirische Möglichkeiten sind nicht auf die Eigenschaften beschränkt, die den Variablen in den Ideengehalten entsprechen. Auch die den Konstanten entsprechenden Eigenschaften eines individuellen Gegenstandes können u.U. verändert werden — womit sich die Artzugehörigkeit des Gegenstandes ändern würde und der Gegenstand *zerstört* würde. Zerstörung ist also u.U. im Bereich der empirischen Möglichkeiten. (Daß konstante Eigenschaften eines Gegenstandes verändert werden, heißt soviel wie, daß das *Wesen* des Gegenstandes angegriffen bzw. zerstört wird. Den Begriff des Wesens eines individuellen Gegenstandes werden wir unten (S. 119) behandeln. Erwähnt sei hier nur, daß das Wesen etwas Individuelles ist, und daß von ihm Gedeih und Verderb des Gegenstandes abhängt; d.h. wenn das Wesen eines Gegenstandes zerstört wird, wird damit der Gegenstand zerstört.)

Ferner entwickelt Ingarden den Begriff des *Grades einer empirischen Möglichkeit*, es läge freilich nahe, hier von Wahrscheinlichkeit zu sprechen. Der Grad der Möglichkeit eines Sachverhaltes X (d.h. die Wahrscheinlichkeit, daß ein bestimmter Sachverhalt eintreten wird) hängt ab von dem Verhältnis der schon bestehenden Sachverhalte Y, die notwendig, aber zusammen noch nicht hinreichend für X sind, zu den noch nicht bestehenden Sachverhalten Y', die notwendig für X und mit Y zusammen hinreichend für X sind. M.a.W. der Grad der Möglichkeit eines Sachverhaltes hängt davon ab, wieviel sich noch ändern muß, damit der Sachverhalt eintritt.

Empirische Möglichkeiten hängen — im Gegensatz zu den reinen Möglichkeiten — von dem je gegenwärtigen Bestand an Tatsachen ab. Sie sind relativ zu diesen Tatsachen. Aus diesem Grund hält Ingarden empirische Möglichkeiten für *seinsheteronom*:

Dagegen [im Vergleich zu den zu den reinen Möglichkeiten] ist die empirische Möglichkeit sowohl existential wie material ein *Ableitungsprodukt* des aktuellen Seinsbestandes, und zwar nicht des einzigen individuellen Gegenstandes, sondern einer ganzen gegenständlichen Konstellation: die empirische Möglichkeit

---

a) im Zeitmoment *t* in der realen Welt Sachverhalte *Y* bestehen, die entweder in ihrer Gesamtheit oder jeder von ihnen für sich allein die unentbehrliche, aber zugleich im Moment *t* unzureichende Bedingung des Eintretens von *X* sind, und

b) wenn im Moment *t* Sachverhalte *Z* bestehen, die das Eintreten des *X* im Zeitmoment *t* zwar ausschließen können, die aber dieses Eintreten in einem von *t* späteren Moment *t'* nicht ausschließen, und zwar entweder deswegen, weil sie selbst im Zeitmoment *t'* nicht mehr bestehen werden und somit dann kein Hindernis für das Eintreten des *X* von *t'* bilden können oder weil sie sich im Moment *t'* mit anderen Sachverhalten [*Y'*] vereinigen werden, mit denen zusammen sie das Eintreten von *X* im Zeitmoment *t'* nicht verhindern werden.“ (*Streit I*, 34f)

ist seinsheteronom, im Gegensatz zu der Seinsautonomie der sie bestimmenden aktuellen Eigenschaften der Dinge und Vorgänge. (*Streit II/1*, 238; vgl. *Streit I*, 86ff)

### 2.6.5. Ein Vorschlag zur Modifikation von Ingardens Theorie

Ingarden nimmt Ideen und ideale Qualitäten an, um Notwendigkeit erklären zu können.<sup>72</sup> Er führt Notwendigkeit auf das Vorliegen bestimmter Tatsachen bei den entsprechenden Ideen und idealen Qualitäten, auf sogenannte *Wesenstatsachen* zurück. Es geht ihm um zwei Fälle von Notwendigkeit: 1. Notwendige Eigenschaften; z.B.: Sokrates ist notwendigerweise vernünftig. Diese Notwendigkeit wird erklärt durch das Vorliegen von Vernünftigkeit als Konstante im Gehalt der Idee eines Menschen. 2. Notwendige Eigenschaftszusammenhänge; z.B.: Es ist notwendig, daß ein (seinsautonomer) Gegenstand, der ein Kilogramm schwer ist, auch eine Dichte hat. Diese Notwendigkeit beruht auf einem Zusammenhang zwischen den entsprechenden idealen Qualitäten (vgl. *Streit II/1*, 387).

Die Idee ist kein „Duplikat“ des individuellen Gegenstandes. Sie unterscheidet sich von ihm prinzipiell sowohl in ihrer Seinsweise als in ihrer Form, und zwar sowohl ihrem Gehalte als auch ihrer eigenen Struktur qua Idee nach. Trotzdem hört sie nicht auf, in einem gewissen Maße „Vorbild“ individueller Gegenständlichkeiten, die unter sie fallen, zu sein. Man kann an den in ihrem Gehalte auftretenden Konstanten und Veränderlichen [Variablen] sozusagen ablesen, welche Eigenschaften, welche formalen Momente und welche Seinsweise für die unter die betreffende Idee fallenden Gegenstände charakteristisch und auch wesentlich sind. Auch die notwendigen Zusammenhangs- und Ausschluß-Gesetze für die Momente der eventuell existierenden individuellen Gegenstände lassen sich an den Beziehungen zwischen den Elementen der entsprechenden Ideengehalte erkennen. (252)

Im folgenden mache ich einen Vorschlag, wie sich Ingardens Theorie vereinfachen ließe. Ich vermeide dabei die Annahme von zwei Weisen der Konkretisation:

Es gibt Universalien (ideale Qualitäten). Es gibt zwei Arten von Universalien: Erstens Universalien von konstitutiven Naturen, Substanzuniversalien, und zweitens Universalien von Eigenschaften, Eigenschaftsuniversalien. Die Exemplare (Konkretisationen) von Substanzuniversalien sind (individuelle)

---

<sup>72</sup>Zu Ingardens Theorie der Notwendigkeit siehe: *Streit II/1*, 245, Z25-247, Z17 (Bsp. Idee einer Farbe überhaupt); 277, Z26-278; auch *Streit I*, 29-47.

konstitutive Naturen (Substanzen). Jeder individuelle Gegenstand hat eine und nur eine konstitutive Natur. Die Exemplare von Eigenschaftuniversalien sind Momente (individuelle Eigenschaften).

Manche Eigenschaften bedingen einander, d.h. es ist notwendig, daß ein Gegenstand, der die eine hat, auch die andere hat. In diesem Falle besteht eine *Zusammenhangsrelation* zwischen den entsprechenden Universalien. Momente, die Exemplare von Universalien sind, die in einer Zusammenhangsrelation stehen, sind aufeinander *seinsunselbständig*. Manche Eigenschaften schließen einander aus (z.B. kann ein Gegenstand nicht zugleich 1 Kilogramm und 2 Kilogramm schwer sein), d.h. es ist notwendig, daß ein Gegenstand, der die eine hat, die andere nicht hat. In diesem Falle besteht eine *Ausschlußrelation* zwischen den entsprechenden Eigenschaftsuniversalien.

Ein seinsautonomer, konkreter Gegenstand muß *vollständig* sein, z.B. kann es keinen Menschen ohne jegliche Masse geben, und es kann keinen Menschen ohne Vernunft geben. Die konstitutive Natur eines Gegenstandes bedingt bestimmte Eigenschaften des Gegenstandes. In diesem Falle bestehen Zusammenhangsrelationen zwischen dem entsprechenden Substanzuniversale und den betreffenden Eigenschaftsuniversalien. (Für Variablen bzw. für generische Eigenschaften wie Eine-Masse-Haben kann man Zusammenhangsrelationen der Art ‚entweder  $M_1$  oder  $M_2$  oder  $M_3$  ...‘ annehmen — oder nach einer anderen Lösung suchen.)

An Stelle dessen, was Ingarden „Idee“ nennt, tritt nun dieses Netz von Zusammenhängen zwischen einem Substanzuniversale und den betreffenden Eigenschaftsuniversalien. Was bei einem bestimmten individuellen Gegenstand möglich ist und was nicht, hängt von den Zusammenhängen ab, in denen das Substanzuniversale steht, von der die konstitutive Natur des Gegenstandes ein Exemplar ist.

Dieses Netz von Zusammenhängen kann man auch weiterhin „Idee“ nennen, der Unterschied zu Ingardens Ideen besteht aber darin, daß Ingarden annimmt, Universalien (ideale Qualitäten) würden in Ideen *konkretisiert*, während meinem Vorschlag zufolge Universalien in Ideen *enthalten* sind; Ideen sind Komplexe von Universalien. Damit ist Ingardens Annahme von zwei Weisen der Konkretisation vermieden, denn daß ein Universale in einer Idee „vorkommt“, heißt meinem Vorschlag zufolge nicht mehr, daß die Idee das Universale auf eine besondere Weise instantiiert (nämlich „allgemein konkretisiert“), sondern es heißt, daß das Universale ein Bestandteil der Idee ist. (Ingardens

Annahme von den zwei Weisen der Konkretisation tritt in seiner Theorie auch nur am Rande auf und ist wenig ausgearbeitet.)

Des weiteren gibt es gemäß meinem Vorschlag keine Hierarchien von Ideen, denn es gibt keine übergeordneten (d.h. nicht-unterste) Ideen. Es gibt keine Ideen, die Variablen für die konstitutive Natur enthalten. Nicht-unterste Ideen sind deshalb nicht anzunehmen, weil sie nichts erklären.

## 2.7. Das Wesen und die diachrone Identität eines Gegenstandes

### 2.7.1. *Das Wesen eines Gegenstandes*<sup>73</sup>

Zum Wesen eines individuellen Gegenstandes gehört alles, was ihm *notwendigerweise* zukommt.<sup>74</sup> Zum Beispiel gehört die Vernünftigkeit des Sokrates zum Wesen des Sokrates, denn sie ist eine notwendige Eigenschaft des Sokrates. Wenn das Wesen eines Gegenstandes zerstört („angetastet“) wird, wird damit der Gegenstand zerstört. Zum Wesen eines Gegenstandes gehört das an dem Gegenstand, was in diesem Sinne *unveränderlich* ist, d.h. diejenigen Momente des Gegenstandes, denen in der Idee, unter welche der Gegenstand fällt, eine *Konstante* entspricht.<sup>75</sup>

Um zu entdecken, welche von den Eigenschaften oder, allgemeiner gesagt, von den Momenten des Gegenstandes zu seinem Wesen gehören, muß man sich auf die Zusammenhänge berufen, die zwischen den Elementen des Gehaltes der Idee, unter welche der betreffende Gegenstand fällt, bestehen, bzw. auf Zusammenhänge zwischen den entsprechenden idealen Qualitäten. Dies erlaubt uns, die Notwendigkeit der Zusammenhänge der zum Wesen gehörenden Momente einzusehen. (*Steit II/1*, 387, vgl. 411)

Das Wesen eines Gegenstandes ist etwas *Individuelles*. (So wie auch Eigenschaften ja individuell sind.) Jeder Gegenstand hat genau ein Wesen, und dieses Wesen kommt nur ihm zu.

Das Wesen eines individuellen (seinsautonomen) Gegenstandes ist etwas *im gleichen Sinne Individuelles* wie der betreffende Gegenstand selbst. Wenn wir es also mit zwei individuellen Gegenständen zu tun haben, so sind deren Wesen — ganz

<sup>73</sup> Zum Wesen eines Gegenstandes siehe *Streit III/1*, Kapitel XIII (S. 379-454). Viele Anregungen bezieht Ingarden von Hering 1921.

<sup>74</sup> Unten, S. 227ff, werde ich gegen Ingarden die Auffassung vertreten, daß es keinen ontischen Unterschied zwischen notwendigen und nicht-notwendigen Eigenschaften gibt.

<sup>75</sup> Zur Zerstörung eines Gegenstandes siehe: 447,Z18-23; 401,Z13-19; 234,Z17-22.

unabhängig davon, ob sie hinsichtlich ihrer materialen Bestimmung einander mehr oder weniger verwandt oder sogar völlig gleich sind — ebenfalls *zwei* Wesen und nie identisch. (387)

Daß jeder Gegenstand genau ein Wesen hat, geht einher damit, daß jeder Gegenstand *genau eine konstitutive Natur* hat. Die konstitutive Natur gehört bei jedem Gegenstand zum Wesen dieses Gegenstandes, und von der konstitutiven Natur hängt es ab, welche Momente außer ihr noch zum Wesen gehören. *Zum Wesen eines Gegenstandes gehört die konstitutive Natur dieses Gegenstandes und alle Momente des Gegenstandes, welche die konstitutive Natur fordert, d.h. welchen gegenüber sie eindeutig seinsunselbständig ist.*

Zum Beispiel ist die konstitutive Natur des Sokrates, nämlich sein Menschsein, seinsunselbständig gegenüber den Momenten Vernünftigkeit, Frei-Sein, Einen-Körper-Haben, Eine-Masse-Haben etc. Daher gehören diese Momente zum Wesen des Sokrates. Den Momenten Braune-Haare-haben und 57-Kilogramm-schwer-Sein gegenüber ist die konstitutive Natur nicht eindeutig seinsunselbständig — denn Sokrates könnte auch schwarze Haare haben und 59 Kilogramm wiegen —, daher gehören diese Momente nicht zum Wesen des Sokrates.

Im äußersten Fall gehören alle Momente eines Gegenstandes zum Wesen dieses Gegenstandes:

[Es] würde da *alles* in dem Seinsbereiche des Gegenstandes *notwendig* und *rational verständlich* sein. Es gäbe da gar keine Zufälligkeit, nichts [,] was von dessen Auftreten im Gegenstande nicht die Folge oder Erscheinung des notwendigen Zusammenhanges zwischen den zu dem Wesen des Gegenstandes gehörenden materialen, formalen und existentialen Momenten begreiflich wäre. (389f)

In diesem Falle spricht Ingarden von dem „*radikalen* Wesen eines individuellen Gegenstandes“ (419). Kandidat für einen Gegenstand mit einem radikalen Wesen ist Gott (wobei natürlich nicht alle Theisten Gott so auffassen). (406-409)

### 2.7.2. Identität (*Dieselbigkeit*)<sup>76</sup>

Aus Ingardens Auffassung des Wesens eines Gegenstandes ergibt sich seine Auffassung der Identität individueller, in der Zeit verharrender, seinsautonomer Gegenstände. Die Zerstörung des Wesens eines Gegenstandes bedeutet die Zerstörung des Gegenstandes. Mithin *bleibt ein Gegenstand solange und nur solange derselbe, wie sein Wesen kontinuierlich erhalten bleibt*.

Ingarden faßt Identität, oder „Dieselbigkeit“, wie er auch sagt, als etwas auf, was dem Gegenstand zukommt unabhängig davon, ob und wie der Gegenstand von einem Subjekt betrachtet wird oder nicht. Hiermit wendet sich Ingarden u.a. gegen Adolf Reinach, mit dem er sich in regem Austausch befand.<sup>77</sup> Ingarden schreibt über Reinach:

[...] Reinach [und andere] waren der Ansicht, die Dieselbigkeit des in der Zeit verharrenden Gegenstandes sei nicht in ihm selbst immanent verkörpert, sondern irgendwie und aus irgendwelchen Gründen nur von dem erkennenden Subjekt dem Gegenstand aufgedrungen. (*Streit II/2*, 31)

Sehen wir uns an, was Reinach über Identität („Selbigkeit“) schreibt. Er meint, Identität sei nichts, was dem Gegenstand „als solchem“ zukomme:

Selbigkeit [...] ist unmöglich als eine Kategorie anzusehen, die im Wesen eines Gegenstandes als solchen gründet. Wo ein Gegenstand rein als solcher in Betracht kommt, verliert die Rede von einer Selbigkeit sogar jeden Sinn. Selbigkeit setzt mindestens zwei „Andersheiten“ voraus, als deren Korrelat sie erst erwächst, Andersheiten des Orts, der Zeit, der erfassenden Akte, der erfassenden Iche usw. (Reinach, „Über das Wesen der Bewegung“ (1914), in: *Werke*, S. 566)

Und weiter unten:

Selbigkeit ist eine zum Sein der Welt führende, aber nicht der Welt angehörige Kategorie („*Orientierungskategorie*“). Sie würde für ein Bewußtsein, welches in steter Gegenwart das All des Weltgeschehens umfaßte, nicht existieren. Erst wo Stücke des Weltgeschehens aufgefaßt werden — ein Ding hier und ein Ding dort

---

<sup>76</sup> Zum Problem der Identität siehe *Streit II/2*, Kapitel XIV, besonders § 62 und § 63.

Hier eine Gliederung von § 63 (33-73):

33-46,Z18: notwendige Bedingungen für Identität;

46-55: Identität bei Veränderung des Gegenstandes und bei Austausch von Teilen;

55,Z32-57,Z10: Notwendige und hinreichende Bedingungen für Identität bei drei Gegenstandstypen (a)-(c);

57,Z11-60,Z7: Identität durch Persistenz der Chromosomen;

60-66: Identität eines Organismus;

67-73: Identität bei Änderung des Aggregatzustandes.

<sup>77</sup> Vgl. *Streit II/2*, 23 Fußnote 13.

—, kann sich ihre Selbigkeit ergeben, die, wenn man die Geschichte der Welt dann wieder lückenlos werden läßt, ihren Wert verliert. (Reinach, S. 570)

Ich möchte versuchen, Reinachs Position — bzw. die von Ingarden abgelehnte Position — anhand von Beispielen zu verdeutlichen. Wenn jemand nach Identität fragt, dann denkt er so etwas wie „Ist dieses identisch mit jenem?“. Voraussetzung dafür ist, daß das Subjekt zweierlei im Sinne hat, zwei auf etwas gerichtete Gedanken hat, daß es zweimal oder auf zwei Weisen Bezug nimmt. Zum Beispiel: Gestern war ich im Hafen und beobachtete ein bestimmtes Schiff. Als ich heute wieder im Hafen war, sah ich ein Schiff, das mich stark an das Schiff, welches ich gestern gesehen hatte, erinnerte, so daß ich mich fragte „Ist das wohl das Schiff, welches ich gestern schon gesehen habe? Es sieht ganz so aus. Andererseits kann es ja Dutzende Schiffe geben, die so aussehen.“ Voraussetzung für die Frage nach Identität ist die Wahrnehmungslücke, die ich habe, weil ich nicht die ganze Zeit am Hafen war. Wäre ich die ganze Zeit am Hafen gewesen und hätte das Schiff nie aus den Augen verloren, hätte mir die Frage nach der Identität nie kommen können. In diesem Sinne meint Reinach, ein allumfassendes (d.i. allgegenwärtiges und allwissendes) Bewußtsein, z.B. Gott, könnte nicht sinnvoll nach Identität fragen.

Ingarden würde nun einwenden, daß zwar die *Frage* nach der Identität erst unter gewissen Umständen entsteht, daß aber unabhängig davon die „ontische Dieselbigkeit“ zu jeder Zeit der Existenz des Gegenstand und unabhängig von wahrnehmenden Subjekten bestehe. Es sei nicht die Wahrnehmungslücke, sondern das Bestehen dieser ontischen Dieselbigkeit die Voraussetzung dafür, daß die Frage nach der Identität sinnvoll gestellt werden kann. Auch für ein allumfassendes Bewußtsein sei das Urteil, daß das Schiff von gestern identisch ist mit dem Schiff von heute, ggf. wahr und aussagekräftig.

Am Beispiel des Schiffes des Theseus läßt sich die Meinungsverschiedenheit zwischen Ingarden und Reinach noch klarer zeigen. Angenommen, ich sitze ziemlich lange am Hafen und beobachte das Schiff des Theseus. Vor meinen Augen werden kleine Reparaturarbeiten am Schiff durchgeführt. Eine Planke nach der anderen wird ausgetauscht. Für jede ausgebaute Planke wird eine neue eingesetzt. Die alten Planken werden sorgfältig gesammelt. Von allen Materialbewegungen und Veränderungen nehme ich sorgfältig Kenntnis. Schließlich sind alle Planken ausgetauscht. Aus den alten Planken wird nun ein zweites Schiff aufgebaut, so daß schließlich zwei Schiffe vor mir im Wasser liegen. Ist eines der beiden Schiffe identisch mit dem Schiff des Theseus, und wenn ja, welches?

Reinach würde hier sagen — zumindest wollen wir ihm hier diese Position zuschreiben, die ich unten (S. 236ff) noch verteidigen werde —, wenn ich Kenntnis davon habe, was mit allen Planken passiert ist, wann also wo welche Planke war, so wisse ich hier bezüglich der Veränderung des Schiffes alles, was da zu wissen ist. Die Frage, ob eines oder welches der beiden Schiffe mit dem alten Schiff identisch ist, sei gegenstandslos. Es gebe hier weder einen Sachverhalt des Identischseins eines der beiden Schiffe mit dem alten Schiff noch einen Sachverhalt des Nichtidentischseins eines der beiden Schiffe mit dem alten Schiff. Wenn ich eines der beiden „neuen“ Schiffe „Schiff des Theseus“ nennen möchte, so steht mir das frei, aber ich brauche nicht grübeln, welches der vorliegenden Schiffe denn *tatsächlich* das Schiff des Theseus ist, denn da ist keine solche Tatsache. Das Grübeln ginge ins Leere. Es sei allein meine Entscheidung, welches Schiff ich wie nenne — höchstens mit meinen Zeitgenossen sollte ich mich einigen, damit wir uns erfolgreich verständigen können.

Ingardens Position hingegen ist, daß es hier sehr wohl etwas zu entdecken gibt und daß eine Aussage über die Identität eines der beiden neuen Schiffe mit dem alten Schiff eindeutig entweder wahr oder falsch sei.

Ingarden beschränkt seinen Begriff der Identität auf *diachrone* Identität; *synchrone* Identität schließt er aus seinem Begriff der Identität aus: „Von der Identität des Gegenstandes in dem jetzt erworbenen Sinne, kann bei Gegenständen, die in einer und nur in einer Gegenwart existieren (wie es z.B. bei den Ereignissen der Fall ist), nicht die Rede sein.“ (48) — Wieso meint Ingarden, bei Gegenständen zu ein und derselben Zeit könne von Identität „in dem jetzt erworbenen Sinne“ nicht die Rede sein? Was ist der „jetzt erworbene Sinn“ von Identität?

Vergleichen wir synchrone und diachrone Identität. Betrachten wir zunächst synchrone Identität. Jemand fragt, ob A und B identisch sind, z.B. Abendstern und Morgenstern. Hier liegen zwei Akte und Weisen des Bezugnehmens vor, einmal wird mit „A“ Bezug genommen, das andere Mal mit „B“. Wenn synchrone Identität vorliegt, dann führen die zwei Weisen des Bezugnehmens so zu „demselben“ Gegenstand, daß der *einzig*e Unterschied zwischen den beiden Vorgängen des Bezugnehmens eben in der Weise des Bezugnehmens besteht. Die beiden Akte des Bezugnehmens sind verschieden, aber sie führen so zu demselben Gegenstand, daß keine durch eine zeitliche Lücke zwischen den Gegenständen zu der jeweils gemeinten Zeit aufgeworfene Frage nach der Selbigkeit aufkommen kann.

Betrachten wir nun diachrone Identität. Jemand fragt, ob A und B identisch sind, z.B. jenes Schiff zu t1 mit jenem Schiff zu t2. Wie bei der synchronen Identität liegen hier zwei Akte und Weisen des Bezugnehmens vor, und es wird gefragt, ob die zwei Weisen des Bezugnehmens zu „demselben“ Gegenstand führen. Aber hier tritt ein *zusätzliches* Problem auf, nämlich dadurch, daß auf Gegenstände zu verschiedenen Zeiten Bezug genommen wird. Anders als im Fall der synchronen Identität könnte die in Frage kommende Identität gemäß Ingarden nur vorliegen, wenn da ein Gegenstand vorliegt, welcher identisch in der Zeit verharret ist.

Zweifelsohne richtig ist es, daß die beiden Fälle zu unterscheiden sind. Während die meisten Philosophen aber geneigt wären, in beiden Fällen von „Identität“ zu sprechen, will Ingarden nur in letzterem Falle von „Identität“ sprechen, nur in dem Falle also, in dem zusätzlich jenes Identisch-in-der-Zeit-Verharren ins Spiel kommt. Das mag zunächst willkürlich erscheinen, es hat aber seinen Grund. Im ersterem Falle, dem Fall der synchronen Identität, würde sich Ingarden wohl Reinachs Auffassung anschließen, daß hier nichts vorliegt, was „im Wesen eines Gegenstandes als solchen gründet“. Synchrone Identität ist ontologisch nicht relevant. Das einzige, was da die Frage nach Selbigkeit aufkommen läßt, ist der Unterschied in der Weise des Bezugnehmens. Die Behauptung, daß die beiden Gegenstände „dieselben“ seien, hat ihren Grund da allein in der Beschaffenheit der beiden Akte des Bezugnehmens. Daß z.B. Abendstern und Morgenstern identisch sind, hängt von nichts ab, was in den Seinsbereich jenes Gegenstandes, der Venus, fielen. — Im Falle der diachronen Identität meint Ingarden, es sei anders. Hier bestehe die den Gegenstand an sich betreffende Frage, ob er identisch in der Zeit verharret sei, und dies sei keine Frage, welche bloß die Akte des Bezugnehmens oder sprachliche Konventionen betreffe. Er meint, wie gesagt, daß in Fällen wie dem Schiff des Theseus es etwas *zu Entdeckendes* sei, wo der alte Gegenstand in Wahrheit verblieben sei und welcher der neuen Gegenstände mit ihm identisch sei. — Gemäß Ingardens Auffassung, ist also diachrone Identität etwas, was zu dem betreffenden Gegenstande selbst gehört, synchrone Identität hingegen nicht. Bei einer solchen Auffassung, gemäß welcher die beiden Phänomene sehr wenig gemeinsam haben, liegt es nahe, den Terminus „Identität“ nur für eines der beiden Phänomene zu anzuwenden. Ingarden reserviert ihn für das Phänomen der diachronen Identität, für das Identisch-in-der-Zeit-Verharren. Von diachroner Identität, von ontischer Selbigkeit, meint Ingarden, sie sei etwas, was im Gegenstand selbst vorhanden ist. Er hält Identität für nicht definierbar, gibt aber folgende Charakterisierung:

Diese „Dieselbigkeit“ des in der Zeit verharrenden Gegenstandes (eines Dinges, eines Lebewesens, eines Menschen) ist etwas ganz Ursprüngliches, was sich nicht definieren läßt. Man kann sie mit Worten nur ungefähr umschreiben, und zwar auf Grund der intuitiven Gegebenheit, die wir im Umgang mit dem betreffenden Gegenstand erwerben können. Dann liegen uns folgende Umschreibungen nahe: Daß ein solcher Gegenstand durch die ganze Zeitspanne seiner Existenz „derselbe“ sei, bedeutet nichts anderes als nur dies, daß er vom ersten Moment seiner Existenz an trotz der Veränderungen, die in ihm stattfinden, immerfort er selbst bleibt, bis er aus irgendeinem Grunde zu sein aufhört. Dies bedeutet, daß er nie ein anderer, zweiter Gegenstand wird, sondern als er selbst im Sein verharret. Dieses: ein anderer, zweiter Gegenstand *werden*, ohne aufzuhören, selbst zu sein, ist überhaupt ausgeschlossen. Solange man noch *selbst* ist, kann man weder ein anderer Gegenstand sein noch werden. Dieses ist sozusagen die Kehrseite der Dieselbigkeit des in der Zeit verharrenden Gegenstandes. Im Gegensatz zu den Vorgängen setzt er sich nicht aus dem zusammen, was er in den einzelnen Momenten seines Seins ist (wie sich ein Vorgang aus seinen Phasen zusammensetzt): er — als immer „derselbe“ — *verschiebt sich* sozusagen mit seinem *ganzen* Seinsbereich in eine immer neue Gegenwart, bis er eventuell in einer Gegenwart zu sein aufhört. Man kann von ihm nicht sagen — wie dies von einem jeden Vorgang während seines Verlaufs gilt — er „verlängere sich“ in eine immer neue Gegenwart. Er *ist* einfach beständig „derselbe“, er selbst, indem er die einzelnen Augenblicke bzw. Gegenwarten bloß „passiert“. (*Streit II/2*, 32)

### 2.7.3. Identitätsbedingungen

Ingardens Theorie der Identität ist wie folgt zusammenzufassen: Ein individueller, in der Zeit verharrender Gegenstand bleibt genau so lange derselbe, wie sein Wesen (kontinuierlich) erhalten bleibt. Ingarden erläutert drei<sup>78</sup> notwendige Bedingungen der Identität (*Streit II/2*, 34-46):

1. „Ein Gegenstand, welcher seine Dieselbigkeit bewahren soll, muß vor allem bloß *einer* sein. Oder dasselbe negativ ausgedrückt: die Dieselbigkeit kann nicht sozusagen zwischen *zwei* oder mehreren Gegenständen bestehen.“ (*Streit II/2*, 34) Daraus ergibt sich, daß *Identität keine Beziehung ist*, obwohl der sprachliche Ausdruck einer Identitätsbehauptung dies vielleicht nahelegt. (*Streit I/1*, S. 343, Z25) Es ist nie der Fall, daß *zwei* Gegenstände identisch sind. „Dies scheint ganz trivial zu sein, es spricht aber nicht gegen die Unentbehrlichkeit dieser Bedingung.“

---

<sup>78</sup> Er spricht zwar von *vier* notwendigen Bedingungen der Identität, doch kommt er bei (4), bei der Frage, ob ein Teil des Materials, aus dem der Gegenstand besteht, erhalten bleiben muß, zu dem Schluß, daß doch keine notwendige Bedingung vorliege, denn vielleicht könne bei einem Gegenstand sogar das ganze Material ausgewechselt werden.

2. „Wenn ein Gegenstand A während seiner ganzen Existenz ‚derselbe‘ sein soll, muß seine konstitutive Natur *eine* sein. Oder dasselbe negativ ausgedrückt: Wenn wir es in zwei verschiedenen Zeitmomenten mit einem A und mit einem B zu tun haben, von denen wir nicht wissen, ob B ‚dasselbe‘ ist wie A, dann müssen wir diese Frage *negativ* beantworten, wenn es sich zeigt, daß die konstitutive Natur von B eine andere ist, als die konstitutive Natur von A.“ (*Streit II/2*, 35) Jeder Gegenstand hat genau eine konstitutive Natur, und wenn diese Natur zerstört wird, wird damit der Gegenstand zerstört. Ingarden meint hier, daß, wenn konstitutive Naturen *verschiedener Art* sind, dann sind sie nicht identisch, und damit sind dann auch die zugehörigen Gegenstände nicht identisch. Wenn wir es also bei zwei Gelegenheiten mit zwei verschiedenartigen Naturen zu tun haben, zeigt uns dies an, daß wir es in den zwei Fällen mit *zwei* Gegenständen zu tun haben.

Ingarden führt folgendes Beispiel an: Wenn eine bestimmte griechische Vase in Stücke zerschlagen wird, so daß ein Haufen Pulver übrigbleibt, so ist die Vase nicht identisch mit dem Pulverhaufen, auch wenn sorgfältig darauf geachtet wurde, daß kein Pulver verlorengeht. „Die Vase existiert nicht mehr, sie hat in einem bestimmten Augenblick aufgehört zu sein, und ihre Stelle hat ein anderer Gegenstand, nämlich das Pulver, eingenommen.“ (*Streit II/2*, 35f) Wie stellt sich für Ingarden die Lage dar bei einer Portion flüssigen Wassers, das zu einem Eiswürfel gefriert, bei einer Kaulquappe, aus der sich ein ausgewachsener Frosch entwickelt, oder bei einer Raupe, aus der sich eine Larve und schließlich ein Schmetterling entwickelt? Ingarden nimmt folgerichtig folgende Position ein: Wenn die Natur der Raupe und die Natur des Schmetterlings, welcher sich aus der Larve entwickelt hat, gleichartig sind, dann sind Larve und Schmetterling identisch. Wenn die Naturen verschiedenartig sind, liegen zwei Gegenstände vor. Eine Schwierigkeit bei der Feststellung der Identität liegt für Ingarden mithin bei der Bestimmung der konstitutiven Natur des Gegenstandes. Wir fassen nämlich nämlich oft Gegenstände unter sortale Begriffe, in denen wir uns nicht auf die echte konstitutive Natur der Gegenstände beziehen:

Die Schwierigkeit [...] ergibt sich daraus, daß es oft sehr schwer ist, zu entdecken, *was* die Natur des Gegenstandes in ihrer absoluten Individualität und Eigenheit bildet. Die Tatsache ändert aber an der Stichhaltigkeit der angegebenen Bedingung gar nichts. Es muß da nur betont werden, daß es sich dabei um die *echte* Natur und nicht um irgendeine Quasi-Natur<sup>79</sup> im Sinne z.B. eines Gattungs-

---

<sup>79</sup> Zum Begriff einer Quasi-Natur s.o. S. 92.

oder eines Klassenmoments handelt, das als eine Quasi-Natur des Gegenstandes bloß intentional vermeint wäre. (*Streit II/2*, 36)

Wenn also z.B. die Kaulquappe<sup>80</sup> in Wirklichkeit zur gleichen Art — in diesem Falle wäre das wohl die betreffende Spezies — gehört wie der ausgewachsene Frosch, obwohl wir das eine „eine Kaulquappe“ und das andere „ein Frosch“ nennen, so ist ein Frosch identisch mit der Kaulquappe, aus der er sich entwickelt hat.

3. „Eine weitere unentbehrliche Bedingung der Identität eines jeden individuellen, in der Zeit verharrenden Gegenstandes ist die *Kontinuität* seiner Existenz. Wenn z.B. meine Uhr während einer Minute existierte, dagegen in der folgenden Minute nicht existierte, und dann wiederum eine Zeitlang existierte usw., dann könnte es nicht eine und dieselbe Uhr sein, welche bloß so *intermittendo* existierte. Es müßten dann ebenso viele Uhren sein, als es Zeitbereiche ihrer Existenz gibt.“ (*Streit II/2*, 38)

*Räumliche* Kontinuität hingegen, meint Ingarden, sei weder für die Einheit noch für die Identität eines Gegenstandes Bedingung. Es könne sein, daß Elementarteilchen weit voneinander entfernt sind, aber dennoch zu demselben Gegenstand — ggf. einem Ganzen höherer Ordnung — gehören. Auch könne es Organismen geben, deren Glieder räumlich voneinander getrennt sind. (Ein Bienenvolk ein Kandidat für einen Organismus, dessen Glieder räumlich voneinander getrennt sind.) „Es gibt dabei zahlreiche Übergangs- und Grenzfälle, in welchen es schwierig zu entscheiden ist, ob man es noch mit *einem* oder bereits mit *vielen* Organismen zu tun hat.“ (*Streit II/2*, 41)

Ist es für die Identität eines Gegenstandes notwendig, *daß das ganze Material des Gegenstandes erhalten bleibt*, daß also kein Teil ausgewechselt wird? Sicher ist sich Ingarden darin, daß in manchen Fällen einzelne Teile eines Gegenstandes ausgewechselt werden können, ohne daß das Wesen und damit die konstitutive Natur des Gegenstandes angetastet würde. Wenn beispielsweise an einem Schiff eine Planke ausgewechselt wird, ist das Schiff nach der Reparatur noch dasselbe wie vorher, und zwar deswegen, weil die Natur des Schiffes erhalten bleibt und das Schiff kontinuierlich existiert. Zu keinem Ergebnis

---

<sup>80</sup> Hier ein Beispiel für eine andere Lösung dieses Problems: Tegtmeyer löst das Problem mit der Kaulquappe, indem er annimmt, ein Gegenstand könne unter viele Artuniversalien fallen, was der Annahme gleichkommt, ein Gegenstand könne mehrere Naturen haben, und ein Gegenstand könne in sich mehrere Individuen bergen: „Außer dem Frosch und der Kaulquappe gibt es noch als drittes Individuum das Lebewesen, von dem die beiden ersteren zeitliche Teile sind.“ (Tegtmeyer 1992, 87)

kommt Ingarden bei der Untersuchung der Frage, ob bei kontinuierlicher Erhaltung des Wesens auch nach Austausch des *gesamten* Materials, aus dem der Gegenstand besteht, noch derselbe Gegenstand vorliegt. Er schwankt zwischen Verneinung und Bejahung dieser Frage. Er verneint die Frage im folgenden:

Kommt es in einem bestimmten Falle zum *völligen* Austausch des Materials, dann ist die Erhaltung der Identität des Gegenstandes ausgeschlossen. Freilich [...] unterliegen wir oft der Täuschung, wir hätten es auch bei *völligem* Austausch des Materials mit einem sich identisch erhaltenden Gegenstand zu tun, wenn dieser Austausch nur langsam genug und unmerklich geschieht. So [...] geschieht es mit jenem berühmten Schirm eines Universitätsprofessors. Der letztere besaß nämlich einen Schirm, der im Laufe der Jahre mehreren Unfällen erlag, in deren Folge das *ganze* Material, aus dem er gefertigt wurde, der Reihe nach ausgetauscht wurde. Da dies aber in größeren Zeitabständen geschah und das neue Material immer dem verdorbenen genau gleich war, so bewahrte der Professor immer seinen „alten“ Schirm, der ihn so viele Jahre unwandelbar begleitet hat. Tatsächlich war aber dieser Schirm zuletzt ein völlig neuer, zweiter Schirm, der mit dem zuerst gekauften nichts Gemeinsames hatte, weil eben des *ganze* Material ausgetauscht wurde. (*Streit II/2*, 43)

Später aber neigt er doch wieder zur Auffassung, daß auch bei Austausch des ganzen Materials ein Gegenstand identisch bleiben kann:

Vielleicht kann der *ganze* Stoff, aus dem ein Gegenstand besteht, allmählich ausgetauscht werden, wenn aber der jeweils vorhandene Bestand an Material beständig dieselbe *Rolle* für das Zukommen der wesentlichen Eigenschaften für den betreffenden Gegenstand spielt, so reicht dies für die Erhaltung der Identität des Gegenstandes. Ist es überhaupt berechtigt, die Frage nach der Identität des Gegenstandes im Wandel der Zeiten und Veränderungen auf die Konstanz des Materials zurückzuführen — und diese beiden grundverschiedenen Fragen in Zusammenhang zu bringen? (*Streit II/2*, 44)

Ingarden bleibt in dieser Frage also unentschieden. In Ingardens Ontologie spricht aber nichts gegen die im letzten Zitat angedeutete Auffassung, daß die Erhaltung des Materials unerheblich für die Identität des Gegenstandes ist. Die Dieselbigkeit eines Gegenstandes ist allein vom kontinuierlichen Erhalt des Wesens eines Gegenstandes abhängig, und unter Umständen kann das Wesen eines Gegenstandes auch den Austausch des gesamten Materials, aus dem der Gegenstand besteht, überleben.

## 2.8. Gegenstände und Ganze<sup>81</sup>

Meine Geige ist ein *Gegenstand*: Sie hat eine konstitutive Natur und viele Eigenschaften. — Meine Geige hat *Teile*: Sie hat Saiten, Wirbel, einen Baßbalken etc. Meine Geige ist also ein *Ganzes*. Meine Geige ist ein Gegenstand, und sie ist ein Ganzes. Was hat nun ihr Gegenstand-Sein mit ihrem Ganzes-Sein zu tun? — Ingardens Untersuchungen von den Ganzen und Teilen, die ich im folgenden darstellen werden, handeln davon, wie sich der Begriff eines Gegenstandes zum Begriff eines Ganzen verhält, wie ein Gegenstand aus mehreren anderen Gegenständen bestehen kann und unter welchen Umständen eines Ganzes natürliche Einheit aufweist.

### 2.8.1. Summative Ganze

Die Teile eines Ganzen sind nicht dessen Eigenschaften. (Andererseits sind die Eigenschaften eines Gegenstandes gemäß Ingardens Verwendungsweise des Wortes „Teil“ nicht dessen Teile.) Ein Ganzes ist nichts anderes als die Summe seiner Teile, es kann deshalb auch „summatives“ Ganzes genannt werden. Ein Ganzes enthält seine Teile, es setzt sich aus ihnen zusammen.

Ein Ganzes ist teilbar, es hat Teile, in die es sich auseinanderlegen läßt — auch wenn dabei das Ganze aufhört, ein Ganzes zu sein. (Ein Gegenstand hingegen läßt sich nicht in seine Eigenschaften auseinanderlegen, denn die Eigenschaften sind seinsunselbständig.) Ingarden legt den Begriff ‚Teile‘ also auf das fest, was Husserl in der *III. Logischen Untersuchung* „Stücke“ nennt: „Das Ganze [...wird...] etwas enger gefaßt als dies gewöhnlich [z.B. bei Husserl] geschieht. Und zwar umfaßt das summative Ganze [...] lediglich diejenigen

---

<sup>81</sup> Ingardens Theorie der Ganzen und der Teile sowie seine Untersuchung der „fundierten individuellen Gegenstände“ findet sich in *Streit III/1*, § 43, (S. 106-147), der wie folgt zu gliedern ist:

106-117,Z12: Der Gegenstand und das summative Ganze (dieses ab 109,Z17);

117,Z13-143,Z33: 6 Arten des Zusammenhaltens;

118-127 & 134,Z3-142: organische Ganze;

127-133,Z12: Maschinen;

134,Z3-142: 2 Probleme:   1. Ist der Organismus in den Organen fundiert oder v.v.?  
                                  2. Mereologischer Essentialismus (siehe 141)

142-143,Z33: zu den Arten des Zusammenhaltes 3-6;

Zwischenergebnisse: 122; 129; 133.

143,Z34-147: Resümee

Fälle, wo die es aufbauenden Teile [...] im Prinzip abstückbar sind, also nur tatsächlich mit den übrigen Teilen im Rahmen eines und desselben Ganzen existieren, ohne im existential-ontologischen Sinne seinsunselbständig zu sein.“ (*Streit II/1*, 145)

Ingarden redet wie folgt: Gegenstände *bilden* Teile, und Gegenstände *bilden* Ganze. Wenn es ein Ganzes gibt, dann gibt es einen Gegenstand, von dem es gebildet wird, und dann gibt es Gegenstände, von denen die Teile des Ganzen gebildet werden.

Ingarden unterscheidet zwischen 1. dem, was einen Teil bildet, und 2. dem, was einen Teil bildet, mit Rücksicht darauf, daß es Teil des Ganzen ist. Zu (1) kann man auch sagen: der Gegenstand „*an und für sich*“. Zu (2) kann man auch sagen: der Gegenstand „in seinem Teilsein genommen“, der Gegenstand „*als Teil aufgefaßt*“. Ein Gegenstand ist ein Teil eines Ganzen, indem er eine *Rolle* (eine Funktion) im Rahmen des Ganzen übernimmt. Die Gegenstände (1), welche die Teile eines Ganzen bilden, sind an und für sich genommen seinsselbständig. Die Gegenstände als Teile genommen (2) sind gegenüber dem Ganzen seinsunselbständig.

Die Eigenschaften des Ganzen sind von den Eigenschaften des Gegenstandes, der das Ganze bildet, zu unterscheiden. Zum Beispiel bildet eine Mauer ein summatives Ganzes (die Mauersteine übernehmen eine Rolle in dem Ganzen). Eigenschaften der Mauer sind: die Höhe der Mauer, die Masse der Mauer, die Wärmeleitfähigkeit der Mauer etc. „Eine Eigenschaft dieses *Ganzen* bildet dagegen die Tatsache, daß es z.B. aus gleichgeordneten und gleichgearteten Teilen besteht“ (115) etc.

Ein Gegenstand bildet gemäß Ingarden ein Ganzes, indem er unter dem *Aspekte* des summativen Ganzen genommen wird. Zu erörtern bleibt die Frage, bei was für Gegenständen es *berechtigt* ist, sie unter dem Aspekte des summativen Ganzen zu betrachten. Bei meiner Geige ist es sicherlich *berechtigt*, sie als Ganzes aufzufassen, d.h. die Teile meiner Geige bilden ein Ganzes, nämlich meine Geige. Unberechtigt hingegen ist es vermutlich, den Eiffelturm und Helmut Kohl als ein Ganzes aufzufassen, denn diese Gegenstände verbindet nichts, sie bilden keinerlei natürliche Einheit. Manche Klassen von Gegenständen bilden ein Ganzes — d.h. die einzelnen Gegenstände bilden Teile eines Ganzen —, manche hingegen nicht. Wenn ein Gegenstand ein Ganzes bildet, so ist dieses Ganze von dem Gegenstand, welcher es bildet, *abhängig*. Das Ganze ist nicht ein zweiter voller Gegenstand, der zusätzlich zu dem Gegenstand, der es bildet, existierte. Meine Geige bildet ein Ganzes; aber es ist nicht so, daß es da jetzt

zweierlei gäbe, das in gleicher Weise Gegenstand wäre, nämlich den Gegenstand und das Ganze. Vielmehr ist das Ganze nur ein Aspekt, unter dem der Gegenstand aufzufassen ist:

Dieses [...] formale Gebilde [das summative Ganze] ist für sich selbst kein voller, seinsselbständiger individueller Gegenstand. Es ist immer ein innerlich relationales, aus Relationen bestehendes und aus Relationen sich ergebendes, formales leeres Schema, das in bestimmten Fällen auf einen individuellen Gegenstand begründetermaßen aufgeworfen werden kann und darf. Dieser Gegenstand wird dann unter seinem Aspekten aufgefaßt und „bildet“ ein summatives Ganzes. (116f)

### 2.8.2. *Zusammengehörigkeit und Zusammenhalt*

Die Gretchenfrage nun lautet m.E.: Ist das Ganze — mit seinen Grenzen und mit seiner Einteilung — wirklich und subjektunabhängig da, oder ist es nur ein den Gegenständen „aufgeworfenes“ Denkschema? Ferner, ist es gleichgültig, welche Gegenstände bzw. Gruppen oder Klassen von Gegenständen wir als Ganze auffassen? *Können* wir jede beliebige Klasse von Gegenständen als ein Ganzes auffassen? Mit Ingardens Terminologie ist zu fragen: Existieren summative Ganze *seinsautonom*? Obwohl Ingarden ein Ganzes als nur „ein formales leeres Schema“ beschreibt, das einem Gegenstand „aufgeworfen werden kann“, behauptet er, es existierten *seinsautonome* summative Ganze. Ingarden unterscheidet zwischen dem *Zusammengehören* und dem *Zusammenhalten* der Teile eines Ganzen.

Das Minimum, das effektiv bestehen muß, damit ein summatives Ganzes existiere, ist das Zusammengehören von dessen Teilen. Soll aber das summative Ganze *seinsautonom* existieren, dann müssen [...] seine Teile auch zusammenhalten. (117)

Gegenstände bilden ein Ganzes (bzw. seine Teile), wenn ein bewußtes Subjekt sie als Ganzes auffaßt, sie unter dem Aspekten eines summativen Ganzen betrachtet. Die Teile *gehören* dann zusammen; Zusammengehörigkeit entstammt also einem Bewußtseinsakt eines auffassenden Subjektes. Zusammengehörigkeit wird intentional verliehen und ist somit *seinsheteronom*. Man kann jedoch wohl nicht sagen, daß das Ganze *seinsheteronom* ist, denn die es bildenden Gegenstände existieren ja *seinsautonom*. Vielleicht ist es angemessen zu sagen: Das Ganze ist partiell *seinsheteronom*; ein Ganzes ist ein intentionales Gebilde *cum fundamento in re*. Für diese Ganzen, deren Teile „zusammengehören“, gilt das Mereologischen Summenprinzip, das besagt, daß jede Klasse existierender

Individuen genau eine mereologische Summe hat.<sup>82</sup> Einem Subjekt steht es frei, jede Klasse existierender Gegenständlichkeiten als ein Ganzes aufzufassen.

Wenn aber eine Klasse von Gegenständen nichts *zusammenhält*, so *kann* man sie zwar unter dem Aspekte des summativen Ganzen betrachten und ihnen somit Zusammengehörigkeit verleihen, es ist aber nicht *berechtigt*. Berechtigt ist es, eine Klasse von Gegenständen als summatives Ganzes aufzufassen, wenn das summative Ganze *seinsautonom* existiert, und das tut es genau dann, wenn seine Teile auch *zusammenhalten*. Die Teile eines Ganzen gehören nicht nur *zusammen*, sondern *halten* auch *zusammen*, wenn das Ganze eine natürliche Einheit aufweist, weil die Teile funktional oder irgendwie anders verbunden sind. Man kann sagen, es gibt „gute“ Ganze und „schlechte“ Ganze: Schlechte Ganze werden von Gegenständen gebildet, die nur *zusammengehören* (weil sie nämlich von jemandem als Ganzes aufgefaßt werden), aber nicht *zusammenhalten*; so z.B. das Ganze aus dem Eiffelturm und Helmut Kohl. Gute Ganze werden von Gegenständen gebildet, die sowohl *zusammengehören* als auch *zusammenhalten*; so z.B. die Teile meiner Geige.

Ingarden untersucht verschiedene Arten des Zusammenhaltens, d.h. verschiedene Fälle von Ganzen, die eine natürliche Einheit aufweisen. Ich werde die Fälle in der Reihenfolge vom losesten zum stärksten Zusammenhalt schildern:

### 2.8.3. Loser Zusammenhalt

Es gibt Klassen von Gegenständen, deren Elemente keinerlei Zusammenhalt haben und bei denen die Zugehörigkeit eines Gegenstandes zu der Klasse auf einer rein willkürlichen Entscheidung beruht und durch Nennung der einzelnen Gegenstände vonstatten geht. Auch eine solche Klassen von Gegenständen kann als ein Ganzes aufgefaßt werden. Zum Beispiel kann man den Eiffelturm, Sokrates und meine Geige als ein Ganzes auffassen. In diesem Falle hat man es dann nur mit einem *seinsheteronomen* *Ganzen* zu tun (143,Z26).

Auch von Klassen von Gegenständen, deren Elemente eine bestimmte „qualitative Verwandtschaft“ aufweisen, z.B. „alle Dreiecke im mathematischen Sin-

---

<sup>82</sup> Was ich in diesem Absatz geschrieben habe, steht so nicht explizit bei Ingarden, ich halte es aber für die sachgemäße Ausführung seiner Aussagen. Ingarden ist es im einschlägigen § 43 weniger um das Zusammengehören, also den *seinsheteronomen* Grund des Ganzen, als um den Zusammenhalt, also den *seinsautonomen* Grund des Ganzen zu tun.

ne, oder alle Vögel, die jeweils auf Erden existierten oder existieren werden“ (143), sagt Ingarden, sie hätten keinerlei Zusammenhalt. Qualitative Verwandtschaft bringe keinen Zusammenhalt mit sich. Doch räumt er ein: „[D]ie Bildung einer solchen Klasse verwandter Gegenständlichkeiten [ist] zwar auf einen subjektiven Entschluß (die ‚Begriffsbildung‘) relativ, sie ist aber ‚cum fundamento in re‘.“

Von einem „losen Zusammenhalt“ spricht Ingarden auch bei Gegenständen, die mechanisch verbunden sind. Er nennt folgende Beispiele: Der lose Zusammenhalt der Planeten im Sonnensystem besteht nur durch die unter ihnen waltenden Kräfte. Ähnlich verhält es sich bei Gasen, „wo die Moleküle bzw. die Atome immer mehr voneinander entfernt und immer weniger voneinander abhängig sind, obwohl sie doch noch einen Einfluß aufeinander ausüben“ (142). Doch auch z.B. von den Teilen einer Mauer sagt Ingarden, sie bildeten einen „losen Zusammenhalt“.

Folgenden besonderen Fall eines „losen Zusammenhaltes“ nennt Ingarden noch. Er sagt, manche Klassen von Gegenständen gewöhnen einen Zusammenhalt allein dadurch, daß die Gegenstände durch einen intentionalen Akt zusammengefaßt werden, wobei diese Entscheidung dann — im Gegensatz zu den oben erwähnten willkürlichen Klassen — reale Folgen habe, so daß ein echter Zusammenhalt entstehe, indem die losen individuellen Gegenstände aufeinander zu wirken begönnen. So sei es z.B. bei Volksgruppen, Berufsgruppen, Gemeinden, Nationen etc.

#### 2.8.4. *Maschinen*

Bei der nächsten Art des Zusammenhaltens hat Ingarden Maschinen mit „effektiven“ Teilen im Blick. (vgl. 127-133) Eine solche Maschine läßt sich wie folgt beschreiben: Die Teile einer Maschine sind allseitig abgegrenzt — wie etwa ein Zahnrad in einem Getriebe — und auch prinzipiell aus der Maschine ausbaubar. Sie sind in die Maschine einmontiert, also mit den anderen Teilen in Kontakt. Die Teile tragen etwas zu der Maschine bei, die Maschine setzt sich aus ihnen zusammen. Die Teile passen „sinnvoll“ zusammen, d.h. daraus, daß sie ihre Funktion ausüben, ergibt sich die Gesamtleistung der Maschine.

Besonders betont Ingarden, daß eine Maschine so gebaut wird und nur so gebaut werden kann, daß *zuerst* die einzelnen Teile gefertigt werden und danach die Teile zusammengebaut bzw. einmontiert werden. Dies geht damit einher, daß ein Teil einer Maschine im ausgebauten Zustand problemlos weiterexistie-

ren kann — im Gegensatz etwa zu einem aus einem Organismus herausoperierten Organ, etwa einer Niere, das bald zugrunde geht, da es zum Existieren den ganzen Organismus und die Wechselwirkung mit den anderen Organen braucht. „Die gegenseitige Beeinflussung der Teile [einer Maschine] ist demnach keine wesentliche Bedingung ihrer Fortexistenz.“ (128) Zusammenfassend: „die Bestandteile der Maschine — oder genauer: das, was die Bestandteile bildet, was also zum Bestandteil einer Maschine zählt, sobald es in sie ‚einmontiert‘ wird — sind *früher* als sie selbst“ (129).

Wie verhält es sich nun bei einer Maschine: Wo liegt ein Ganzes vor? Welche Gegenstände bilden ein Ganzes? Welche Gegenstände bilden Teile? — Man nehme die Teile einer Maschine, so wie sie frisch aus der Werkstatt kommen; da sind *Gegenstände* wie Zahnräder, Wellen, Zapfen, Gehäuseteile etc. Vergleichen wir zwei mögliche Anordnungen: 1. in loser Ansammlung, sagen wir in einer zufälligen Anordnung in einer Schublade liegend; 2. in der „richtigen“ Anordnung, so daß also das funktionsfähige Produkt vor uns steht. Den Inhalt der Schublade (1) *kann* man zwar unter dem Aspekte des summativen Ganzen betrachten, es ist aber nicht berechtigt, denn die Teile haben keinen Zusammenhalt. In der richtigen Anordnung (2) hingegen haben die Teile Zusammenhalt und bilden mithin ein Ganzes. *Fundierend* für dieses Ganze — d.h. diesem Ganzen zu Grunde liegend — sind die in der Werkstatt gefertigten Gegenstände, die Zahnräder, Wellen etc. Ingarden sagt: Dieses Ganze mit effektiven Teile findet seinen Fundierungsgrund in einer „*Mehrheit* von individuellen Gegenständen“.

Ingarden behauptet nun: Aus der Anordnung (2) und den Eigenschaften der die Teile dieses Ganzen bildenden Gegenstände ergeben sich die Eigenschaften der Maschine. M.a.W. *die Maschine als mit ihren Eigenschaften ausgestatteter Gegenstand ist auf dem Untergrunde des Ganzen konstituiert, dessen Teile von den in der Werkstatt gefertigten Gegenständen gebildet werden.* Ob die in der Werkstatt gefertigten Einzelteile schon die letzte Fundierung sind, bleibt offen. Unter Umständen sind sie selbst wieder auf summativen Ganzen konstituiert. Jedenfalls liegen auf irgendeiner Ebene letztfundierende Teile vor. (vgl 133, Fußnote 64) Ingarden vergleicht den Aufbau einer Maschine mit einem zweistöckigen Gebäude:

Die Maschine [...] ist so etwas, wie ein „zweistöckiges“ Gebäude: das Erdgeschoß bildet eine Mannigfaltigkeit von Dingen, die bei entsprechender Anordnung (Montierung) zu „Bestandteilen“ einer Maschine werden, das erste Stockwerk bildet das summative Ganze mit effektiven Teilen, und erst das zweite

Stockwerk die Maschine als ein mit bestimmten Eigenschaften ausgestatteter Gegenstand. (130)

Ich skizziere das wie folgt:

2. St.	<b>DIE MASCHINE</b> (als Gegenstand) Das Letztfundierte	ist konstituiert auf dem Untergrund des Ganzen (1. St.);
1. St.	<b>DAS GANZE</b> ist fundiert in EG ist Untergrund der Maschine (2. St.)	besteht aus den Teilen, die von den im EG befindlichen Gegenständen gebildet werden
<b>EG</b>	Das Letztfundierende: <b>MEHRHEIT DER GEGENSTÄNDE</b>	Die Gegenstände bilden, <i>wenn</i> richtig angeordnet, Teile bzw. Ganzes (1. St.)

Zu Grunde liegen die einzelnen Gegenstände, sie bilden u.U. die Teile eines Ganzen, und dieses Ganze ist der Untergrund für die Maschine. Die Gegenstände fundieren das Ganze, und das Ganze fundiert die Maschine als Gegenstand; so ist die Maschine mehrfach abgeleitet. Doch Ingarden meint, schließlich trete die Maschine als Gegenstand gegenüber dem Ganzen in den Vordergrund:

Ist aber die Maschine einmal auf dem Untergrunde des betreffenden Ganzen konstituiert und wird sie als eine Maschine betrachtet, dann übernimmt ihr Subjekt von Eigenschaften die führende Rolle in dem gesamten Seinsbereiche, das sie bildet, und es wird alles und jedes, was in diesem Seinsbereiche material und formal vorfindbar ist, auf dieses Subjekt bezogen. Dann sinkt auch das die Maschine tatsächlich fundierende Ganze zu einem formalen, leeren Schema zurück [...]. (131)

Ich fasse zusammen: Zuerst sind da die in der Werkstatt gefertigten einzelnen Gegenstände. Wenn sie richtig angeordnet sind, bilden sie Teile und damit ein Ganzes. Diese Teile halten zusammen, nämlich genau auf die Art des Zusammenhaltens, die zu untersuchen unser Ziel war. Sobald das Ganze konstituiert ist, existiert die Maschine (als Gegenstand) auf seinem Untergrund. Ihre Eigenschaften sind „letzten Endes“ durch die Eigenschaften und durch die Anordnung der in der Werkstatt gefertigten einzelnen Gegenstände „eindeutig bestimmt“ (131).

### 2.8.5. Organismen bilden organische Ganze<sup>83</sup>

Ingarden vergleicht Maschinen und Organismen (lebende Körper) und kommt zu dem Schluß, daß *Organismen einen grundlegend anderen Aufbau als Maschinen haben*. Ingardens Ergebnis — nach Erörterung der Funktion eines Körpers — lautet wie folgt. Wenn ein Organismus in seine Teile zerlegt wird, also die Organe alle herausoperiert werden, so können die Organe „im allgemeinen nicht fortbestehen, es sei denn daß sie künstlich in ein dem mütterlichen Organismus ähnliches Milieu versetzt werden“. Das hängt mit zweierlei zusammen: 1. die Organe sind — im Gegensatz zu den Teilen einer Maschine — nicht „allseitig abgegrenzt“, d.h. sie hängen mit den anderen Organen anatomisch zusammen; 2. die Organe stehen in „gegenseitiger chemisch-physiologischer Funktionsbedingtheit“, und daher braucht ein Organ für sein Fortbestehen die anderen Organe.

Hier führt Ingarden den Begriff des *organischen Ganzen* ein. Organische Ganze sind eine Art der summativen Ganzen. Für organische Ganze ist folgendes typisch: „Eine Ausscheidung des Teiles [eines organischen Ganzen] ist nicht prinzipiell ausgeschlossen, führt aber im allgemeinen zu einem relativ rascheren Zugrundegehen des Teiles. Wir werden in der Folge bei derartigen Ganzen wie den jetzt besprochenen von einem organischen Ganzen sprechen, wobei dieses eine Abart des summativen Ganzen sein soll.“ (121)

Ingarden gibt zwei Bedingungen dafür an, daß ein individueller seinsautonomer Gegenstand ein organisches Ganzes bildet, und zwar zwei Bedingungen, welche die *materiale*, d.h. qualitative Ausstattung des Gegenstandes betreffen:

1. „Material müssen in dem Gegenstande Qualitäten vorhanden sein, die — um überhaupt existieren zu können — Raum brauchen [...]. Solche Qualitäten dehnen sich über eine Fläche oder einen Raumausschnitt aus.“ (122) Bei Armstrong haben wir bereits den Begriff der homöomeren Eigenschaften kennengelernt (s.o. S. 58): Eine Eigenschaft E ist homöomer, wenn gilt: Wenn ein Gegenstand E hat, dann hat auch jeder Gegenstand, der ein Teil dieses Gegenstandes ist, E. Ingardens Begriff der „*Feldqualitäten*“, den er hier einführt, ist Armstrongs Begriff verwandt, aber weiter; er umfaßt auch Eigenschaften, die nur ein Stück des Gegenstandes betreffen. (Zuschreiben würde man eine solche Eigenschaft zum Beispiel mit einem Satz wie „Dieser Stein hat da und da eine Quarz-Einlagerung.“) Ingarden betrachtet hier die *Verteilung einer bestimmten*

---

<sup>83</sup> Ingardens Untersuchungen zum Organismus finden sich in: *Streit III/1*, 118-127; 129; 134-143; sowie *Über die Verantwortung* (1970), 67-98.

*qualitativen Materie über ein Gebiet.* Er sagt: „Im Rahmen eines bestimmten Feldes *wiederholen* sich überall dieselben Qualitäten oder derselbe Komplex von Qualitäten.“ (123) Beispiele für solche Feldqualitäten sind Tastqualitäten (Rauhigkeit), Farbqualitäten, „Wärme-Kälte-Qualitäten“ und „Qualitäten, die für das Material, aus dem der betreffende materielle Gegenstand aufgebaut ist, charakteristisch sind“.

2. Das Vorliegen von Feldqualitäten ist eine Voraussetzung für das Phänomen, daß sich in einem Gegenstand „*Gruppen von zusammenhängenden Qualitäten*“ ausbilden und sich an verschiedenen Stellen des Gegenstandes wiederholen“ (123). Es läßt sich der Unterschied zwischen einem *homogenen* und einem *heterogenen* Gegenstand wie folgt beschreiben:

Ist das betreffende Ding homogen, dann wiederholt sich dieselbe Gruppe von zusammenhängenden Qualitäten an *allen* Stellen des Gesamtfeldes dieses Gegenstandes. Ist es dagegen heterogen (aus heterogenem Material), dann differenzieren sich die Qualitätengruppen des Materials für *einzelne* Stellen des Gesamtfeldes des Gegenstandes. Es beginnen sich eben damit die einzelnen „Teile“ des Ganzen des Gegenstand *abzusondern*: die einzelnen Teile unterscheiden sich voneinander durch andere Materialeigenschaften. (123)

Bei einem heterogenen Ding sagt man dann, er sei „zum Teil“ soundso, zu einem anderen Teil aber anders. Wenn in verschiedenen Gebieten verschiedene Qualitäten vorliegen, wenn solche Gebiete nebeneinander liegen und wenn der „Qualitätensprung“, die „qualitative Diskontinuität“ entsprechend abrupt ist, besteht eine Abgrenzung zwischen den Gebieten.

Wenn in einem Gegenstand solche Qualitätensprünge vorliegen, die ganze Gebiete in einem Gegenstand voneinander allseitig abgrenzen, dann ist es berechtigt, einen solchen Gegenstand unter dem Aspekte eines Ganzen aufzufassen, dessen Teile von den durch die qualitative Gruppenbildung abgegrenzten Gebieten gebildet werden. Ingarden meint sogar, das Ganze sei dann nichts über den Gegenstand Hinausgehendes:

Dann erweist sich das summativische Ganze als ein besonderer Überbau auf dem Untergrunde des betreffenden individuellen Gegenstandes. Wesentlich ist dabei, daß dieser Überbau vollkommen innerhalb des Seinsbereiches des betreffenden Gegenstandes liegt. Er überschreitet nirgends seine Grenzen, erreicht sie aber an jeder Stelle. Die Grenzen des Ganzen decken sich also da mit den Grenzen des Seinsbereiches des Gegenstandes, und innerhalb dieser Grenzen verlaufen die Linien einer möglichen Einteilung des Gegenstandes in seine Teile. (126)

Ingarden unterscheidet zwischen *virtuellen* und *effektiven* Teilen. Solange nur das beschriebene Phänomen der qualitativen Gruppenbildung vorliegt, die Teil-

le aber nicht „einzeln für sich allseitig abgegrenzt“ sind, liegen nur *virtuelle* Teile vor. Klar und deutlich ist Ingardens Unterscheidung zwar nicht, aber folgende Charakterisierungen lassen sich angeben:

*Virtuelle* Teile (z.B. Organe), sind solche Teile, die nicht allseitig abgegrenzt sind, d.h. deren Grenzen zu manchen anderen Teilen fließend sind. Virtuelle Teile hängen mit anderen Teilen funktional so zusammen, daß sie nicht getrennt von den anderen Teilen existieren können. Werden virtuelle Teile aus dem organischen Ganzen tatsächlich herausgelöst, gehen sie — zumindest in absehbarer Zeit — zugrunde.

*Effektive* Teile (z.B. Maschinenteile), sind solche Teile, die einzeln für sich allseitig abgegrenzt sind. Werden effektive Teile aus dem Ganzen herausgelöst, können sie weiterexistieren. In Ingardens Sprechweise heißt das: Die Gegenstände, die effektive Teile konstituieren, indem sie eine Rolle in einem Ganzen übernehmen, können auch existieren, wenn sie kein Rolle in diesem Ganzen haben.

Bei der Maschine beschreibt Ingarden, wie gesagt, all die Zahnräder und Wellen etc. als *früher* als die Maschine seiend, als der Maschine zu Grunde liegend, als ursprünglich einzelne Gegenstände. „Dagegen sind die Bestandteile des Organismus ‚später‘ als der Organismus, und zwar im doppelten Sinne: 1. daß sie sich im Laufe seiner Entwicklung selbst entwickeln, ausbilden, 2. daß sie *nie* die volle Abgrenzung und Unabhängigkeit von dem Organismus erhalten können, es sei denn durch künstliche Herausnahme aus dem Organismus, die oft nur unter dessen Abtötung vonstatten gehen kann.“ (129) Aus diesem Frühersein leitet Ingarden nun ab, daß der Aufbau eines Organismus ganz anders ist als der einer Maschine: die Beziehung zwischen dem Organismus als *Gegenstand* und dem *Ganzen* des Organismus ist *umgekehrt* wie die Beziehung zwischen der Maschine als Gegenstand und dem Ganzen der Maschine:

Bei dem organischen Ganzen ist der *Organismus* als [...] Gegenstand das *Fundierende*, auf dem sich erst [...] eine Mannigfaltigkeit von virtuellen Teilen und korrelativ ein organisches Ganze „stockwerkartig“ aufbaut. (129)

Ingarden meint, bei einem Organismus sei das Letztfundierende der Organismus als Gegenstand selbst. Er wird durch nichts anderes fundiert, weder durch in ihm enthaltene Kleinteile noch durch irgendein Ganzes. Vielmehr *bildet* der Organismus ein Ganzes.

Ich skizziere das im Bilde des einstöckigen Gebäudes:

1. St.	DAS GANZE (eine organisches Ganzes, fundiert auf dem Organismus im EG)	Er ist letztfundierend; er bildet ein organisches Ganzes (1. St.)
EG	Das Letztfundierende: <b>DER ORGANISMUS</b> (als Gegenstand)	

Daß nicht dem Organismus ein Ganzes zu Grunde liegt — wie etwa einer Maschine —, sondern daß er vielmehr letztfundierend ist und nur auf ihn aufbauend ein Ganzes besteht, begründet Ingarden auch damit, daß zur Bildung des Ganzen von „der nicht völligen Abgrenzung der einzelnen Teile des organischen Ganzen abgesehen werden“ (135) muß. Die Bildung des Ganzen, das „Auffassen unter dem Aspekte des Ganzen“ erfordert einen Akt der *Abstraktion*. Man muß, um einen Organismus als Ganzes aufzufassen, davon absehen, daß die Teile des Organismus weder jemals *effektiv* waren, noch es jemals sein werden. Das zeigt, daß organische Ganze existential schwach sind: „Man könnte vielleicht sagen, daß das organische Ganze nur virtuell ein summatives Ganzes ist, und daß es nur intentional unter dem Aspekte des summativen Ganzen betrachtet werden kann.“ (135)

### 2.8.6. Mereologischer Essentialismus und *Entia successiva*

Ingarden hält am sog. Prinzip des Mereologischen Essentialismus fest, das besagt, daß jedes Teil eines Ganzen für die Identität des Ganzen notwendig ist. „Wird nur *ein* Teil aus den Banden des Zusammenhaltens losgelöst oder hört er überhaupt auf zu existieren, so wird das betreffende Ganze vernichtet“. (*Streit II/1*, 110) Das heißt, daß ein Austauschen eines Teiles bei einem Ganzen ausgeschlossen ist. Die Vernichtung eines Teils eines Ganzen oder das Lösen eines Teiles aus einem Ganzen führt immer zur Vernichtung des Ganzen.

Nun verliert ein Organismus ständig einige seiner kleineren Teile, und auch das Amputieren ganzer Gliedmaßen ist möglich. Man möchte aber nicht sagen, daß solche Teilverluste mit der Vernichtung des Organismus einhergehen. Dies müßte man aber sagen, wenn sich das Prinzip des Mereologischen Essentialismus auf die Gliedmaßen eines Organismus bezöge.

Indes kann Ingarden am Prinzip des Mereologischen Essentialismus festhalten, ohne die genannte unliebsame Konsequenz in Kauf nehmen zu müssen, da gemäß seiner Theorie das Ganze und der Gegenstand, durch den es gebildet wird, nicht dasselbe sind. Ein Organismus ist vor allem ein Gegenstand: Er ist eine Eigenschaften tragende konstitutive Natur. Er ist auch nicht wie eine Maschine aus anderen Gegenständen zusammengesetzt, sondern er ist ein „einfacher“ Gegenstand. Nur wenn wir einmal davon absehen, daß der Organismus ein einfacher Gegenstand ist, und unser Augenmerk auf einzelne Organe des Organismus lenken, können wir den Organismus auch unter dem Aspekte eines Ganzen auffassen. Ingarden meint nun, dieses Ganze, dieses „aufgeworfene“ Denkschema sei nicht dasselbe wie der Organismus als Gegenstand. „Es ist [...] nicht zu übersehen [?], daß der Organismus als ein individueller Gegenstand besonderer Art und das organische Ganze — so eng sie auch miteinander zusammenhängen mögen — doch nicht dasselbe sind.“ (140) Nur für das Ganze, für das „aufgeworfene“ Denkschema gilt das Prinzip, daß seine Teile für seine Identität notwendig sind. Ein Organismus als Gegenstand hingegen kann den Verlust von Zellen oder Organen überleben und dabei identisch bleiben.

Auch der Satz von der Unveränderbarkeit des summativen Ganzen bzw. von dessen Vernichtung durch Vernichtung oder Hinzufügung irgendeines Teiles gilt von dem organischen Ganzen, er gilt dagegen nicht von dem Organismus selbst. Der Organismus als ein besonderer individueller Gegenstand bleibt trotz Veränderung identisch derselbe, er verändert sich u.a. durch Entwicklung, Ausgestaltung oder Vernichtung seiner Organe, ohne dadurch zugrunde zu gehen. Dagegen geht das entsprechende organische Ganze dabei zugrunde, wobei ein neues Ganze als ein vollkommen neues Gebilde entsteht. (142)

Eine ähnliche, aber in einer Hinsicht genau entgegengesetzte Auffassung vertritt Roderick Chisholm (1976)<sup>84</sup>. Chisholm hält ebenfalls am Prinzip des Mereologischen Essentialismus fest und steht damit vor der Aufgabe zu erklären, ob das auch heißt, daß ein Organismus vernichtet wird, wenn nur eine seiner Zellen vernichtet wird. Wie Ingarden nimmt auch Chisholm an, daß die Lösung darin besteht, daß irgendetwas von irgendetwas anderem *gebildet* wird (bei Ingarden waren es die Ganzen, die von Gegenständen gebildet werden), und daß das Prinzip des Mereologischen Essentialismus sich auf das eine beziehe, auf das andere aber nicht. Entitäten die u.U. einen Wechsel oder Verlust von Bestandteilen überleben, nennt Chisholm „Entia successiva“ (vgl. *HMO* 1, 248f). Er nimmt an, daß Entia successiva von grundlegenden Gegenständen

---

<sup>84</sup> Chisholm, R., 1976, *Person and Object*, La Salle: Open Court, Kap. III und Appendix B.

(„genuine individuals“) gebildet werden (genuine individuals constitute *entia successiva*). Das Prinzip des Mereologischen Essentialismus gelte für die grundlegenden Gegenstände, nicht aber für die *Entia successiva*.

*Entia successiva* sind für Chisholm aber fiktive Gegenstände („logical constructions“), die in Ingardens Terminologie intentionale Gegenstände hießen. Der bemerkenswerte Unterschied zwischen beiden Auffassungen besteht in folgendem: Chisholm hält die Ganzen, also die Entitäten auf die sich das Prinzip des Mereologischen Essentialismus bezieht, für grundlegend, Gegenstände, die einen Teilwechsel überleben, jedoch für Fiktionen. Ingarden hingegen hält gerade umgekehrt die Ganzen für Fiktionen und Gegenstände wie Organismen, die Teilwechsel überleben, für grundlegend.<sup>85</sup>

### 2.8.7. Ursprüngliche versus fundierte individuelle Gegenstände<sup>86</sup>

Vor dem Hintergrund des Unterschiedes im Aufbau zwischen Organismen und Maschinen, trifft Ingarden die Unterscheidung zwischen ursprünglich individuellen und fundierten individuellen Gegenständen. Einige Gegenstände  $G$  sind so, daß sie aus Gegenständen  $G_1, \dots, G_n$  bestehen;  $G_1, \dots, G_n$  sind in  $G$  enthalten. Nun folgt Ingarden der Intuition, daß in einigen Fällen  $G_1, \dots, G_n$  „grundlegender“ („früher“) als  $G$  sind, in anderen Fällen jedoch  $G$  „grundlegender“ als  $G_1, \dots, G_n$  ist. Wenn  $G_1, \dots, G_n$  grundlegender als  $G$  sind, kann man sagen,  $G$  sei aus  $G_1, \dots, G_n$  „zusammengesetzt“. Solche zusammengesetzten Gegenstände nennt Ingarden *fundierte individuelle Gegenstände* (oder auch „individuelle Gegenstände höherer Stufe“ oder „abgeleitet individuelle Gegenstände“);  $G$  ist fundiert auf  $G_1, \dots, G_n$ . Fundierte individuelle Gegenstände sind Gegenstände, die „zur Grundlage ihres Seins und ihrer Beschaffenheit eine *Mannigfaltigkeit* anderer seinselbständiger individueller Gegenstände fordern und gewissermaßen ihren eigentümlichen Überbau bilden“ (61). So ist z.B. eine bestimmte Familie ein fundierter individueller Gegenstand, weil sie auf ihren Familiengliedern fundiert ist. Entsprechendes gilt für eine bestimmte Armee, für die Gemeinde Krakau, für eine Maschine etc. Wir können festhalten:

<sup>85</sup> Chisholm hat jedoch eher Tische und Autos im Blick. Auch Tische und Autos überleben gemäß Ingarden Teilwechsel; sie sind allerdings jeweils fundiert auf einem von einer Mannigfaltigkeit von Gegenständen gebildeten Ganzen (vgl. Maschinen).

<sup>86</sup> Zu den fundierten individuellen Gegenständen siehe: *Streit III/1*, 61, 133, ferner: 112, 125, 144, 146.

x ist ein *fundierter individueller Gegenstand* genau dann, wenn

- (1) x ein individueller, seinsautonomer, seinsselbständiger Gegenstand ist (d.h. eine Eigenschaften tragende konstitutive Natur), und wenn
- (2) es Gegenstände  $G_1, \dots, G_n$  gibt, aus denen x besteht, und wenn
- (3)  $G_1, \dots, G_n$  grundlegender als G sind.

Gegenstände, die nicht so fundiert sind, d.h. Gegenstände, die entweder gar keine Gegenstände enthalten, oder aber Gegenstände, die „grundlegender“ sind als die Gegenstände, die sie enthalten, nennt Ingarden *ursprünglich individuelle Gegenstände*. Wir können festhalten:

x ist ein *ursprünglich individueller Gegenstand* genau dann, wenn

- (1) x ein individueller, seinsautonomer, seinsselbständiger Gegenstand ist (d.h. eine Eigenschaften tragende konstitutive Natur), und wenn
- (2) x kein fundierter individueller Gegenstand ist.

Für einen abgeleitet [d.h. fundierten] individuellen Gegenstand ist es [...] wesentlich und charakteristisch, daß er auf dem Untergrunde eines summativen Ganzen mit *effektiven* Teilen zur Konstituierung gelangt, welches seinerseits in einer Mannigfaltigkeit von zuletzt ursprünglich individuellen seinsautonomen Gegenständen fundiert ist. Ein ursprünglich individueller Gegenstand dagegen ist entweder absolut unteilbar oder aber, falls er teilbar sei, selbst in keinem summativen Ganzen mit effektiven Teilen seinsfundiert. (133)

Wenn ein Gegenstand ein Ganzes mit *effektiven* Teilen bildet, dann ist er ein fundierter individueller Gegenstand. Es ergibt sich, daß all die Steine, Berge, Seen, Wälder, Tische, Maschinen etc. aus unserem Alltag abgeleitet individuelle Gegenstände sind, da sie effektive Teile haben. Schließlich sagt Ingarden, die *reale Welt* scheinere „ein individueller Gegenstand höherer Stufe [d.h. ein fundierter individueller Gegenstand] zu sein [...], der letzten Endes aus einer Mannigfaltigkeit von ursprünglich individuellen (seinsautonomen) Gegenständen zusammengesetzt ist“ (144).

Wenn ein Gegenstand hingegen unteilbar ist oder ein organisches Ganzes bildet, ist er ein ursprünglich individueller Gegenstand. Organismen z.B. hält Ingarden für ursprünglich individuelle Gegenstände. Weitere Kandidaten sind Personen „im psychologischen Sinne“ und unteilbare Elementarteilchen (vgl.

S. 61f).<sup>87</sup> Die Beispiele für die verschiedenen Arten von Gegenständen lassen sich in folgender Tabelle fassen:

	<i>die Ganze bilden oder durch Ganze fundiert werden</i>	<i>die keine Ganzen bilden und durch keine Ganzen fundiert sind</i>
<i>Ursprünglich individuelle Gegenstände,</i>	Organismen (diese bilden organische Ganze)	absolut unteilbare Gegenstände, z.B. ggf. Person, Elementarteilchen
<i>Fundierte individuelle Gegenstände,</i>	z.B. Maschinen, Armeen (sind fundiert durch Ganze)	—

## 2.9. Zusammenfassung von Ingardens Ontologie

Ingardens Welt sieht in etwa wie folgt aus: Die Welt besteht aus Eigenschaften tragenden Eigenschaftsträgern. Eigenschaftsträger sowie Eigenschaften sind individuell. Eigenschaftsträger sind nicht bar jeglicher Qualität, sondern sie gehören zu einer Art; sie sind konstitutive Naturen (Substanzen). Ein Eigenschaftsträger und die von ihm getragenen Eigenschaften sind aufeinander seinsunselbstständig — das „bindet“ sie aneinander. Nicht jede Portion von Materie ist ein Eigenschaften tragender Eigenschaftsträger; nur, wo eine Substanz ist, ist ein Eigenschaftsträger.

---

<sup>87</sup> Ingardens Unterscheidung zwischen fundiert individuellen und ursprünglich individuellen Gegenstände entspricht Lowes Unterscheidung zwischen „composite substances“ und „simple substances“ in seinem Aufsatz „Primitive Substances“ (1994). Lowe erläutert, daß einfache Substanzen keine Identitätskriterien haben. Ihre (diachrone) Identität sei vielmehr primitiv, weshalb er einfache Substanzen auch „primitive Substanzen“ nennt. Lowe argumentiert, daß Personen (individual selves) primitive Substanzen sind.

Ingardens Behandlung der Organismen ähnelt van Inwagens Behandlung der Organismen in seiner Theorie der materiellen Gegenstände (1990) (s.u. S. 237ff). Gemäß van Inwagen gibt es als materielle Gegenstände nur Elementarteilchen und Organismen, hingegen keine Tische und dgl. Van Inwagens Annahme, daß es keine Tische und dgl. gibt, beruht m.E. auf der Annahme, daß es fundierte individuelle Gegenstände nicht wirklich gibt. Wenn van Inwagen fragt, welche materiellen Gegenstände es gibt, heißt das soviel, wie wenn er fragte, welche materiellen, *ursprünglich individuellen* Gegenstände es gibt.

Außer den individuellen Gegenständen, den Eigenschaften tragenden Eigenschaftsträgern, gibt es außerzeitliche Universalien. Diese könnten auch existieren, wenn es gar keine individuellen Gegenstände gäbe. Die individuellen Entitäten sind Exemplifikationen der Universalien. Zwei individuelle Entitäten sind genau dann gleicher Art, wenn sie Exemplifikationen desselben Universale sind. Es gibt Eigenschaftsuniversalien und Substanzuniversalien. Eine Eigenschaft (ein Moment) ist eine Exemplifikation eines Eigenschaftsuniversale; eine Substanz (eine konstitutive Natur) ist eine Exemplifikation eines Substanzuniversale. Was für Substanzen gegenüber was für Eigenschaften wie seinsunselbständig sind, hängt von Zusammenhangsbeziehungen zwischen Universalien ab. Ebenso hängt es von Zusammenhangsbeziehungen zwischen Universalien ab, was für Eigenschaften gegenüber was für Eigenschaften wie seinsunselbständig sind, sowie was für Substanzen was für Eigenschaften nicht tragen können, und was für Eigenschaften nicht zugleich von derselben Substanz getragen werden können.

### 3. SCHWIERIGKEITEN FÜR DEN UNIVERSALIENREALIMUS

Armstrong und Ingarden sind sich darin einig, daß es Universalien gibt — auch wenn sie sich nicht einig sind, ob Universalien immanent oder transzendent sind, und ob Raum-Zeit-Positionen oder Substanzen als Substrate fungieren. In diesem Kapitel möchte ich auf einige Schwierigkeiten hinweisen, denen der Universalienrealismus ausgesetzt ist. Ich werde zu dem Schluß kommen, daß man nach Alternativen zum Universalienrealismus Ausschau halten sollte.

#### 3.1. Ein Universalienrealist braucht Substrate

Wenn es Universalien gibt, dann gibt es — zumindest für manche — auch etwas, was sie instantiiert. Etwas, was Universalien instantiiert, nenne ich *Substrat*.

Zur Annahme von Universalien gelangt man aufgrund der Beobachtung, daß es in der Welt vorkommt, daß mehrere Dinge gleiche Eigenschaften haben. Zwei Steine, die beide ein Kilogramm wiegen, haben, so sagt man, eine Eigenschaft „gemeinsam“. Daraus läßt sich eine Ontologie entwickeln, die besagt, daß verschiedene Dinge dasselbe Universale instantiiieren können, d.h. in bestimmter Weise an ihr Anteil haben können. Durch die Annahme von Universalien wird Eigenschaftsgleichheit bzw. Ähnlichkeit auf eine bestimmte Weise *erklärt*. Das zu Erklärende ist die Ähnlichkeit zwischen numerisch verschiedenen Dingen, d.h. es ist zu fragen „*Warum* können verschiedene Dinge einander ähnlich sein?“ und „*Worin besteht* die Ähnlichkeit zwischen verschiedenen Dingen?“. Die Antwort des Universalienrealisten lautet: Es gibt zwei Kategorien von Entitäten — zwei allgemeinste Arten von Entitäten —, Universalien und Substrate. Dinge wie Steine und Mäuse sind Universalien instantiiierende Substrate. Zwei Dinge ähneln sich genau dann, wenn es ein Universale gibt, das von ihnen beiden (bzw. von den betreffenden Substraten) instantiiert wird.

Ich werde nun untersuchen, ob es Substrate gibt, d.h. ob sich etwas finden läßt, was Universalien instantiiert. Ich beginne mit der Untersuchung der Substrate und nicht mit der Untersuchung der Universalien, weil ich am Universa-

lienrealismus die Annahme von Substraten für problematischer halte als die Annahme von Universalien.

Zwei Ansätze zur Beantwortung der Frage, was als Substrat aufzufassen sei, sind zu verfolgen. *Erstens* kann man — mit Ingarden — annehmen, daß *Substanzen* als Substrat fungieren. Gemäß dieser Annahme besteht die Welt aus Substanzen, d.h. aus Gegenständen, die eine natürliche Einheit haben und in ihrer Art bestimmt sind. Mit Ingardens Terminologie läßt sich sagen: Etwas ist eine Substanz, wenn es eine *konstitutive Natur* hat. (Eine konstitutive Natur ist eine Materie, die in der Form ‚Subjekt von Eigenschaften steht‘.) Universalien werden demnach von Subjekten mit einer konstitutiven Natur instantiiert. *Zweitens* kann man — mit Armstrong — annehmen, daß *Raum-Zeit-Positionen* als Substrat fungieren. Ich werde in den folgenden Absätzen beiden Ansätzen nachgehen.

### 3.2. Substanzen als Substrate

Gesucht ist dasjenige, was geeignet ist, Universalien zu instantiiieren. Zum Beispiel liegt vor mir auf dem Tisch ein Apfel, und gemäß dem Universalienrealismus ist anzunehmen, daß dort im Bereich des Tisches und des Apfels mindestens ein Substrat vorhanden ist, das Universalien instantiiert. Einerseits ist nun nach den räumlichen Grenzen des Substrates zu fragen: Ist z.B. die Summe von Tisch und Apfel oder die Summe von Apfel und Tischplatte ein Substrat? Oder aber sind allein der Apfel sowie der Tisch, nicht aber die Summe aus Apfel und Tisch Substrate? Oder ist jeder beliebige räumliche Ausschnitt der in Frage stehenden Gegenstände ein Substrat? Ist jede beliebige Portion von Materie ein Substrat?

Andererseits gilt es zu bestimmen, welche *abstrakten Teile*<sup>88</sup> eines räumlichen Ausschnittes von Materie zum Substrat gehören. Angenommen, der Apfel ist ein Substrat, das Substrat befindet sich also innerhalb der räumlichen Grenzen des Apfels. Gehört dann die Masse des Apfels mit zu dem Substrat? Wohl nicht, denn die Masse des Apfels soll gemäß dem Universalienrealismus ja ein Universale sein, etwas, was instantiiert wird. Die Masse des Apfels wird von dem gesuchten Substrat instantiiert, mithin gehört sie nicht selbst zu dem Substrat. Eine Eigenschaft eines Gegenstandes ist nicht Teil des Eigenschaftsträ-

---

<sup>88</sup> Zum Begriff eines abstrakten Teiles s.a. S. 76 und S. 193.

gers. Was an dem Apfel gehört aber zum Substrat, welche abstrakten Teile des Apfels gehören zum Substrat?

Die Antwort, welche die Substanzontologie auf die Frage, was Substrate seien, bietet, lautet wie folgt: Die Welt besteht aus einzelnen Dingen, z.B. Steinen, Äpfeln und Sternen. So ein Ding hat Eigenschaften, z.B. Masse, Dichte und Farbe. Sieht man von diesen Eigenschaften einmal ab, so bleibt das übrig, was die Eigenschaften trägt. Es ist z.B. *der Apfel* etwas, was Eigenschaften trägt, d.h. Universalien instantiiert. Das Apfelsein des Apfels ist nicht eine Eigenschaft des Apfels, sondern ist die Grundbestimmung des Substrates. Substrate sind gemäß der Substanzontologie nicht bar jeder Qualität, sondern sie haben eine Grundbestimmung, eine Artqualität, eine konstitutive Natur; im Falle des Apfels ist das sein Apfelsein. Jedes Substrat hat *genau eine* Artqualität.<sup>89</sup> Nach der konstitutiven Natur eines Dinges kann man mit der Äußerung „Was ist das für ein Ding?“ fragen; die konstitutive Natur ist das τὸ εἶναι des Dinges. Nach Eigenschaften eines Dinges kann man mit der Äußerung „Wie ist dieses Ding (beschaffen)?“ fragen; die Eigenschaften sind das ποῖον εἶναι des Dinges. Substrate samt ihrer konstitutiven Natur heißen Substanzen. Allgemeiner gesagt nenne ich etwas *Substanz*, wenn es als Substrat fungieren soll und nicht ein bares Substrat sein soll, sondern eine qualitative Grundbestimmung besitzen soll. Substanzontologie nenne ich jede Auffassung, gemäß der es Substanzen, d.h. Eigenschaftsträger mit einer konstitutiven Natur, und Eigenschaftsuniversalien gibt.<sup>90</sup> Substanzontologien werden z.B. von Ingarden (1965), Loux (1974; vgl. 1998, 117ff), Lowe (1989 und 1994a), Newman (1992) und Smith (1997) vertreten. Ich werde dafür argumentieren, daß die Substanzontologie schwer haltbar ist.

Es gibt gemäß der Substanzontologie zwei Arten von Universalien: Substanzuniversalien und Eigenschaftsuniversalien. Armstrong folgend nenne ich diese These *Essentialistischen Realismus* („Essentialist Realism“; vgl. oben S. 63). Die Instantiierungen von Substanzuniversalien sind Substanzen, z.B. ein bestimmter Apfel oder ein bestimmter Mensch. Die Instantiierungen eines Substanzuniversalien sind voneinander *numerisch verschieden*, sie sind einzelne Substanzen. Eine Instantiierung eines Universalien, das von anderen Instantiierungen desselben Universalien numerisch verschieden ist, nenne ich auch „Exemplar“ oder

<sup>89</sup> Vgl. Lowe 1989, 5; Loux 1974, 783; *Streit II/1*, 82.

<sup>90</sup> Manche Autoren vertreten auch die Auffassung, die konstitutive Natur eines Gegenstandes sei reduzierbar auf eine Menge von Eigenschaften. Von diesen Eigenschaften heißt es dann, sie seien die *notwendigen Eigenschaften* des Gegenstandes.

„Exemplifikation“ dieses Universale (vgl. oben S. 18). Jede Substanz ist Exemplar genau eines Substanzuniversale, sie hat genau eine konstitutive Natur (in der Tradition hieß diese Qualität *forma substantialis*), sie ist eine Substanz genau *einer Art* (in der Tradition hieß diese Art *species infima*).<sup>91</sup> *Natürliche Arten*, wie z.B. Apfelsein oder Menschsein, sind Substanzuniversalien.

Was die Eigenschaftsuniversalien betrifft, so hat der Substanzontologe zwei Optionen. Entweder die Instantiierungen eines Eigenschaftsuniversale sind numerisch identisch (Armstrong), oder sie sind individuelle Eigenschaften (Momente), also numerisch voneinander verschieden (Ingarden). In letzterem Falle sind Eigenschaftsuniversalien *exemplifizierbare* Universalien, deren Exemplare Momente sind.

Die Auffassung, daß die Instantiierungen eines Eigenschaftsuniversale numerisch identisch seien, ist wie folgt zu erläutern (vgl. oben S. 43). Angenommen, ein Stein und ein Eisblock haben beide die Masse 1 Kilogramm. Man kann nun sagen, das Ein-Kilogramm-schwer-Sein sei ein Bestandteil des Eisblocks, und das Ein-Kilogramm-schwer-Sein sei ein Bestandteil des Steines. Die in Frage stehende Annahme ist nun, daß das Ein-Kilogramm-schwer-Sein des Steines numerisch identisch ist mit dem Ein-Kilogramm-schwer-Sein des Eisblocks. Das Universale Ein-Kilogramm-schwer-Sein ist sowohl im Stein als auch im Eisblock. Der Stein und der Eisblock haben einen Bestandteil gemeinsam. Dies ist die Position des — von Armstrong vertretenen — Immanenten Realismus. Universalien, die in jedem Individuum, das sie instantiiert, enthalten sind, heißen „immanente Universalien“.<sup>92</sup> Eine andere Variante der Auffassung, daß die Instantiierungen eines Eigenschaftsuniversale numerisch identisch sind, besagt, daß das Ein-Kilogramm-schwer-Sein nicht ein Bestandteil des Steines ist, sondern daß der Stein die Masse 1 Kilogramm hat, indem er zu dem transzendenten Universale Ein-Kilogramm-schwer-Sein in einer besonderen *Relation*, der Instantiierungsrelation, steht. Das Ein-Kilogramm-schwer-Sein des Steines und das Ein-Kilogramm-schwer-Sein des Eisblock sind demgemäß nur insofern numerisch identisch, als die beiden Gegenstände ihr Ein-Kilogramm-

---

<sup>91</sup> Vgl. Ingarden, *Streit II/1*, Loux 1976 und Lowe 1989, 5.

<sup>92</sup> Die Position des immanenten Realismus wird z.B. auch von Loux (1974, 773) vertreten: „[I]f we are metaphysical realists, we want to say that characteristics are repeatable; and in the light of our claim that characteristics are the constituents of objects, this amounts to the view that the constituent of one object can be numerically identical with the constituent of another.“ So auch Armstrong 1989a, 77; siehe hierzu Lewis 1986, 36.

schwer-Sein haben, indem sie in der Instantiierungsrelation zu ein und demselben Universale stehen (so vertreten z.B. von Evan Fales).

Dagegen steht die z.B. von Ingarden vertretene Auffassung, daß Instantiierungen eines Eigenschaftsuniversale an verschiedenen Gegenständen numerisch verschieden sind. Demnach ist das Ein-Kilogramm-schwer-Sein des Steines ein Bestandteil des Steines und numerisch verschieden von dem Ein-Kilogramm-schwer-Sein des Eisblocks. Das Ein-Kilogramm-schwer-Sein des Steines und das Ein-Kilogramm-schwer-Sein des Eisblocks sind numerisch verschiedene Instantiierungen (Exemplare) des Universale Ein-Kilogramm-schwer-Sein. Die Exemplare von Eigenschaftsuniversalien sind Momente.

In jedem Falle, ob die Instantiierungen einer Eigenschaftsuniversalie nun als numerisch identisch oder als numerisch verschieden angesehen werden, sind es die Substanzen, von denen die Eigenschaften getragen werden. Welche Entitäten eine Substanzontologie enthält, gemäß der die Instantiierungen eines Eigenschaftsuniversale numerisch verschieden sind — also individuelle Eigenschaften, Momente sind —, läßt sich im ontologischen Quadrat (anlehnend an die *Kategorienschrift* des Aristoteles) darstellen:<sup>93</sup>

<p>Siendes (ὄντα), das...</p>	<p>nicht in einem Substrat ist [Substanz]</p>	<p>in einem Substrat ist, d.h. etwas, was nicht ein Teil des Substrates ist und was nicht ohne das Substrat sein kann<sup>94</sup> [Akzidens]</p>
<p>über ein Substrat ausgesagt wird (καθ' ὑποκειμένου τινὸς λέγεται) [d.h. etwas <b>Universales</b>]</p>	<p style="text-align: center;">II <b>Substanzuniversalien</b> z.B. Menschsein (im allgemeinen)</p>	<p style="text-align: center;">IV <b>Eigenschaftsuniversalien</b> z.B. Weißsein (im allgemeinen)</p>
<p>nicht über ein Substrat ausgesagt wird [d.h. etwas <b>Individuelles</b>]</p>	<p style="text-align: center;">I <b>Substanzen</b> z.B. Sokrates; oder: ein bestimmtes Pferd</p>	<p style="text-align: center;">III <b>Momente</b> z.B. ein bestimmtes Weiß eines bestimmten Körpers</p>

Hier seien einige übliche Bezeichnungen für die verschiedenen Kategorien aufgeführt:

<sup>93</sup> *Kategorien* 1a20-1b10. Vgl. Angelelli, in *HMO* 1, 12f; und Smith 1997, 125.

<sup>94</sup> *Kategorien* 1a24-26: ἐν ὑποκειμένου δὲ λέγω, ὃ ἐν τινι μὴ ὡς μέρος ὑπάρχον ἀδύνατον χωρὶς εἶναι τοῦ ἐν ᾧ ἐστίν.

- I wird genannt: Substanz, konstitutive Natur, *forma substantialis*, particular essential nature (Denkel 1996, 108);
- II wird genannt: Substanzuniversalien, substantial universals (Armstrong), substance-kinds (Loux), kinds, universals in/from the category of substance (Loux; Smith 1997), substantial kinds (Lowe).
- III wird genannt: Momente, tropes, abstract particulars, individual properties/qualities, property instances;
- IV wird genannt: Eigenschaftsuniversalien, ideale Qualitäten/Wesenheiten, universals from the category of property, universals from the category of accident (Smith 1997), characterising universals (Strawson);

Die Annahme von konstitutiven Naturen geht einher mit der Annahme, daß es eine richtige Weise gibt, die Welt in Stücke, in Gegenstände einzuteilen.<sup>95</sup> Nicht jede beliebige Portion von Materie sei gleichermaßen berechtigt als Gegenstand aufzufassen, sondern es gebe natürliche Grenzen von Gegenständen und eine objektive Einteilung der Welt in einzelne Gegenstände, Substanzen. Der Apfel vor mir samt der Tischplatte, auf der er liegt, sei kein natürlicher Gegenstand, keine Substanz, denn es fehle die natürliche Einheit, es sei eine bloße Materieportion. Es gelte, wie Sokrates dem Phaidros sagt, die Welt an ihren Gelenken einzuteilen und nicht etwa wie ein schlechter Koch zu verfahren, der beim Tranchieren die Glieder zerbricht.<sup>96</sup> Welches die natürlichen Einheiten sind, ist durch die konstitutiven Naturen bzw. die Substanzuniversalien bestimmt. Die Exemplare der Substanzuniversalien sind die natürlichen Glieder der Welt.

Folgendermaßen läßt sich eine Substanzontologie weiter entwickeln:

Substanzen verharren in der Zeit, sie bleiben durch die Zeit hindurch identisch, solange nämlich, wie ihre konstitutive Natur erhalten bleibt. Sie haben keine zeitlichen Teile; nur Vorgänge (Ereignisse) haben zeitliche Teile (z.B. ist der zweite Weltkrieg ein Vorgang, und das erste Jahr des zweiten Weltkriegs ein zeitlicher Teil des zweiten Weltkriegs).

Substanzen können zu verschiedenen Zeiten verschiedene Eigenschaften tragen. Gestern wog ich 70 Kilogramm, heute wiege ich 71 Kilogramm; gestern glaubte ich, der Mars hätte keine Monde, heute glaube ich, der Mars habe Monde.

Wenn man annimmt, Instantiierungen einer Eigenschaft, z.B. das Ein-Kilogramm-schwer-Sein dieses Steines und das Ein-Kilogramm-schwer-Sein jenes

---

<sup>95</sup> Vgl. Lowe 1989, 3; Armstrong 1978b, 63; Armstrong 1997, 111f; Ingarden 1965a, 412.

<sup>96</sup> Τὸ [...] κατ' εἶδη δύνασθαι διατέμνειν κατ' ἄρθρα ἢ πέφυκεν, καὶ μὴ ἐπιχειρεῖν καταγνύναι μέρος μὴδέν, κακοῦ μαγείρου τρόπῳ χρώμενον. Platon, *Phaidros* 265e.

Steines, seien numerisch identisch, entsteht das Problem der Individuation, für das die Substanzontologie eine Lösung anbietet.<sup>97</sup> Das Problem lautet wie folgt: Es scheint möglich, daß sich zwei Gegenstände genau gleichen, d.h. alle ihre Eigenschaften gemeinsam haben. (Donald Williams (1986, 3) sieht dies als Kennzeichen von Individuen an. Er meint, eine Entität sei genau dann ein Individuum, wenn es andere Entitäten geben kann, die ihr genau, d.h. in allen Eigenschaften gleichen.<sup>98</sup>)

Es könnte zwei Metallkugeln geben, die einander haargenau gleichen. (Black 1952) Woran liegt es dann, daß doch zwei Metallkugeln vorliegen und nicht nur eine? Gemäß der Annahme gibt es zu jeder Eigenschaft der einen Kugel eine mit dieser Eigenschaft numerisch identische Eigenschaft der anderen Kugel. Wenn die Kugeln nur aus nicht-individuellen Eigenschaften bestünden, wären sie also numerisch identisch. Es könnte keine zwei ganz gleichen Metallkugeln geben. Das aber ist unplausibel. Woraus besteht die Kugel also noch außer aus ihren Eigenschaften? Die Antwort der Substanzontologie auf die Frage, woran es liegt, daß hier zwei Kugeln vorliegen, lautet: Die Instantiierungen eines Eigenschaftsuniversale sind numerisch identisch, aber die Instantiierungen eines Substanzuniversale sind voneinander numerisch verschieden, sie sind Exemplare dieses Substanzuniversale. Zwei Dinge können sich genau gleichen und doch zwei Dinge sein: sie können alle Eigenschaften gemeinsam haben, d.h. dieselben Eigenschaftsuniversalien instantiieren, während die Träger der Eigenschaften, die Substanzen, *numerisch verschiedene Exemplare desselben Substanzuniversale sind*.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, daß die Substanzontologie ernstzunehmende Lösungen für einige Probleme der Ontologie anbietet:

1. Wovon werden Eigenschaften getragen, d.h. was sind Substrate? — Eigenschaften werden von Substanzen, das sind Exemplare von Substanzuniversalien, getragen.

2. Wie ist es möglich, daß sich zwei Dinge ganz gleichen? — Indem zwei Substrate, die numerisch verschiedene Instantiierungen desselben Substanzuniversale sind, dieselben Eigenschaftsuniversalien instantiieren.

---

<sup>97</sup> Vgl. Loux 1974, „Kinds and the Dilemma of Individuation“; siehe auch Zimmermann 1997, „Distinct Indiscernibles and the Bundle Theory“.

<sup>98</sup> „[P]articlular entities are those which do not conform to the principle of the identity of indiscernibles, which is that identity of kind entails identity of case; that is, particulars are entities which may be exactly similar and yet not only distinct but discrete.“ (Williams 1986, 3)

3. Was sind natürliche Arten? Was heißt es, daß ein Ding zu einer bestimmten natürlichen Art gehört? — Natürliche Arten sind Substanzuniversalien. Daß ein Ding ein Ding einer bestimmten natürlichen Art ist, besteht darin, daß es eine Substanz ist (bzw. hat), die Exemplar eines bestimmten Substanzuniversale ist. Jedes Ding gehört zu einer natürlichen Art (*Species infima*).

4. Was heißt es, daß ein bestimmtes Ding durch die Zeit hindurch identisch bleibt? — Es heißt, daß es in der Zeit verharret, und es bleibt solange dasselbe, wie seine konstitutive Natur erhalten bleibt.

In den folgenden Abschnitten werde ich *Einwände gegen die Substanzontologie* vorbringen und zu dem Schluß gelangen, daß wir nach einer Alternative zur Substanzontologie suchen sollten.

### 3.2.1. „Wie“ versus „Was“

Die Annahme des Essentialistischen Realismus, daß Eigenschaften und konstitutive Naturen verschiedene Kategorien von Qualitäten seien, ist begründet durch den Unterschied in der Bedeutung zwischen der Frage, *was* ein bestimmtes Ding sei, und der Frage, *wie* dieses Ding (beschaffen) sei. Ich werde nun erörtern, wie der Unterschied zwischen diesen beiden Fragen *ohne* die Annahme zweier Kategorien von Qualitäten erklärt werden kann. Das Angeben einer solchen alternativen Erklärung kann nicht zeigen, daß die Annahme falsch ist, aber es soll zeigen, daß der intuitive Unterschied zwischen dem Was und dem Wie uns nicht zur Annahme des Essentialistischen Realismus nötigt.

Was tun wir, wenn wir bezüglich eines bestimmten Dinges fragen bzw. die Frage beantworten, *wie* es sei? Wir richten unsere Aufmerksamkeit auf eine einzelne Eigenschaft des Dinges, z.B. auf das Ein-Kilogramm-schwer-Sein eines bestimmten Steines. Aus der Menge der Eigenschaften des Dinges greifen wir eine einzelne heraus. Tatsächlich kann diese Eigenschaft, das Moment, nicht einzeln existieren, sie kann nur am Ding und mit anderen Eigenschaften zusammen existieren. Wir greifen die Eigenschaft in einem Akt der Abstraktion heraus, d.h. wir nehmen im Denken einzeln, was nicht tatsächlich einzeln sein kann.

Was tun wir, wenn wir bezüglich eines bestimmten Dinges fragen bzw. die Frage beantworten, *was* es sei? Nehmen wir an, wir sehen im Dunkeln etwas an uns vorbeilaufen, vermutlich ein mittelgroßes Tier, können davon aber nur schwache Konturen erkennen und fragen „Was ist das?“. Wir möchten wissen, ob dies Ding etwa eine Katze oder ein Fuchs etc. ist, d.h. *wir versuchen, das*

*Ding als Ganzes richtig unter einen sortalen Begriff zu fassen.* Wir orientieren uns in unserer Umwelt, indem wir die Umwelt in Dinge einteilen und diese Dinge unter sortale Begriffe fassen. Wenn wir sie unter sortale Begriffe gefaßt haben, können wir sie zählen und voneinander abgrenzen. Wir teilen also unsere Umwelt in zählbare Portionen ein. Wenn ein mittelgroßes Tier an uns vorbeiläuft, fassen wir es als *ein* Ding. Wir können das, weil es sich für unsere Sinne von anderen Teilen unserer Umwelt abhebt; in diesem Falle, weil das Tier läuft und der Boden, auf dem es läuft, relativ zu uns unbewegt bleibt. Wenn es uns so gelungen ist, auf das Ding Bezug zu nehmen, versuchen wir, das Ding zu klassifizieren, d.h. wir versuchen, das Ding unter einen sortalen Begriff wie z.B. ‚Katze‘ oder ‚Fuchs‘ zu fassen. Dieses Klassifizieren hat sich für unsere Orientierung in der Welt als äußerst hilfreich erwiesen, es erlaubt uns, uns schnell ein richtiges und nützliches Bild von einem Ding zu machen.

Das Einteilen der Umwelt in Dinge und das Fassen eines Dinges unter einen sortalen Begriff, das Klassifizieren eines Dinges, so daß es von anderen Dingen abgegrenzt ist und zählbar ist, ist ein anderer psychischer Akt als das Herausgreifen einer einzelnen Eigenschaft eines Dinges. Daraus folgt aber nicht, daß das Einteilen und Klassifizieren nicht auf Grund von Eigenschaften des Dinges, sondern auf Grund einer besonderen Qualität des Dinges, der konstitutiven Natur, geschähe. Vielmehr teilen wir die Umwelt so in Dinge ein, wie es unseren Interessen entspricht, und beim Klassifizieren fassen wir Dinge zusammen, die eine große Zahl bestimmter sinnfälliger Eigenschaften gemeinsam haben.<sup>99</sup>

Ich halte also dafür, daß der Unterschied zwischen der Frage, *was* ein bestimmtes Ding sei, und der Frage, *wie* dieses Ding beschaffen sei, seinen Grund darin hat, daß es bei dem Was um einen Akt des Klassifizierens eines konkreten Gegenstandes und bei dem Wie um einen Akt des Herausgreifens einer Eigenschaft, d.h. eines abstrakten Teiles eines konkreten Gegenstandes, handelt. Es ist anzunehmen, daß das Klassifizieren auf Grund von Eigenschaften des Dinges geschieht. Es liegt hier kein Grund vor, zwei verschiedene Kategorien von Qualitäten anzunehmen.

### 3.2.2. *Wird eine konstitutive Natur von etwas getragen?*

Zunächst sei ein Einwand gegen die Substanzontologie erwähnt, von dem ich meine, der Substanzontologe könne ihm entgehen. Der Substanzontologe sagt,

---

<sup>99</sup> Zum hier auftretenden Problem der Familienähnlichkeit siehe Armstrong 1989a, 84-88.

eine Substanz sei nicht bar jeglicher Qualität, sondern sie habe eine konstitutive Natur. Stellt sich da nicht das Problem, welches der *Träger der konstitutiven Natur* ist? Man könnte gegen die Substanzontologie einwenden, Substanzen seien nicht primitiv, sie seien weiter analysierbar, es müsse an ihnen nämlich außer der konstitutiven Natur auch ein Träger der konstitutiven Natur sein.<sup>100</sup>

Dieser Einwand ist schlagend, wenn angenommen wird, der Träger von Eigenschaften sei ein vollständiger Gegenstand, ein Gegenstand so wie Sokrates wie er leibt und lebt oder so wie jener Apfel dort mit allem Drum und Dran. Michael Loux scheint so etwas zu meinen, wenn er sagt „Kinds are universals whose instantiations are fully articulated substances.“ (1974, 783) In diesem Falle gehörte z.B. die Vernünftigkeit des Sokrates auch zum Substrat, d.h. zu dem, was Eigenschaften — wie z.B. das 60-Kilogramm-schwer-Sein des Sokrates — trägt. Die Vernünftigkeit wäre ein Bestandteil des Substrats. Dann aber wäre der Träger von Eigenschaften nicht primitiv, er wäre weiter analysierbar, denn es wäre an ihm z.B. das Menschsein von dem Vernünftigsein oder das Stupsnasigsein von dem Vernünftigsein zu unterscheiden. Es müßte dann ein Substrat im Substrat geben müßte, von welchem das Vernünftigsein getragen wird.

Es gibt aber eine — von Ingarden vertretene — bessere Konzeption der Substanzontologie, die diesem Einwand entgeht. Gemäß dieser Konzeption der Substanzontologie ist das Substrat nicht bar jeglicher Qualität, aber auch nicht seinsselbständig. Zum Substrat gehört die konstitutive Natur, aber zum Substrat gehören keine seiner Eigenschaften. Die konstitutive Natur selbst wird nicht getragen; die konstitutive Natur *ist* das Substrat. Das Substrat ist nichts als die konstitutive Natur. (Ingarden würde sagen, die Materie der konstitutiven Natur steht in der Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘; aber die Form ist nicht ein von der konstitutiven Natur verschiedener Bestandteil des Gegenstandes.) Die richtige Antwort auf die auf Sokrates bezogene Frage „Was ist das?“ lautet „Das ist ein Mensch“. Das Menschsein des Sokrates wird nicht von Sokrates getragen; vielmehr ist es das, was alle Eigenschaften des Sokrates trägt. Es braucht keinen Träger, denn es ist schon etwas Individuelles. Es ist ein Exem-

---

<sup>100</sup> Dieser Einwand wird z.B. von Campbell (1990, 7) erhoben: „If the substance is the substratum *plus* (some of) the properties, then according to the dualist ontology, it is a composite of items from two utterly distinct categories, that which particularizes and that which furnishes the nature. Such a composite cannot be basic; it admits of further analysis. The substance now resolves into particularizing substratum and nature-furnishing properties *just as the original object did*. We have made no progress.“

plar des Substanzuniversale Menschsein und ist numerisch verschieden von allen anderen Exemplaren desselben Universale, d.h. von allen anderen Menschen. Das Menschsein kommt dem Sokrates auf eine andere Weise zu als sein Vernünftigkeitsein. Dieses ist eine seiner Eigenschaften, sie wird von ihm getragen; jenes trägt alle seine Eigenschaften.

Eine konstitutive Natur ist ein Träger von Eigenschaften und an sich noch kein seinsselbständiger Gegenstand. Einigen Eigenschaften gegenüber ist die konstitutive Natur eindeutig seinsunselbständig; diese sind die notwendigen Eigenschaften des Gegenstandes. (x ist seinsunselbständig gegenüber y gdw x nicht anders existieren kann als zusammen mit y.) Eine konstitutive Natur kann nicht existieren, außer wenn sie bestimmte Eigenschaften trägt. Die notwendigen Eigenschaften werden — wie alle Eigenschaften — von der konstitutiven Natur getragen. Die konstitutive Natur und die notwendigen Eigenschaften eines Gegenstandes bilden das *Wesen* des betreffenden Gegenstandes. Die notwendigen Eigenschaften eines Gegenstandes sind von der konstitutiven Natur eines Gegenstandes zu unterscheiden. Würde die konstitutive Natur, d.h. das, was das Substrat „direkt“ qualifiziert,<sup>101</sup> mit den notwendigen Eigenschaften identifiziert, trafe der Einwand, das Substrat sei nicht einfach, zu.

(Ich nenne ein solches Substrat mit qualitativer Grundbestimmung — eine konstitutive Natur, die in der Form ‚Subjekt von Eigenschaften‘ steht — *Substanz*, doch ist dabei zu beachten, daß diese Verwendung des Terminus „Substanz“ der auch üblichen Verwendung dieses Terminus für das, was selbständig existieren kann,<sup>102</sup> zuwider läuft, denn ich meine, daß eine konstitutive Natur nur existieren kann, wenn sie bestimmte Eigenschaften trägt, d.h. mit ihnen zusammen existiert. Das, was selbständig existieren kann, nenne ich seinsselbständigen Gegenstand, oder auch konkreten Gegenstand oder vollständigen Gegenstand.)

Gemäß Ingardens Ontologie ist ein Substrat nicht bar jeder Qualität, aber doch primitiv (d.h. nicht weiter analysierbar). Nur *eine* Qualität in jedem Gegenstand fungiert als Substrat: die konstitutive Natur. Der Einwand, daß nichtbare Substrate nicht primitiv seien, trifft die Auffassung, gemäß welcher der seinsselbständige Gegenstand das Substrat ist, sowie die Auffassung, gemäß welcher eine konstitutive Natur eine Konjunktion von Eigenschaften ist, er trifft aber nicht Ingardens Ontologie.

---

<sup>101</sup> Vgl. Lowe 1989, 28; Newman 1992, 99; Denkel 1996, 206.

<sup>102</sup> Vgl. LaBossiere 1994, 361.

### 3.2.3. *Es gibt keine untersten Arten*

Bestreiten werde ich nun die Behauptung der Substanzontologie, jeder Gegenstand sei Exemplar genau einer untersten Art. Diese Behauptung ergibt sich aus der Annahme, daß Substanzen Exemplare von Substanzuniversalien seien, und ist für die Substanzontologie unumgänglich. *Eine* Substanz kann nicht Exemplar von *mehreren* Arten sein (sonst wären es mehrere Substanzen). Wenn es mehrere Arten gibt, unter die ein Gegenstand fällt, wird angenommen, es gebe eine *unterste Art* (*Species infima*), von welcher der Gegenstand ein Exemplar ist. Nur für unterste Arten gilt, daß ihre Exemplare Substanzen sind; nur *Species infimae* sind gemäß der Substanzontologie so, daß sie Exemplare haben, die Eigenschaften instantiieren. Substanzen (mit Eigenschaften) mögen ferner zu anderen, übergeordneten Arten gehören, aber die Zugehörigkeit eines Gegenstandes zu seiner *Species infima* ist — gemäß der Substanzontologie — anderer Natur als die Zugehörigkeit eines Gegenstandes zu übergeordneten Arten. Man kann sagen, daß ein Gegenstand zu mehreren Arten „gehört“, aber nur zu einer Art, der *Species infima*, in der Beziehung der „Exemplifikation“ steht. Bei Sokrates z.B. könnte man meinen, daß sowohl ‚Lebewesen‘ als auch ‚Mensch‘ Arten sind, zu denen er gehört. In erster Linie jedoch — ontologisch gesehen — ist er Mensch, ‚Lebewesen‘ ist nur eine übergeordnete Art, zu der nur er gehört, weil er ein Mensch ist. — Als „übergeordnete Arten“ bezeichne ich solche Arten, die mindestens eine Unterart haben. (Loux nennt sie „higher level kinds“.) — Sokrates ist ein Exemplar des Substanzuniversale ‚Menschsein‘. Eine unterste Art ist eine Art, die keine Unterarten hat und deren Exemplare (individuelle) Substanzen sind.

Ich meine, daß ein Gegenstand zu mehreren Arten gehört und daß sich keine dieser Arten als unterste Art bestimmen läßt. Es ist nicht zu sehen, daß es in jedem echten Gegenstand genau eine konstitutive Natur gäbe und daß jeder echte Gegenstand zu genau einer Art gehörte bzw. daß unter den Arten, zu denen er gehört, eine ausgezeichnet wäre als *Species infima*, als natürliche Art.

Nehmen wir zum Beispiel einen bestimmten Apfel, Boskop, rotbraun, 300 Gramm schwer etc. Er scheint zu den folgenden Arten zu gehören: ‚Frucht‘, ‚Apfel‘, ‚Boskop‘, ‚rotbrauner Apfel‘, ‚rotbrauner, rauhschaliger, säuerlicher, ... Apfel‘. All das sind zutreffende Klassifizierungen in folgendem Sinne: Eine Behauptung ist eine *Klassifizierung*, wenn ihre sprachliche Äußerung die Form „Dies ist ein F“ hat und wenn der Ausdruck „F“ so ist, daß man ihn „in dem Frageschema ‚Wieviele ... gibt es jetzt in dem-und-dem Bereich?‘ so einsetzen

kann, daß eine beantwortbare Frage entsteht.“ (Künne 1984, 175) In einem engeren Sinne nenne ich auch das, was durch „F“ ausgedrückt wird, also den Begriff F, eine Klassifizierung.<sup>103</sup> Gemäß der Substanzontologie muß *eine* dieser Klassifizierungen der *Species infima* entsprechen — nur welche? Ich nenne diese Klassifizierung die *Substanz-Klassifizierung*. Welches ist die Art, zu der der Apfel gehört, die keine Unterart mehr hat? ‚Apfel‘ ist eine Unterart von ‚Frucht‘, daher ist ‚Frucht‘ nicht *Species infima*. Ist ‚rotbrauner Apfel‘ eine Unterart von ‚Apfel‘? Der Substanzontologe würde sagen nein, denn das Rotbraunsein des Apfels sei eine *Eigenschaft* des Apfels und gehöre mithin nicht zu seiner konstitutiven Natur. Wenn eine Klassifizierung auf Eigenschaften Bezug nimmt, dann entspricht sie nicht einer echten Art (und schon gar nicht der *Species infima*). Sie ist dann eine Charakterisierung und nicht eine Art-Klassifizierung.

Ich fasse zusammen, welche Begriffe ich eingeführt habe: Ein Gegenstand gehört zu mehreren Arten, von denen eine die *Species infima* ist und die anderen übergeordnete Arten sind. Höhere Arten sind solche Arten, die mindestens eine Unterart haben. Eine *Species infima* ist eine Art, die keine Unterart hat. Die *Species infima* entspricht der konstitutiven Natur des Gegenstandes, d.h. die *Species infima* ist das Universale, dessen Exemplar die konstitutive Natur ist. Eine Behauptung der Form „Das ist ein F“ bzw. der Begriff F ist eine *Klassifizierung*. Eine Klassifizierung, die einer *Species infima* entspricht, nenne ich *Substanz-Klassifizierung*. Klassifizierungen, die auf Eigenschaften (d.h. nicht nur auf Arten) Bezug nehmen, nenne ich *charakterisierende Klassifizierungen*. Klassifizierungen, die nur auf Arten Bezug nehmen, nenne ich *Art-Klassifizierungen*. Eine Klassifizierung ist entweder eine Art-Klassifizierung oder eine charakterisierende Klassifizierung. Eine Substanz-Klassifizierung ist ein Spezialfall der Art-Klassifizierung. Wir haben zwei Kriterien, um Substanz-Klassifizierungen von anderen Klassifizierungen zu unterscheiden bzw. um die *Species infima* von übergeordneten Arten und von Eigenschaften zu unterscheiden:

1. Eine Art ist dann eine übergeordnete Art und keine *Species infima*, wenn sie mindestens eine Unterart hat. Entsprechend gilt: Eine Art-Klassifizierung K1 ist dann keine Substanz-Klassifizierung, wenn es eine Klassifizierung K2

---

<sup>103</sup> Eine Klassifizierung in diesem Sinne ist das, was man in Strawsons Sinne mit *sortalen Ausdrücken* ausdrückt: „Ist ‚F‘ ein sortaler Ausdruck, so gilt: wenn jemand ‚F‘ korrekt anzuwenden vermag, so kann er entscheiden, ob er es in einer gegebenen Situation mit einem oder mehreren F's zu tun hat.“ (Künne 1984, 176; vgl. Strawson 1959, 215)

gibt, die auf eine Art Bezug nimmt, die der Art, auf die K1 Bezug nimmt, untergeordnet ist.

2. Eine Klassifizierung ist dann keine Substanz-Klassifizierung, wenn sie eine charakterisierende Klassifizierung ist, d.h. wenn sie auf Eigenschaften Bezug nimmt.

Welches ist nun bei dem oben erwähnten Apfel die *Species infima*? Kandidaten sind: ‚Frucht‘, ‚Apfel‘, ‚Boskop‘, ‚rotbrauner Apfel‘, ‚rotbrauner, rauhschaliger, säuerlicher, ... Apfel‘. Ich führe gegen die Substanzontologie an, daß das Kriterium (1) zwar einige Kandidaten disqualifiziert, daß aber das Kriterium (2) nicht anwendbar ist, weil *alle* Klassifizierungen auf Eigenschaften Bezug nehmen. Der Substanzontologe sagt, wenn wir von einer übergeordneten Klassifizierung  $K_i$  zu immer weiter untergeordneten Klassifizierungen  $K_{i+n}$  gingen, bis wir — im Extremfall — zu einer Klassifizierung  $K_n$  gelangten, die alle Eigenschaften des Gegenstandes umfaßt, so gebe es dabei einen Übergang von  $K_m$  zu  $K_{m+1}$ , der aus der Reihe fällt, der ein Sprung ist von einer Art-Klassifizierung zu einer charakterisierenden Klassifizierung. Die Klassifizierungen  $K_i$  bis  $K_m$  seien Art-Klassifizierungen, während die Klassifizierungen  $K_{m+1}$  bis  $K_n$  charakterisierende Klassifizierungen seien.  $K_m$  sei die Substanz-Klassifizierung.

Ich halte dagegen, daß dieser Übergang von  $K_m$  zu  $K_{m+1}$  nicht zu finden ist; es gibt keine Kriterien, um zwischen einer Art-Klassifizierung und einer charakterisierenden Klassifizierung zu unterscheiden. Der Hinweis, daß Art-Klassifizierungen solche seien, die nur auf Arten Bezug nehmen, während charakterisierende Klassifizierungen solche seien, die auf Eigenschaften Bezug nehmen, hilft hier wenig, weil der Unterschied zwischen Arten und Eigenschaften gerade der hier zur Debatte stehende ist. Die Annahme dieses Unterschiedes ist eine Ad-hoc-Annahme, um Substanzontologie schlüssig konstruieren zu können. Es gibt keinen Grund für die Annahme, *eine* der Klassifizierungen ‚Frucht‘, ‚Apfel‘, ‚Boskop‘, ..., ‚rotbrauner Apfel‘, ..., ‚rotbrauner, rauhschaliger, säuerlicher, ... Apfel‘ falle aus der Reihe, weil sie auf eine *Species infima* Bezug nehme.

Es mag sein, daß jemand geneigt ist, eine dieser Klassifizierungen bevorzugt zu verwenden, um jemand anderem mitzuteilen „Schau, dort ist ein F!“ . So würde ich z.B. angesichts des genannten Apfels sagen „Schau, dort ist ein Apfel“. Ein Experte in Sachen Äpfel würde sich aber sofort einer genaueren Klassifizierung bedienen und sagen „Schau, da ist ein Boskop“. Welcher Klassifizierung man sich bedient, hängt zudem vom Kontext ab. Wenn man einen Korb mit Obst hat, in dem außer unserem Apfel keine weiteren Äpfel, sondern nur

lauter Birnen, Bananen und Orangen liegen, wird man, wenn man den Apfel entdeckt, sagen „Oh, ein Apfel“. Wenn man hingegen einen Korb hat, in dem außer unserem Apfel nur lauter Golden-Delicious-Äpfel liegen, wird man, wenn man unseren Apfel entdeckt, sagen „Oh, ein Boskop“. Es ist interessensrelativ, welche Klassifizierung eines Gegenstandes ein Mensch vornimmt und welche er naheliegend findet.

Schließlich ist gegen die Annahme, daß es unterste Arten gebe, anzuführen, daß es zu jeder Art eine tiefere Art gibt bzw. daß es zu jeder Klassifizierung eine tiefere, genauere Klassifizierung gibt. Für den Laien, für den ein Apfel wie der andere ist, ist Apfelsein die Klassifizierung, die ihm beim Anblick eines Apfels in den Sinn kommt. Der Experte in Sachen Äpfel ist imstande, genauer zu klassifizieren, indem er z.B. zwischen Boskop und Golden Delicious unterscheidet. Prinzipiell kann zu jeder Klassifizierung durch Hinzuziehung einer Eigenschaft eine tiefere Klassifizierung gebildet werden. Angenommen, es käme bei Boskopäpfeln mitunter zu einer grünen Färbung der einen Seite der Äpfel. Die Menschen, die diese Äpfel kennen und auch die normalen Boskop kennen, könnten nun einen sortalen Begriff bilden, unter den genau diese zur Hälfte grünen Boskop fallen, und sie könnten diese Äpfel z.B. „Barkop“ nennen. Wenn dieser Begriff hilfreich ist, wird er den Menschen, die mit diesen Äpfeln täglich zu tun haben, bald genauso geläufig sein wie der Begriff Boskop. Wenn es aber wahr ist, daß zu jeder Klassifizierung — außer freilich zu einer Klassifizierung, die alle Eigenschaften des Dinges umfaßte — eine tiefere Klassifizierung gebildet werden kann, ist die Annahme, daß es unterste Arten gibt, falsch.

#### 3.2.4. *Essentialismus*

Michael Loux schlägt vor, folgendes sei eine notwendige Bedingung (aber keine hinreichende Bedingung) dafür, daß ein Universale eine *Species infima* ist (Loux 1976, 54 und 58):

*Wenn ein Universale U eine Species infima ist, dann gilt: wenn ein Gegenstand a U instantiiert, dann ist a notwendigerweise U. Wenn a U instantiiert und a nicht notwendigerweise U ist, dann ist U keine Species infima.*

Ein Apfel ist notwendig ein Apfel, während ein rotbrauner Apfel nichtnotwendig rotbraun ist. Aus dem Kriterium ergibt sich, daß Ein-rotbrauner-Apfel-Sein keine *Species infima* ist. Loux nimmt ferner an: Wenn a nichtnotwendigerweise

U ist, dann ist U keine Art, sondern eine Eigenschaft (oder zumindest hat U eine Eigenschaft als Bestandteil). Das Rotbraunsein kommt dem Apfel nicht-notwendigerweise zu, also ist es eine (nichtnotwendige) Eigenschaft des Apfels. So glaubt Loux, Klassifizierungen wie ‚rotbrauner Apfel‘ als charakterisierende Klassifizierung entlarven zu können. Der hier vorliegende Begriff der Notwendigkeit ist ein Begriff von Notwendigkeit *de re*. Meine Kritik an Loux‘ Kriterium ist, daß dieser Begriff von De-re-Notwendigkeit die Annahme von Species infimae bzw. konstitutiven Naturen voraussetzt und daß damit das Kriterium ungeeignet dafür ist, Species infimae von anderen Universalien zu unterscheiden.

Die Auffassung, der gemäß ein Gegenstand einige seiner Qualitäten notwendigerweise hat, nenne ich *Essentialismus*. Der in Frage stehende Begriff der Notwendigkeit gründet zunächst auf der Intuition, daß ein bestimmter rotbrauner Apfel nicht sein könnte, ohne ein Apfel zu sein, während er aber durchaus sein könnte, ohne rotbraun zu sein. Will man diese Intuition begründen und diesen Begriff der Notwendigkeit explizieren, so muß man auf folgende Theorie, auf die Substanzontologie nämlich, zurückgreifen: Ein Gegenstand *a* hat eine Qualität *Q* notwendigerweise genau dann, wenn *Q* die Species infima (bzw. die konstitutive Natur) von *a* ist oder eine Eigenschaft ist, die von der Species infima von *a* gefordert wird (d.h. eine Eigenschaft, der gegenüber die konstitutive Natur von *a* eindeutig seinsunselbständig ist). Wenn ein Gegenstand eine seiner ihm notwendigerweise zukommenden Qualitäten verliert, hört er auf zu existieren, er wird zerstört.

Die Unterscheidung, ob eine Qualität von einem bestimmten Gegenstand notwendig oder nichtnotwendig instantiiert wird, setzt die Unterscheidung zwischen der konstitutiven Natur und den Eigenschaften eines Gegenstandes voraus. Daher ist Loux’s Kriterium nicht hilfreich dafür, Species infimae von anderen Universalien zu unterscheiden.

### 3.2.5. Diachrone Identität

Substanzen sind Substrate mit konstitutiver Natur. Solange die konstitutive Natur einer Substanz erhalten bleibt, bleibt die Substanz identisch erhalten. Eine Aussage der Form „Die Substanz *S*<sub>1</sub> zur Zeit *t*<sub>1</sub> ist identisch mit der Substanz *S*<sub>2</sub> zu Zeit *t*<sub>2</sub>“ hat gemäß der Substanzontologie immer einen Wahrheitswert. Sie ist genau dann wahr, wenn die konstitutive Natur von *S*<sub>1</sub> von *t*<sub>1</sub> bis *t*<sub>2</sub> kontinuierlich erhalten bleibt und der Weg von *S*<sub>1</sub> durch Raum-Zeit zu

S2 führt. Das Prädikat „\_ ist identisch mit \_“ ist demnach nicht vage. Etwas, was nicht durch die Zeit hindurch eindeutig identisch bleibt, ist keine Substanz; d.h. wenn nicht objektiv feststeht, ob ein bestimmter Gegenstand G zu t1 mit einem bestimmten Gegenstand zu t2 identisch ist oder nicht, ist G keine Substanz.

Muß ein Substanzontologe annehmen, daß Aussagen der Form „Die Substanz S1 zur Zeit t1 ist identisch mit der Substanz S2 zu Zeit t2“ immer einen Wahrheitswert haben? Kann er nicht auch annehmen, daß in manchen Fällen die diachrone Identität von Substanzen vage sei? Aus folgendem Grunde wäre diese Position abwegig. Wenn die Bedingungen der diachronen Identität für einen Gegenstand in dem sortalen Begriff festgelegt sind, unter den der Gegenstand gefaßt wird, kann es zu Vagheit bei Identitätsbehauptungen bezüglich dieses Gegenstandes kommen. Diese Vagheit hat dann ihren Grund darin, daß aus dem Inhalt des Begriffes weder eindeutig hervorgeht, daß in dem betreffenden Fall diachrone Identität vorliegt, noch, daß keine diachrone Identität vorliegt. Der Begriff liefert in dem betreffenden Fall kein klares Ergebnis. Doch gemäß der Substanzontologie sind die Bedingungen der diachronen Identität einer Substanz nicht in dem sortalen Begriff festgelegt, unter den die Substanz gefaßt wird. Vielmehr gibt es gemäß der Substanzontologie die Identitätsbedingungen einer Substanz etwas zu Entdeckendes. Sie sind nicht weniger objektiv als z.B. die Eigenschaften der Substanz. Vagheit diachroner Identität ist mit einer solchen Auffassung unvereinbar, denn das müßte eine Vagheit sein, die ihren Grund nicht darin hat, daß der Inhalt eines Begriffes etwas unbestimmt läßt. Der Gegenstand selbst müßte irgendwie in einer Hinsicht unbestimmt sein. Doch das scheint schwer vertretbar. Nur wenn man entgegen der Auffassung der Substanzontologie meint, die Bedingungen der diachronen Identität eines Gegenstandes seien in dem sortalen Begriff festgelegt, unter den der Gegenstand gefaßt wird, kann man plausibler Weise Vagheit diachroner Identität anerkennen.<sup>104</sup>

Fälle wie das Schiff des Theseus werden für die Substanzontologie zu einem Problem: Zur Zeit t1 liegt das Schiff des Theseus im Hafen von Athen. Nennen wir dies Schiff S1. Im Laufe der Zeit werden nun immer wieder kleinere Reparaturarbeiten am Schiff vorgenommen, indem einzelne Bauteile des Schiffes ausgewechselt werden. Dabei wird aber nie das ganze Schiff zerlegt, das Schiff ist zu jeder Zeit funktionstüchtig. Alle ausgebauten Teile werden aufgehoben und alle vorgenommenen Reparaturen werden sorgfältig dokumentiert. In der

---

<sup>104</sup> Eine ähnliche Auffassung verteidigt auch Heller (1990, Kap. 3).

Zeit zwischen  $t_1$  und  $t_2$  sind so viele Reparaturen vorgenommen worden, daß zu  $t_2$  alle Teile erneuert sind. Nennen wir dies Schiff zu  $t_2$  S2. Ist S1 identisch mit S2?

Die ausgebauten Teile werden nun wieder zu einem Schiff zusammgebaut. Nennen wir dies Schiff, das nun neben S2 liegt, S3. Ist S1 identisch mit S3?

Dafür, daß S1 mit S2 identisch ist, spricht, daß das Schiff von  $t_1$  bis  $t_2$  kontinuierlich existiert und daß S2 aus S1 hervorgegangen ist. Dafür, daß S1 mit S3 identisch ist, spricht, daß S1 und S3 aus demselben und in derselben Weise angeordneten Material bestehen.

In diesem Beispiel *wissen wir genau über den Verbleib und die Geschichte jeder Planke Bescheid*. Gibt es *darüber hinaus* noch etwas zu entdecken, nämlich wo in Wahrheit S1 verblieben ist, ob also S2 oder S3 mit S1 identisch ist? Wie sollte das herauszufinden sein? Weiß Gott hier um den Verbleib von S1? — Es liegt nahe anzunehmen, daß die Aussage „S1 ist numerisch identisch mit S3“ keinen Wahrheitswert hat. Wer über den Verbleib und die Geschichte jeder Planke Bescheid weiß, weiß alles, was über den Verbleib von S1 zu wissen ist.

Wenn das aber wahr ist, dann sind Schiffe keine Substanzen. Denn wären sie Substanzen, dann müßte genau eine der folgenden drei Aussagen wahr sein: 1. S1 ist mit S2 identisch; 2. S1 ist mit S3 identisch; 3. S1 hat zu einer Zeit zwischen  $t_1$  und  $t_2$  aufgehört zu existieren. Der Substanzontologe, der annimmt, daß Schiffe Substanzen seien, nimmt an, daß S1 eine konstitutive Natur hat — das individuelle Schiffsein von S1. Wer herausfinden möchte, wo S1 verblieben ist, muß demnach herausfinden, was mit der konstitutiven Natur von S1 geschehen ist. Sie ist entweder in S2 oder in S3 oder aber sie hat aufgehört; demnach muß entweder (1), (2) oder (3) wahr sein; die konstitutive Natur von S1 kann nicht teilweise in S2 und teilweise in S3 sein. Wenn wir aber ablehnen, daß Schiffe Substanzen sind, können wir das Problem des Schiffes des Theseus lösen, indem wir es als unbestimmt ansehen, ob S1 mit S3 identisch ist.

Dies spricht zunächst einmal nur dafür, daß gewöhnliche Gegenstände wie Schiffe keine Substanzen sind. Von dem Problem des Theseusschiffes unberührt bliebe eine Substanzontologie, die annimmt, daß Schiffe, obwohl sie naheliegende Kandidaten für Substanzen sind, keine Substanzen seien. Doch was sind dann Substanzen? Wenn sich keine aussichtsreicheren Kandidaten für Substanzen als gewöhnliche Dinge wie Schiffe finden, spricht das gegen die Substanzontologie.

### 3.2.6. *Quarks, Leptonen, Bosonen, Strings*

Ich habe dafür argumentiert, daß die Annahme von konstitutiven Naturen falsch ist und daß daher die Substanzontologie falsch ist. Ich habe zu zeigen versucht, daß keine konstitutiven Naturen zu finden sind und daß keine Grund besteht, solche anzunehmen. Meine Ablehnung der Annahme von konstitutiven Naturen geht einher mit der Ablehnung jeder essentialistischen Ontologie, d.h. jeder Ontologie, die annimmt, ein Gegenstand habe einiger seiner Eigenschaften notwendigerweise.<sup>105</sup>

Ich habe jedoch nicht behauptet, daß die Substanzontologie widersprüchlich oder unmöglich sei, sondern nur, daß tatsächlich keine konstitutive Naturen zu finden sind. Ein möglicher Ausweg aus den geschilderten Problemen könnte die Annahme atomarer Substanzen sein. Vielleicht sind meine Beispiele, Äpfel und Schiffe, ungünstig gewählt und es finden sich auf subatomarer Ebene Substanzen, d.h. Substrate mit konstitutiven Naturen. Vielleicht sind Äpfel, Schiffe, Tische, Steine etc. keine Substanzen, aber vielleicht gibt es dennoch Substanzen, nämlich Quarks, Leptonen und Bosonen.<sup>106</sup> Das hieße, daß diese Elementarteilchen Substrate mit einer konstitutiven Natur (z.B. Bosonsein) sind, die Eigenschaften (z.B. Ladung, Spin) tragen und in Relationen zu anderen Elementarteilchen stehen.

Zu erwägen ist auch die in den 70er Jahren entwickelte Stringtheorie, gemäß der das Universum aus unvorstellbar kleinen Schlaufen, den Strings, aufgebaut ist.<sup>107</sup> Strings kommen in verschiedenen Schwingungszuständen vor, und je nach Schwingungszustand repräsentieren sie verschiedene Elementarteilchen. Nehmen wir an,  $\alpha$  und  $\beta$  seien Schwingungszustände von Strings. Ein String im Zustand  $\alpha$  ist dann z.B. ein Lepton, ein String im Zustand  $\beta$  ein Boson. Demnach unterscheiden sich Bosonen von Leptonen nicht dadurch, daß sie verschiedene konstitutive Naturen hätten, sondern beide sind Strings, diese sind Strings mit Eigenschaft  $\alpha$ , jene sind Strings mit Eigenschaft  $\beta$ .

Folgendes ist gegen die Auffassung, daß Quarks, Bosonen, Leptonen oder Strings Substanzen sind, in Anschlag zu bringen. Etwas, was nicht durch die Zeit hindurch eindeutig identisch bleibt, ist keine Substanz, d.h. wenn nicht

---

<sup>105</sup> Simons (1994) und Denkel (1996) haben Essentialismus und Nominalismus kombiniert, doch ich meine, daß man damit die Nachteile des Nominalismus mit denen des Universalienrealismus kombiniert.

<sup>106</sup> So van Inwagen 1990, 98f. Vgl. Unger 1979, „There Are No Ordinary Things“

<sup>107</sup> Vgl. zur String-Theorie Taubes 1995 „A Theory of Everything Takes Shape“.

objektiv feststeht, ob ein bestimmter Gegenstand  $G$  zu  $t_1$  mit einem bestimmten Gegenstand zu  $t_2$  identisch ist oder nicht, ist  $G$  keine Substanz. Folgendes Phänomen legt nahe, daß zumindest Bosonen nicht eindeutig diachron identisch bleiben und daher keine Substanzen sind:

Nehmen wir an, zur Zeit  $t_1$  befinden sich in einer Kammer, die durch eine Trennwand in zwei Kammern  $K_1$  und  $K_2$  eingeteilt werden kann, zwei Bosonen — das sind wechselwirkungsfreie Teilchen mit ganzzahligem Spin —  $b_1$  und  $b_2$ .<sup>108</sup> Die Trennwand ist eingesetzt,  $b_1$  ist in  $K_1$ ,  $b_2$  ist in  $K_2$ . Nun wird die Trennwand entfernt und nach einer gewissen Zeit zu  $t_2$  wieder eingesetzt. Die Quantentheorie sagt uns, daß wir nicht beobachten können, wie sich die Bosonen zwischen  $t_1$  und  $t_2$  bewegen und ob sie sich überhaupt auf Bahnen bewegen.<sup>109</sup> Wir erwarten, daß es vier gleichwahrscheinliche Möglichkeiten der Verteilung der Bosonen in den beiden Kammern zu  $t_2$  gibt: (1)  $b_1$  und  $b_2$  in  $K_1$ , (2)  $b_1$  und  $b_2$  in  $K_2$ , (3)  $b_1$  in  $K_1$  und  $b_2$  in  $K_2$ , (4)  $b_1$  in  $K_2$  und  $b_2$  in  $K_1$ . Demnach erwarten wir auch, daß, wenn das Experiment oft durchgeführt wird, sagen wir  $N$  mal, jeder Fall  $N/4$  mal auftritt. Die Wahrscheinlichkeit sollte für jeden einzelnen Fall  $1/4$  betragen. Tatsächlich wird aber eine Drittelverteilung ( $N/3$ ) beobachtet (Bose-Einstein-Statistik wechselwirkungsfreier Teilchen), d.h. *tatsächlich ist die Wahrscheinlichkeit für jeden Fall  $1/3$* . Die Quantentheorie sagt uns, daß es nur drei Möglichkeiten der Verteilung der Bosonen gibt, denn die Möglichkeiten (3) und (4) sind nicht verschieden. Es gibt die drei Möglichkeiten: (I) zwei Bosonen sind in  $K_1$ , (II) zwei Bosonen sind in  $K_2$ , (III) ein Boson ist in  $K_1$  und ein Boson ist in  $K_2$ . Daraus, daß in der Tat die Fälle (I), (II) und (III) je  $N/3$  mal vorkommen, daß also die Wahrscheinlichkeit für (I), (II) und (III) jeweils  $1/3$  beträgt, folgt — bei Annahme der Gleichwahrscheinlichkeit —, daß wir nicht nur nicht imstande sind, (3) und (4) zu unterscheiden, sondern daß (3) und (4) tatsächlich nicht verschieden sind.

Wenn jedes Boson eine konstitutive Natur hätte, wären (3) und (4) verschiedene Tatsachen. Es gäbe eine raumzeitliche Kontinuität zwischen  $b_1$  (beobachtet zu  $t_1$ ) und einem der beiden Bosonen zu  $t_2$ . Zu erwarten wäre eine statistische Verteilung mit  $1/4$  für die vier Fälle (1) bis (4). Tatsächlich gibt es aber eine Drittelverteilung. Daher ist anzunehmen, daß (3) und (4) nicht ver-

---

<sup>108</sup> Vgl. die philosophische Erörterung dieses Falles in Swinburne 1995, 130. Vgl. auch Simons 1998, 247f. Paul Dirac stellt die Sachlage mit einem Beispiel mit zwei Teilchen, die sich — nicht in zwei Kammern, sondern — in zwei voneinander unabhängigen *Zuständen* befinden, dar. Siehe Dirac 1930, *The Principles of Quantum Mechanics*, S. 210f.

<sup>109</sup> Vgl. French, S. & Redhead, M., 1988, 244.

schiedene Tatsachen sind und daß im Falle, daß zu  $t_2$  je ein Boson in einer Kammer ist, die Aussage „ $b_1$  (beobachtet zu  $t_1$ ) ist identisch mit dem Boson zu  $t_2$  in  $K_1$ “ keinen Wahrheitswert hat. Bosonen haben demnach keine konstitutive Natur, sie sind keine Substanzen.

Vielleicht entdecken Physiker einmal Substanzen. Ich vermute aber, daß Leptonen, Quarks oder Strings auch keine besseren Kandidaten für Substanzen sind<sup>110</sup> und halte daher an folgendem fest: Es gibt keine konstitutiven Naturen, es ist nicht so, daß jeder Gegenstand einer *Species infima* zuzuordnen wäre, die Substanzontologie ist wahrscheinlich falsch.

### 3.2.7. Substanzontologie und die Einteilung der Welt

Vor mir auf dem Tisch liegt ein Buch. Ist die mereologische Summe aus dem Buch und der Tischplatte ein Gegenstand? Ist es gleichermaßen berechtigt, diese Summe — die wir im Alltag nicht als Gegenstand anzusprechen pflegen — als einen Gegenstand zu bezeichnen, wie es berechtigt ist, das Buch — also einen Alltagsgegenstand — als einen Gegenstand zu bezeichnen?

Konstitutive Naturen bzw. Substanzuniversalien portionieren die Welt in natürliche konkrete Einheiten, sie erzeugen natürliche Glieder der Welt, genauer gesagt des Bereiches des individuell Seienden.<sup>111</sup> Die Welt besteht gemäß der Substanzontologie aus lauter einzelnen Exemplaren von Substanzuniversalien, und diese sind die natürlichen Glieder der Welt. Wenn man die rechte Hälfte einer bestimmten Substanz plus der linken Hälfte einer anderen Substanz als einen Gegenstand auffaßte, verführe man wie ein schlechter Koch, der beim Tranchieren die Glieder zerbricht. Mereologische Summen von Teilen verschiedener Substanzen sind gemäß der Substanzontologie keine Substanzen.<sup>112</sup>

Wenn wir jedoch konstitutive Naturen bzw. Substanzuniversalien — zumindest für materielle, raum-zeitliche Gegenstände — ablehnen, gelangen wir

---

<sup>110</sup> Vgl. die Argumente gegen die Annahme, daß Elementarteilchen Substanzen seien in Simons 1998, 247f.

<sup>111</sup> Vgl. Lowe 1989, 3; Armstrong 1978b, 63; 1997, 111f; *Streit II/1*, 412.

<sup>112</sup> Vgl. z.B. Smith (1997, 108), der nicht nur meint, daß Summen von Teilen verschiedener Substanzen keine Substanzen sind, sondern Aristoteles folgend sogar meint, Substanzen hätten auch keine Teile, die Substanzen sind: „A substance has no proper parts which are themselves substances. A proper part of a substance, for as long as it remains a part, is not itself a substance, but is only possibly so; it becomes a substance only when it is somehow isolated from its circumcluding whole.“

zu der Auffassung, daß *jede Einteilung der Welt in Gegenstände gleich angemessen ist*. Das heißt nicht, daß jede Einteilung der Welt gleich praktisch ist, sondern nur, daß die materielle Welt nicht schon auf allgemeinsten (ontischer) Ebene eine Einteilung enthält. Es bietet sich zwar nicht an, die mereologische Summe aus dem Buch und der Tischplatte, auf der es liegt, als einen Gegenstand aufzufassen, aber es ist auch nicht so, daß das Buch ein authentischerer Gegenstand wäre als die Summe aus dem Buch und der Tischplatte, weil jenes eine Substanz wäre, diese aber nicht.

In der Ontologie untersuchen wir die allgemeinsten Strukturen der Welt und suchen, ob es so etwas wie ontologische Grundbausteine gibt. Kandidaten für solche ontologischen Grundbausteine sind z.B. Momente, Universalien, bare Substrate und konstitutive Naturen. (Das, was Entitäten zu Entitäten derselben *Kategorie* macht — das, was z.B. alle Momente gemeinsam haben —, ist ihre *Form*. Vgl. Ingarden, *Streit II/1*, 5; Tegtmeier 1992, 39 und 43f.) Konstitutive Naturen sollen solche ontologischen Grundbausteine sein, die Gegenständen eine Einheit verleihen und damit eine Einteilung der Welt in Gegenstände vorgeben. Wenn ich behaupte, daß es keine konstitutiven Naturen gibt und daß jede Einteilung der Welt in Gegenstände gleich angemessen ist, meine ich damit, daß *auf der Ebene der ontologischen Grundbausteine* keine Einteilung der Welt in Gegenstände vorgegeben ist.

### 3.3. Raum-Zeit-Positionen als Substrate

Ein Universalienrealist braucht in seiner Ontologie etwas, was Universalien instantiiert. Ich habe argumentiert, daß die Annahme von Substanzen problematisch ist, und werde nun eine Alternative zur Annahme von Substanzen untersuchen.

Nehmen wir an, vor uns liegen zwei Steine, die sich haargenau gleichen. Nehmen wir des weiteren an, daß ein Ding eine Eigenschaft hat, indem es ein Universale instantiiert. Woran liegt es, daß es *zwei* Steine sind, die vor uns liegen, obwohl sie alle Eigenschaften gemeinsam haben?<sup>113</sup> Man könnte meinen, die Steine hätten zwar alle Eigenschaften gemeinsam, aber sie stünden doch in unterschiedlichen Relationen, insbesondere in unterschiedlichen räumlichen (und zeitlichen) Relationen. Sie haben zum Beispiel unterschiedliche Entfer-

---

<sup>113</sup> Vgl. Zimmermann 1997.

nungen vom Eiffelturm und vom Mond. Es böte sich demnach folgendes schwache Prinzip der Identität von Ununterscheidbaren an:

*Was dieselben Eigenschaften hat und in denselben Relationen (inklusive der räumlichen Relationen) steht, ist identisch.*

Dieses Prinzip hat bessere Aussichten darauf, wahr zu sein, als das starke Prinzip der Identität der Ununterscheidbaren, das besagt, daß identisch sei, was dieselben (monadischen) Eigenschaften habe. Dennoch ist auch das schwache Prinzip der Identität von Ununterscheidbaren in Zweifel zu ziehen. Max Black (1952) hat folgendes Gedankenexperiment gegen das Prinzip vorgebracht: Man stelle sich ein Universum vor, das nur zwei sich genau gleichende Metallkugeln enthält. Die beiden Kugeln haben alle ihre Eigenschaften gemeinsam. Black argumentiert weiter, daß beide Kugeln auch in denselben Relationen und insbesondere in *denselben räumlichen Relationen* stünden. Jede relationale Eigenschaft, die die eine Kugel hat, hat auch die andere Kugel. Beide Kugeln stehen z.B. in der Relation, n Meter von einer Metallkugel entfernt zu sein.

Isn't it logically possible that the universe should have contained nothing but two exactly similar spheres? We might suppose that each was made of chemically pure iron, had a diameter of one mile, that they had the same temperature, colour, and so on, and that nothing else existed. Then every quality and relational characteristic of the one would also be a property of the other. Now if what I am describing is logically possible, it is not impossible for two things to have all their properties in common. This seems to me to refute the Principle [of identity of indiscernibles]. (Black 1952, 156)

Obwohl die beiden Kugeln alle Eigenschaften gemeinsam haben und in denselben Relationen stehen, sind es doch *zwei* Kugeln. Demnach ist nicht nur das starke, sondern auch das schwache Prinzip der Identität von Ununterscheidbaren falsch.<sup>114</sup>

Wenn die Kugeln dieselbe Masse, dieselbe Form, denselben Aufbau etc. haben, bleibt als das, was sie unterscheidet, die unterschiedliche Position im Raum (zu derselben Zeit). Ist es also vielleicht die Raum-Zeit-Position, an der sich ein Ding befindet, welche die betreffenden Universalien instantiiert, d.h. welche das Substrat des Dinges ist? Ist es die Raum-Zeit-Position eines Dinges, kraft derer es individuell ist? — Das ist die von Armstrong vertretene Auffassung (vgl. oben S. 58ff).

---

<sup>114</sup> Dafür, daß das Prinzip der Identität von Ununterscheidbaren falsch ist, argumentieren z.B. auch Cortes 1976 und Armstrong 1989a, 64–70.

### 3.3.1. *Relationismus*

Wenn man annehmen möchte, daß Raum-Zeit-Positionen als Substrat fungieren können, muß man annehmen, *daß sie individuell sind*, und man muß — wie ich nun zunächst zeigen möchte — den *Relationismus* ablehnen. Der Relationismus ist die Auffassung, nach der Raum-Zeit in nichts anderem besteht als in Relationen zwischen Individuen. Der Relationismus besagt, daß Raum nur die Summe von bestehenden räumlichen Relationen zwischen existierenden materiellen Individuen sei. Daß sich ein Individuum an einer bestimmten Position befindet, bestehe darin, daß es in bestimmten Relationen zu anderen Individuen stehe.

Wenn aber Positionen nur in Relationen zwischen Individuen bestehen und Relationen Universalien sind, was ist es dann, was die betreffenden Relations-Universalien instantiiert? Nimmt der Relationist Substrate an, deren Individualität nicht von ihrer Position abhängt, kann er sagen, die Relationsuniversalien würden von diesen Substraten instantiiert. Will man aber Relationismus mit der Auffassung, der gemäß Individuen kraft ihrer Position individuell sind, kombinieren, so ergibt sich folgender Regreß: Positionen bestehen in Relationen zwischen Individuen; Individuen sind kraft ihrer Positionen individuell; diese Positionen bestehen in Relationen zwischen Individuen; diese Individuen sind kraft ihrer Positionen individuell; usf. Wir kommen auf diesem Wege zu nichts Individuellem, zu nichts, was Universalien instantiiieren könnte. Man kann nicht zugleich Positionen auf Relationen zurückführen und annehmen, daß Positionen als Substrate fungieren. Wenn man den Relationismus verteidigen möchte, muß man Individuen annehmen, deren Individualität nicht durch ihre Position begründet ist. Nur dann kann man argumentieren, daß Raum in nichts anderem besteht als in Relationen zwischen diesen Individuen.

Wenn sich zeigen ließe, daß der Relationismus wahr ist, ließe sich damit also zeigen, daß die Auffassung, daß Positionen Substrate sind, falsch ist. Ich möchte hier jedoch die Position, daß Positionen Substrate sind, stark machen, und nehme daher hier an, daß der Relationismus falsch ist.<sup>115</sup> Positionen lassen sich nicht auf Relationen zwischen Individuen zurückführen. Wir wollen einmal annehmen, daß Positionen selbst individuell sind.

---

<sup>115</sup> Vgl. hierzu Mortensen, C. & Nerlich, G.C., 1983, „Space-time and handedness“, *Ratio* 25, 1-14; und Campbell 1990, 126-130.

### 3.3.2. Positionen als Individuen

Nehmen wir also an, daß Positionen individuell sind und daß jede Position einzig ist und so ist, daß sie einen Namen tragen könnte (so daß zum Beispiel Gott jede Position beim Namen kennen könnte). Positionen kann man in diesem Sinne „absolut“ nennen.<sup>116</sup> Wie ist im Rahmen dieser Auffassung des Raumes zu beschreiben, daß sich ein Stein an der Position P befindet? Fales erwägt hier folgendes: Daß das Individuum a die raumzeitliche Position P(t) einnimmt, heißt soviel wie, daß a in einer bestimmten Relation (Fales nennt sie „Koinzidenz“) zu einem anderen Individuum, nämlich P(t) steht. (Fales 1990, 178) Diese Auffassung ist nur im Rahmen einer Substanzontologie, nicht aber im Rahmen der hier erwogenen Auffassung, der gemäß Positionen als Substrat fungieren, haltbar. Gemäß der Substanzontologie werden Universalien von nicht-baren Substraten wie z.B. einem bestimmten Apfel instantiiert. Von solchen nicht-baren Substraten kann man annehmen, daß sie in der Relation der Koinzidenz zu einer Position stehen. Diese Relation besteht dann zwischen zwei Individuen: zwischen der Position und dem Ding, d.i. dem Eigenschaften tragenden nicht-baren Substrat.

Wenn man jedoch die Substanzontologie ablehnt und annimmt, daß Positionen als Substrate fungieren, steht einem die Annahme, daß das Positioniertsein eines Dinges an einer bestimmten Position in einer Relation (Koinzidenz) zwischen zwei Individuen besteht, nicht zur Verfügung. Der Grund dafür ist, daß gemäß dieser Auffassung keine *zwei* Individuen (Position und Ding) vorliegen, sondern nur *ein* Individuelles, nämlich die Position. Das Individuellsein des Dinges hat seinen Grund in der Position, an der es sich befindet. Das Sich-an-einer-bestimmten-Position-Befinden eines Dinges besteht nicht in einer Relation zwischen zwei Individuen, sondern es besteht in der Instantiierungsrela-

---

<sup>116</sup> Evan Fales (1990, 173-192) entwickelt eine Auffassung, der gemäß Positionen *nicht absolut* sind, aber dennoch als Substrate fungieren. Er meint, es sei zu bezweifeln, daß Positionen absolut sind, denn: „[L]ocations are necessarily anonymous. There is nothing which distinguishes any location from any other. The sense in which this is so can be brought out by seeing that there is no way of tracing the ‚same‘ spatial location through time — no criterion for reidentifying it which distinguishes it from other locations.“ (180) Positionen seien *anonym*, aber dennoch seien sie individuell und geeignet, Universalien zu instantiiieren: „Although positions in space-time are intrinsically anonymous, they are nevertheless capable of conferring individuation upon physical particulars which occupy them. Physical particulars confer identity upon locations.“ (182) Ich lasse die Frage, ob Positionen nicht nur individuell, sondern auch benennbar und diachron identisch sind, offen. Entscheidend in unseren Zusammenhang hier ist nur, daß Positionen individuell sind.

tion, die zwischen der Position und den betreffenden Eigenschaftsuniversalien besteht. Daß ein an der Position P befindlicher Stein ein Kilogramm wiegt, heißt demnach, daß zwischen dem Universale ‚1 Kilogramm‘ und P die Instantiierungsrelation besteht. Daß sich der Stein an der Position P befindet, heißt demnach, daß die Eigenschaften des Steines (die betreffenden Universalien) von der Position P instantiiert werden. Absolute Positionen sind — gemäß der hier erwogenen Auffassung — selbst die Substrate materieller Gegenstände, sie instantiiieren Eigenschaftsuniversalien.

### 3.3.3. Welche Raumregionen fungieren als Substrate?

Welche Ausschnitte des Raumes (zu einer Zeit) sind Substrate? Nehmen wir an, in folgender Grafik (cf. Simons 1987, 17) stellen x, y und z verschiedene Raumregionen oder Raumpunkte dar:

x	y	z
---	---	---

Es sei

$U = x + y + z$  (d.h. die mereologische Summe aus x, y und z)

$u = x + y$

$v = x + z$

$w = y + z$

Hier sind vier mögliche Antworten auf die Frage, welche Ausschnitte des Raumes Substrate sind:

1. Ist *jeder* Ausschnitt eines Raumes, d.h. jede räumliche Region (zu einer Zeit oder in einem Zeitabschnitt) ein Substrat? Instantiiert also jede räumliche Region Universalien? In diesem Falle wären x, y, z, U, u, v, w Substrate. Dies ist Armstrongs Auffassung: er nimmt an, daß jede Region mindestens ein Universale instantiiert, nämlich das Universale, das die Form dieser Region bestimmt („the *spatio-temporal pattern* possessed by the [...] spatio-temporal position“ (Armstrong 1978b, 64; vgl. oben S. 63).

2. Oder instantiiieren *nur Raumpunkte* Universalien? Das, was wir im Alltag als Gegenstände auffassen, z.B. Äpfel und Steine, wären dann nicht selbst Gegenstände mit Eigenschaften, sondern sie wären zusammengesetzte Gegenstände: Summen aus Punkten, die Universalien instantiiieren. In diesem Falle wären

in unserem Beispiel, vorausgesetzt  $x$ ,  $y$  und  $z$  seien Raumpunkte, nur  $x$ ,  $y$  und  $z$  Substrate.

3. Vielleicht ist es wie folgt: Es gibt Regionen, die als Substrate fungieren, und es gibt Regionen, die nicht als Substrate fungieren. Es ist dabei möglich, daß es als Substrate fungierende Regionen gibt, die gemeinsame Teile haben. In unserem Fall wäre es dann z.B. möglich, daß  $x$ ,  $y$ ,  $z$ ,  $U$ ,  $u$  und  $v$  Substrate sind,  $w$  aber nicht Substrat ist.

4. Oder ist es so, daß eine Raumregion, die Universalien instantiiert, nie gemeinsame Teile mit einer anderen Region hat, die selbst Universalien instantiiert? Ist es so, daß ein Substrat nie gemeinsame Teile mit einem anderen Substrat hat? In diesem Falle wäre es in unserem Beispiel möglich, daß  $x$  und  $w$  Substrate sind oder daß  $U$  Substrat ist, aber es wäre nicht möglich, daß  $x$  und  $z$  und  $u$  Substrate sind oder daß  $x$  und  $U$  Substrate sind.

Eine Theorie, die Universalien annimmt und Positionen als Substrate annimmt, sollte eine Antwort auf die Frage anbieten, welche Positionen als Substrate fungieren, und mir scheint nicht, daß sich hier eine plausible Antwort finden läßt.

Zu 4. Angenommen, ein Substrat hat nie gemeinsame Teile mit einem anderen Substrat. Dann gäbe es allein eine richtige Weise, die Welt in Gegenstände einzuteilen, und außerdem wäre es ausgeschlossen, daß ein Gegenstand einen Teil hat, der selbst ein Gegenstand ist, bzw. daß ein Substrat einen Teil hat, der selbst Substrat ist. Es wäre ausgeschlossen, daß sowohl ein Apfel (bzw. die betreffende Region) als auch ein Kern dieses Apfels Eigenschaften trägt. Es wäre ausgeschlossen, daß sowohl ein  $H_2O$ -Molekül als auch das in ihm enthaltene O-Atom ein Eigenschaften tragender Gegenstand wäre. Das ist aber unplausibel, denn man nimmt ja Universalien an, sowohl um sagen zu können, daß zwei  $H_2O$ -Moleküle dasselbe  $H_2O$ -Universale instantiiieren,<sup>117</sup> als auch um sagen zu können, daß das in einem  $H_2O$ -Molekül enthaltene O-Atom dasselbe O-Universale instantiiere wie ein bestimmtes anderes O-Atom. Antwort (4) ist keine gute Idee.

Zu 3. Diese Auffassung läßt mehr Substrate zu als (4), nimmt aber noch an, daß einige Raumregionen keine Substrate sind. Unerklärt bleibt, welche Positionen Substrate sind und welche nicht. Warum sind einige Regionen so, daß sie

---

<sup>117</sup> Siehe hierzu meine Ausführungen zu den strukturellen Universalien S. 178 ff.

keine Universalien instantiieren? Es scheint, daß wir, wenn wir schon Substrate mit gemeinsamen Teilen zulassen, besser gleich zu (1) greifen.<sup>118</sup>

Zu 2. Die Auffassung, daß Raumpunkte, und nur diese, Substrate sind, hat — ähnlich wie (4) — den Nachteil, daß sie, obwohl sie Universalien annimmt, die Ähnlichkeit von H<sub>2</sub>O-Molekülen nicht erklären kann. Wenn man schon Universalien annimmt, so sollte die Ähnlichkeit von H<sub>2</sub>O-Molekülen als wiederholte Instantiierung derselben Universalien erklärbar sein. H<sub>2</sub>O-Moleküle sind jedoch größer als punktgroß, daher kann es nicht Eigenschaft eines Raumpunktes sein, ein H<sub>2</sub>O-Molekül zu sein. Um H<sub>2</sub>O-Moleküle erklären zu können, müßte man zusätzlich Universalien annehmen, welche die Anordnung von Punkten mit bestimmten Eigenschaften derart bestimmt, daß ein H<sub>2</sub>O-Molekül resultiert. Solche Universalien bzw. ihre Substrate sind jedoch gemäß (2) nicht möglich. Die besten Aussichten, die bestehenden Probleme zu lösen, werden wir wohl mit Auffassung (1) haben.<sup>119</sup>

Zu 1. Nehmen wir an, *jede Raumregion fungiere als Substrat*. Der Nachteil dieser Annahme ist, daß für jede Raumregion angenommen werden muß, es gebe Universalien, die von ihr instantiiert werden. Gibt es Universalien, die von der mereologischen Summe aus dem Eiffelturm und einem bestimmten Apfel — genauer gesagt von der betreffenden Region — instantiiert werden? Ist die Summe aus dem Eiffelturm und einem Apfel etwas, was tatsächlich Eigenschaften hat? Hat diese Summe z.B. eine Farbe, eine Form, eine Temperatur, eine Dichte? Diese Summe hat an verschiedenen Stellen verschiedene Dichten. Nehmen wir an, an einer Stelle dieser Summe, z.B. im Fruchtfleisch des Apfels, betrage die Dichte 0,9 g/cm<sup>3</sup>. Welches ist das Universale, an dem die Dichte an dieser Stelle liegt, und welches ist das Substrat, das dieses Universale instantiiert? Ist es so, daß die Summe (Eiffelturm + Apfel) ein Universale instantiiert, das bestimmt, daß an der besagen Stelle im Apfel die Dichte 0,9 g/cm<sup>3</sup> vorliegt? Oder ist es so, daß die besagte Stelle im Apfel, also eine *Teilregion* von (Eiffel-

---

<sup>118</sup> Armstrong schreibt über so eine Auffassung 1997 (S. 111f): „One must remain sympathetic to the attempt to find a *deep* ontological distinction between unified and arbitrary particulars. [...] But although this hypothesis should not be lost sight of, and science may perhaps come to endorse it in the long run, it does not at present seem particularly attractive.“

<sup>119</sup> Ein weiteres Argumente gegen die Auffassung, daß ausgedehnte Gegenstände aus unausgedehnten Teilen bestünden, trägt Zimmermann (1996) vor. Zimmermann argumentiert, daß ausgedehnte Gegenstände aus unausgedehnten Teilen sich nicht *berühren* könnten; ausgedehnte Gegenstände können sich aber berühren; also bestehen ausgedehnte Gegenstände nicht aus unausgedehnten Teilen.

turm + Apfel) das Universale ‚Dichte  $0,9 \text{ g/cm}^3$ ‘ instantiiert? In letzterem Falle stellte sich die Frage, ob zusätzlich die Summe (Eiffelturm + Apfel) noch ein Dichte-Universale instantiiert, etwa eines, welches die *durchschnittliche* Dichte von (Eiffelturm + Apfel) betrifft, oder eines, welches bestimmt, daß *an der besagten Stelle* die Dichte  $0,9 \text{ g/cm}^3$  vorliegt. Universalien, die z.B. *die Dichte in einer Teilregion des Gegenstandes* oder die durchschnittliche Dichte eines Gegenstandes betreffen, scheinen unnatürlich und überflüssig. Unnatürlich, weil die Dichte im Fruchtfleisch des Apfels nicht eine Eigenschaft der Summe (Eiffelturm + Apfel), sondern eine Eigenschaft des betreffenden Fruchtfleisches zu sein scheint. Überflüssig, weil die Dichte im Fruchtfleisch des Apfels schon durch ein Universale bestimmt ist, das von der betreffenden Region des Apfels instantiiert wird, und wenn die Dichte im Fruchtfleisch des Apfels *außerdem* durch ein von der Summe (Eiffelturm + Apfel) instantiiertes Universale bestimmt würde, wäre das eine Verdoppelung: die besagte Dichte von  $0,9 \text{ g/cm}^3$  im Fruchtfleisch des Apfels läge sowohl an dem von der betreffenden Region des Apfels instantiierten Dichte-Universale als auch an dem von der Summe (Eiffelturm + Apfel) instantiierten Dichte-Universale. Auffassung (1) führt uns anscheinend zur Annahme von zweifelhaften Universalien und zur Annahme von zu vielen Universalien.

Naheliegender wäre es zu sagen, das Universale ‚Dichte  $0,9 \text{ g/cm}^3$ ‘ werde von genau der Region instantiiert, in der die Dichte  $0,9 \text{ g/cm}^3$  vorliegt. Das betreffende Substrat reicht dann so weit, wie die Dichte  $0,9 \text{ g/cm}^3$  reicht. Dies könnte z.B. eine Region im Apfel sein, die bis 7 mm an die Schale des Apfels und bis 5 mm an das Kerngehäuse des Apfels heranreicht. Diese Region, nennen wir sie R1, wäre dann ein Substrat, welches das Universale ‚ $0,9 \text{ g/cm}^3$ ‘ instantiierte. Nehmen wir nun an, daß im Inneren des Apfels ab einem Abstand von 2 cm von der Schale eine Temperatur von  $20 \text{ }^\circ\text{C}$  vorliegt, weiter außen liegen niedrigere Temperaturen vor. Die innere Region des Apfels ab 2 cm unter der Schale, nennen wir sie R2, wäre dann ein Substrat, welches das Universale  $20 \text{ }^\circ\text{C}$  instantiiert. Die Region R1 *überlappt* die Region R2. Unter Umständen gäbe es dann kaum Regionen, welche mehr als ein Universale instantiierten. Nur wenn zufällig die Grenzen z.B. einer Region mit konstanter Temperatur mit den Grenzen einer Region mit konstanter Dichte zusammenfielen, würde eine Region sowohl ein Dichteuniversale als auch ein Temperaturuniversale instantiiieren. Was es selten oder nie gäbe, wäre, daß ein Substrat alle Eigenschaften eines Dinges instantiiert und so *seinselbständig* (konkret) wäre. Die Substrate der materiellen Welt wären ein Geflecht überlappender Regionen, und jede einzelne

Region wäre das Substrat eines unselbständigen Gegenstandes. — Dieses Bild der materiellen Welt ist weit entfernt von der Vorstellung der Welt, die einen zur Annahme von Universalien veranlaßt. Wer Universalien annimmt, meint, daß z.B. ein bestimmter Apfel eine bestimmte Dichte, eine bestimmte Temperatur etc. habe. Die eben skizzierte Auffassung besagt aber, daß es sein kann, daß z.B. diverse Teilregionen des Apfels bestimmte Dichten haben und daß eine Region, die den Apfel *und eine bestimmte Umgebung des Apfels* umfaßt, eine bestimmte Temperatur hat. Was sich ergibt, ist nicht ein Apfel, der alle Eigenschaften des Apfels trägt, sondern ein Geflecht überlappender Regionen, die als Substrate für einige Universalien fungieren. In unserer Grafik könnte dies bedeuten, daß ein Universale von  $x$  instantiiert wird, ein anderes von  $u$ , ein drittes von  $w$ , etc. Damit habe ich nicht gezeigt, daß Auffassung (1) unhaltbar ist, aber das Ergebnis, daß es nicht für jeden gewöhnlichen Gegenstand *eine* Region gibt, die alle Eigenschaften des Dinges instantiiert, sondern daß die Eigenschaften von mehreren überlappenden Regionen instantiiert werden, macht auch Auffassung (1) — als die plausibelste unter den Konzeptionen von als Substrat fungierenden Positionen — unplausibel.

Es gibt eine Alternative zu dem eben skizzierten Bild mit den überlappenden Substraten von unselbständigen Gegenständen. Anstatt zu sagen — wie im ersten Satz des letzten Absatzes angeführt —, daß das Universale ‚Dichte  $0,9 \text{ g/cm}^3$ ‘ von genau der Region  $R$  instantiiert wird, in der die Dichte  $0,9 \text{ g/cm}^3$  vorliegt, kann man sagen, daß es nicht nur von  $R$ , sondern auch von jeder Teilregion von  $R$  instantiiert wird. Wenden wir das an auf das Beispiel des Apfels, der die Temperatur  $20^\circ\text{C}$  hat und dessen Umgebung ebenfalls die Temperatur  $20^\circ\text{C}$  hat; nennen wir die Region des Apfels  $A$ ; die Region des Apfels plus die Umgebung, in der die Temperatur  $20^\circ\text{C}$  vorliegt, nennen wir  $U$ . Gemäß der obigen Auffassung instantiiert nur  $U$ , nicht aber  $A$  das Universale ‚ $20^\circ\text{C}$ ‘;  $A$  instantiiert gar keine Temperatur und ist daher, obwohl es Substrat ist, nicht Substrat eines vollständigen Gegenstandes. Wenn wir nun annehmen, daß nicht nur  $U$ , sondern auch  $A$ , also eine Teilregion von  $U$ , das Universale ‚ $20^\circ\text{C}$ ‘ instantiiert, können wir annehmen, daß  $A$  Substrat eines vollständigen Gegenstandes ist, des Apfels nämlich. Das ist ein Vorteil dieser Auffassung. Der Nachteil dieser Auffassung ist aber, daß gemäß ihr der Apfel *überbestimmt* ist: Worin besteht es, daß im Apfel die Temperatur  $20^\circ\text{C}$  vorliegt? Darin, daß  $A$  das Universale ‚ $20^\circ\text{C}$ ‘ instantiiert, oder darin, daß  $U$  das Universale ‚ $20^\circ\text{C}$ ‘ instantiiert? Daraus, daß  $A$  das Universale ‚ $20^\circ\text{C}$ ‘ instantiiert, folgt, daß im Apfel die Temperatur  $20^\circ\text{C}$  vorliegt, aber auch daraus, daß  $U$  das Universale ‚ $20^\circ\text{C}$ ‘ instantiiert,

iert, folgt, daß im Apfel die Temperatur  $20^{\circ}\text{C}$  vorliegt. Wenn sowohl A als auch U das Universale ‚ $20^{\circ}\text{C}$ ‘ instantiieren, besteht da *zweimal* die Instantiierungsrelation. Wir wollen aber doch sagen, daß im Apfel nur *einmal* die Temperatur  $20^{\circ}\text{C}$  vorliegt. Die Temperatur im Apfel ist schon dadurch bestimmt, daß U das Universale ‚ $20^{\circ}\text{C}$ ‘ instantiiert, daher ist es unplausibel anzunehmen, daß nicht nur U, sondern auch A das Universale ‚ $20^{\circ}\text{C}$ ‘ instantiiert. Da ist die im letzten Absatz skizzierte Auffassung mit den überlappenden Substraten, von denen jedes Substrat eines unvollständigen Gegenstandes ist, plausibler.

Wir stoßen hier die Frage, wie oft auf der Welt z.B. das Universale ‚ $20^{\circ}\text{C}$ ‘ instantiiert ist. Weiß Gott, wie oft auf der Welt dies Universale ‚ $20^{\circ}\text{C}$ ‘ instantiiert ist? M.a.W. *steht es fest, wie oft auf der Welt das Universale ‚ $20^{\circ}\text{C}$ ‘ instantiiert ist?* Man wird diese Frage bejahen, wenn man Substanzen bzw. konstitutive Naturen annimmt. Wenn es Substanzen gibt, weiß Gott wie viele Substanzen es gibt, und er weiß wie viele Substanzen das Universale ‚ $20^{\circ}\text{C}$ ‘ instantiiieren. Der Substanzontologe nimmt an, daß die Welt eine Menge von Substanzen ist, und wenn er wissen möchte, wie oft auf der Welt das Universale ‚ $20^{\circ}\text{C}$ ‘ instantiiert ist, muß er zählen, wie viele Substanzen es gibt, die in der Instantiierungsrelation zum Universale ‚ $20^{\circ}\text{C}$ ‘ stehen.

Wenn man annimmt, daß Universalien von Raumregionen instantiiert werden und daß jede Region, in der die Temperatur  $20^{\circ}\text{C}$  vorliegt, das Universale ‚ $20^{\circ}\text{C}$ ‘ instantiiert, so kommt es nicht nur zur erwähnten Überbestimmung, sondern man nimmt damit auch eine übermäßig große Zahl von Instantiierungen an. Wenn in der Region R die Temperatur  $20^{\circ}\text{C}$  vorliegt und wenn nicht nur R, sondern auch jede Teilregion von R das Universale ‚ $20^{\circ}\text{C}$ ‘ instantiiert, so muß man, wenn man annimmt, daß R unendlich viele Teilregionen hat, annehmen, das Universale ‚ $20^{\circ}\text{C}$ ‘ sei hier *unendlich oft* instantiiert. Das ist nicht unhaltbar, aber doch unattraktiv.

Kann ein Universalienrealist *verneinen*, daß es feststehe, wie oft auf der Welt das Universale ‚ $20^{\circ}\text{C}$ ‘ instantiiert ist? Ich meine nicht. Wenn es Universalien gibt, so stehen sie mit Substraten in der Instantiierungsrelation. Wenn es eine bestimmte Entität gibt, die in einer bestimmten Relation steht, so muß auch feststehen, wie oft sie in dieser Relation steht. Wenn der Universalienrealismus wahr ist und es Substrate und Universalien gibt und alles aus ihnen aufgebaut ist, so muß für jedes Universale feststehen, wie oft es instantiiert ist. Der Substanzontologe trägt dem Rechnung; ein Universalienrealist, der annimmt, Raumregionen fungierten als Substrat, hat größere Schwierigkeiten, dem Rechnung zu tragen. Darüber hinaus scheint es mir aber insgesamt gegen den Uni-

versalienrealismus zu sprechen, daß dieser — wie ich dafür argumentiert habe — annehmen muß, es stehe objektiv fest, wie oft jedes Universale instantiiert ist. Es gibt keine wahre Antwort auf die Frage, wieviele Dinge (oder Regionen) mit 20°C es gibt.<sup>120</sup> Erst nachdem wir einen Bereich unserer Umwelt in Gegenstände eingeteilt haben, können wir so fragen, wie viele dieser Gegenstände 20°C haben, daß es eine wahre Antwort auf die Frage gibt. Der Universalienrealismus hat die Schwäche, annehmen zu müssen, daß für jedes Universale feststehe, wie oft es instantiiert ist, und daß eine Einteilung der materiellen Welt in Substrate unabhängig von unseren Entscheidungen bestehe.

### 3.4. Momente als Exemplare von Universalien

Ein Universalienrealist tut sich schwer, eine plausible Konzeption der Substrate zu entwickeln. Weder Substanzen noch Raum-Zeit-Positionen sind attraktive Kandidaten für Substrate. Gibt es weitere Möglichkeiten? Zu erwägen ist folgende Auffassung, die sich aus Ingardens Auffassung konstruieren ließe, der gemäß Eigenschaften Individuen sind, die Exemplare von idealen Qualitäten sind:

*Es gibt Eigenschaften, und diese sind individuell, sie sind „Momente“. Es gibt ideale Qualitäten (Universalien). Momente sind Exemplare idealer Qualitäten. Seinselbständige individuelle Gegenstände sind Komplexe von Momenten. Ein einzelnes Moment ist immer seinsunselbständig, es benötigt zu seiner Existenz immer andere Momente, mit denen zusammen es einen selbständigen Gegenstand bilden kann. Was die Momente eines Dinges zusammenhält, ist die Seinsunselbständigkeit der Momente. Zwei Dinge ähneln sich, wenn in beiden ein Moment vorkommt, das Exemplar derselben idealen Qualität ist.*

Hier wird das Problem der Individuation durch einen Handstreich gelöst: es wird schlicht postuliert, daß es außer den Universalien individuelle Exemplifikationen dieser Universalien gebe, ohne daß es dafür eines weiteren Substrates bedürfte. Eigenschaften sind demnach an sich schon individuell, Universalien werden nurmehr angenommen, um Ähnlichkeit zwischen zwei Gegenständen zu erklären. Diese Auffassung finde ich erwägenswert, aber ich halte sie gegen-

---

<sup>120</sup> Vgl. Künne 1984, 176.

über einer Momententheorie ohne Universalien, wie ich sie unten verteidigen werde, für unterlegen. Hier seien zwei Gründe dafür angedeutet:

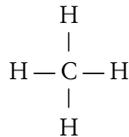
1. Bei dieser Auffassung werden Universalien nur postuliert, um *Ähnlichkeit* zu erklären. Ist es wirklich angemessen, eine besondere Kategorie von Entitäten anzunehmen, die von ganz anderer Natur sind als die gewöhnlichen Dinge um uns herum wie Steine, Bananen und Mäuse, nur um die von uns wahrgenommene Ähnlichkeit zwischen diesen gewöhnlichen Dingen in einer Ontologie unterbringen zu können? Was liegt näher: die Annahme von Universalien, um Ähnlichkeit zu erklären, oder die Annahme von Ähnlichkeit als einer besonderen Beziehung zwischen Momenten? Ist es nicht einfacher, Ähnlichkeit schlicht zur Kenntnis zu nehmen und als eine Beziehung zwischen Momenten in die Ontologie aufzunehmen? Die Annahme von Universalien ist nicht absurd, aber es springt auch nicht gerade ins Auge, daß es solche Entitäten gibt. Was ins Auge springt, ist, daß an Dingen verschiedene Eigenschaften zu unterscheiden sind und daß Dinge sich in einzelnen Eigenschaften gleichen können. Wenn zwei Steine, die beide die Masse ein Kilogramm haben, vor uns liegen, und wir annehmen, daß ihr Ein-Kilogramm-schwer-Sein jeweils etwas Individuelles an ihnen ist, etwas, was genauso individuell ist wie die Steine, entdecken wir da eine weitere Entität, das ‚Ein-Kilogramm-schwer-Sein überhaupt‘, an welchen die Gleichheit der beiden Massen liegt? Ich halte dafür, daß es einfacher ist und näher liegt, die Ähnlichkeit als eine nicht auf andere Entitäten zurückführbare Beziehung zwischen den beiden Massemomenten anzusehen, als sie als eine Art Dreiecksbeziehung zwischen den beiden Massemomenten und einer Entität ganz anderer Kategorie, einem Universale, aufzufassen.

2. Ist ein Stein, der die Masse 1 Kilogramm hat, einem Stein, der die Masse 0,99 Kilogramm hat, hinsichtlich seiner Masse ähnlich? Es scheint so, aber ein Universalienrealist hat Schwierigkeiten, dieser Ähnlichkeit Rechnung zu tragen. Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen, die eine Eigenschaft gemeinsam haben, zu erklären, fällt ihm leicht; aber wenn die betreffenden Eigenschaften nicht mehr ganz gleich, sondern nur noch beinahe gleich sind, versagt sein Ansatz, Ähnlichkeit als Instantiieren desselben Universale anzusehen. Die Rettungsversuche, wie etwa die Annahme überlappender Universalien (Armstrong) oder die Annahme einer Ordnung unter den Universalien, scheinen weit hergeholt. Bei der Annahme von primitiver Ähnlichkeit als Beziehung zwischen Momenten liegt der Fall viel einfacher: Ähnlichkeit tritt in Graden auf, Eigenschaftsgleichheit ist nur der Grenzfall der maximalen Ähnlichkeit zwischen Momenten.

### 3.5. Schwierigkeiten mit strukturellen Universalien

David Lewis hat in seinem Aufsatz „Against Structural Universals“ (1986) gegen den Universalienrealismus den schwerwiegenden Einwand erhoben, es lasse sich keine akzeptable Theorie der strukturellen Universalien entwickeln.<sup>121</sup> Strukturelle Universalien sind eine besondere Art von Universalien. Ein Individuum, das ein strukturelles Universale instantiiert, muß Teile haben. Damit dieses Individuum das strukturelle Universale instantiiert, müssen Teile des Individuums bestimmte andere Universalien instantiiieren. Wir können sagen: Ein Universale S ist ein strukturelles Universale genau dann, wenn ein Individuum I S instantiiert, indem bestimmte Teile  $T_1, \dots, T_n$  von I bestimmte Universalien  $U_1, \dots, U_n$  instantiiieren. Das strukturelle Universale S bezieht die Universalien  $U_1, \dots, U_n$  ein („the structural universal *involves* these other universals“; Lewis 1986, 27).

Ein Beispiel für ein strukturelles Universale wäre ‚Methansein‘. Wenn etwas ein Methanmolekül ( $\text{CH}_4$ ) ist, besteht es aus einem Kohlenstoffatom und vier Wasserstoffatomen, und die fünf Atome sind auf bestimmte Weise verbunden.<sup>122</sup>



Das Methanmolekül hat einen Teil, der das Kohlenstoffuniversale instantiiert; prima facie ist daher anzunehmen, daß das Methanuniversale das Kohlenstoffuniversale als Teil hat. Daß das Methanuniversale das Kohlenstoffuniversale als Teil hat, erklärt, daß ein Individuum, welches das Methanuniversale instantiiert, einen Teil haben muß, der das Kohlenstoffuniversale instantiiert. Des weiteren hat das Methanmolekül vier Teile, welche das Wasserstoffuniversale instantiiieren. Prima facie ist daher anzunehmen, daß das Methanuniversale auch das Wasserstoffuniversale als Teil hat. Hier ist das Problem: Das Methanmolekül hat vier Teile, welche das Wasserstoffuniversale instantiiieren; aber es gibt das

<sup>121</sup> Siehe auch Campbell 1990, 45-51.

<sup>122</sup> Die folgende Darstellung der Moleküle ist vereinfacht. In Wirklichkeit sind die vier Wasserstoffatome eines Methanmoleküls tetraedrisch (Winkel  $109^\circ$ ) angeordnet.

Wasserstoffuniversale nicht viermal, sondern nur einmal; das Methanuniversale kann also das Wasserstoffuniversale nicht viermal als Teil haben, wie es entsprechend der Tatsache, daß ein Methanmolekül vier Wasserstoffatome als Teile hat, aber zu erwarten wäre.

Es kann also nicht sein, daß strukturelle Universalien und die sie instantiierenden Individuen isomorph — parallel aufgebaut — sind, d.h. es kann nicht sein, daß jedes Universale, das von einem Teil eines ein strukturelles Universale instantiierenden Individuums instantiiert wird, ein Bestandteil des strukturellen Universale ist. Der Universalienrealismus hat offensichtlich Schwierigkeiten, eine schlüssige Auffassung von strukturellen Universalien zu entwickeln. Müs-sen wir denn strukturelle Universalien annehmen? Lewis trägt einige Argumen-te für die Annahme struktureller Universalien vor (Lewis 1986, 27-31), von denen ich die vier wichtigsten erwähnen möchte:

1. Die Annahme struktureller Universalien spielt eine wichtige Rolle in Armstrongs Theorie der Naturgesetze (Armstrong 1983). Armstrong meint, ein Naturgesetz, das besagt, daß alle F's G's seien, bestehe genau dann, wenn zwischen den Universalien ‚F‘ und ‚G‘ eine besondere Relation N der „notwendigen Hervorbringung“ (necessitation) bestehe. N ist in diesem Falle ein zweistelliges Universale zweiten Grades. Wenn es nun keine strukturellen Universalien gäbe, könnte die Armstrongsche Theorie Naturgesetzen, die komplexe Individuen wie Methanmoleküle oder H<sub>2</sub>O-Moleküle betreffen, nicht Rechnung tragen. Angenommen, es gibt ein Naturgesetz, das besagt: Wenn etwas H<sub>2</sub>O bei Druck 1 bar und Temperatur 20 °C ist, dann ist es flüssig. Gemäß Armstrongs Theorie wäre dann das H<sub>2</sub>O-Universale eines der Relationsglieder, zwischen denen N besteht. Wenn man keine strukturellen Universalien wie H<sub>2</sub>O-Sein annimmt, steht einem für solche Naturgesetze Armstrongs Theorie nicht zur Verfügung.

2. Die Annahme struktureller Universalien spielt eine wichtige Rolle in Armstrongs Auffassung der quantitativen Universalien wie z.B. ‚9-Meter-lang-Sein‘. (Vgl. oben S. 50) Für Armstrong ist ‚9-Meter-lang-Sein‘ ein strukturelles Universale. Etwas, was 9 Meter lang ist, hat einen echten Teil, der 8 Meter lang ist und einen Teil, der 1 Meter lang ist. Das erklärt, weshalb ein Gegenstand nicht zugleich 9 Meter lang sein kann und 8 Meter lang sein kann: Das 8-Meter-Universale ist ein Teil des (strukturellen) 9-Meter-Universale, und ein Teil eines Universale kann nicht von demselben Individuum instantiiert werden, von dem das Universale instantiiert wird. (Armstrong 1978b, 123; vgl. 1989b, 78f) Ferner erklärt Armstrong so die Ähnlichkeit in der Länge zwischen einem 8 Meter

langen Stab und einem 9 Meter langen Stab, die geringer ist als die Ähnlichkeit zwischen zwei Stäben, die beide 9 Meter lang sind, aber größer ist als die Ähnlichkeit zwischen einem Stab, der 9 Meter lang ist, und einem Stab, der 3 Meter lang ist: Die Universalien ‚9 Meter‘ und ‚8 Meter‘ haben mehr gemeinsame Bestandteile als die Universalien ‚9 Meter‘ und ‚3 Meter‘. Wenn man als Universalienrealist keine strukturelle Universalien annimmt, steht einem diese Erklärung der Inkompatibilität und der Ähnlichkeit von Universalien nicht zur Verfügung.

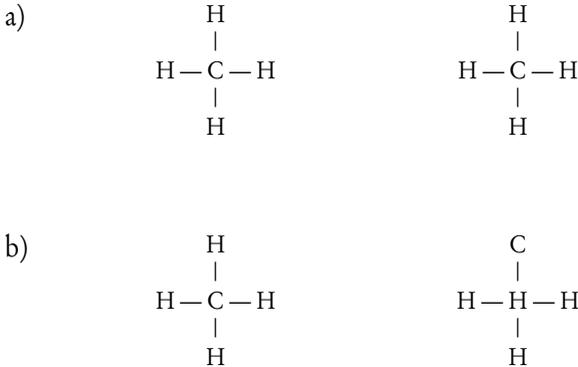
3. Universalien nimmt man an, um Ähnlichkeit zwischen Individuen zu erklären. Die Ähnlichkeit zwischen zwei Methanmolekülen ist dadurch zu erklären, daß sie dasselbe Universale, das Methanuniversale, instantiieren. Das Methanuniversale ist ein strukturelles Universale, also muß man — wenn man überhaupt Universalienrealist ist —, um Ähnlichkeiten zwischen Methanmolekülen erklären zu können, strukturelle Universalien annehmen.

Jedoch ist dieses Argument für strukturelle Universalien nicht allzu stark, denn — so räumt Lewis ein — vielleicht ist die Ähnlichkeit zwischen Methanmolekülen nicht dadurch zu erklären, daß die Methanmoleküle selbst dasselbe Universale instantiieren, sondern dadurch daß Teile von ihnen dieselben Universalien instantiieren.

Why not say that structural resemblance of A and B is to be explained not as sharing of universals between the whole of A and the whole of B, but rather as sharing of universals between corresponding parts of A and of B? [...] Only the simplest way of explaining resemblance in terms of shared universals requires there to be shared structural universals. (Lewis 1986, 28)

Demnach bestünde die Ähnlichkeit zwischen zwei Methanmolekülen nicht darin, daß beide dasselbe (strukturelle) Methanuniversale instantiieren, sondern nur darin, daß die vorliegenden Kohlenstoffatome dasselbe Kohlenstoffuniversale instantiieren, daß die vorliegenden Wasserstoffatome dasselbe Wasserstoffuniversale instantiieren, sowie darin, daß das Universale der Bindung mehrfach instantiiert ist. Es gäbe keine Ähnlichkeit zwischen Methanmolekülen, die über die Ähnlichkeit zwischen Teilen der Moleküle hinausgeht. Es läge demnach nur an unserer Definition von „Methan“, daß Methan aus einem Kohlenstoffatom und vier Wasserstoffatomen in einer bestimmten Anordnung besteht, nicht aber daran, daß es ein entsprechendes Methanuniversale gibt — ganz so, wie es nur an unserer Definition von „Junggeselle“ liegt, daß Junggesellen ledige Männer sind bzw. daß sich der Term „Junggeselle“ auf ledige Männer bezieht.

Ich meine jedoch, daß Lewis dieses Argument für strukturelle Universalien zu schwach einschätzt. Die Ähnlichkeit zwischen Methanmolekülen erschöpft sich nicht darin, daß das Kohlenstoffuniversale, das Wasserstoffuniversale sowie das Universale der Bindung mehrfach instantiiert sind. Vergleichen wir zur Veranschaulichung folgende zwei Paare — (a) und (b) — von Molekülen:



Es ist anzunehmen, daß die Moleküle in (a) mehr Ähnlichkeit aufweisen als die Moleküle in (b). Wenn sich die Ähnlichkeit zwischen den Molekülen jedoch darin erschöpfen soll, daß Teile von ihnen dieselben Universalien instantiiieren, läßt es sich nicht erklären, weshalb die Moleküle in (a) mehr Ähnlichkeit aufweisen als die Moleküle in (b). In beiden Fällen instantiiieren nämlich die Teile der beiden Moleküle dieselben Universalien. Sowohl in (a) als auch in (b) instantiiert ein Teil das C-Universale, vier Teile instantiiieren das H-Universale, und einmal ist das fünfstellige Universale der tetraederförmigen Bindung instantiiert. Läßt sich die größere Ähnlichkeit der Moleküle in (a) gegenüber den Molekülen in (b) dadurch erklären, daß Teile der Moleküle in (a) Universalien gemeinsam instantiiieren, welche die Moleküle in (b) nicht gemeinsam instantiiieren? Es sieht nicht so aus. Vielmehr sind sich die Moleküle in (a) ähnlicher als die in (b), *weil die Moleküle in (a) als ganze Moleküle dasselbe strukturelle Universale instantiiieren*, das Methanuniversale nämlich. Es ist das strukturelle Universale, welches bestimmt, *an welcher Stelle* des fünfstelligen Bindungsuniversale *was für ein* Atom ist. Ohne die Annahme von strukturellen Universalien läßt sich die Ähnlichkeit zwischen Molekülen nicht hinreichend erklären. Die Annahme struktureller Universalien erklärt, was sich in der Welt oft wiederholende Strukturen — z.B. Methanmoleküle — gemeinsam haben.

Ich halte fest, daß Argument (3) ein gutes Argument für die Annahme struktureller Universalien ist. Wenn man Universalien annimmt, um Ähnlichkeit zu erklären, sollte man auch strukturelle Universalien annehmen, denn ansonsten kann man die Ähnlichkeit z.B. zwischen Methanmolekülen nicht hinreichend erklären.

4. Sowohl Lewis als auch Armstrong (1978b, 67f) halten es für nicht ausgeschlossen, daß es keine einfachen, d.h. nicht-strukturelle Universalien gibt. Wenn es nicht gelingt, eine haltbare Auffassung der strukturellen Universalien zu entwickeln, muß ein Universalienrealist die Auffassung vertreten, daß es einfache Universalien gibt (denn er muß behaupten, daß es *nur* einfache Universalien gibt). Lewis meint, hier läge das stärkste Argument für strukturelle Universalien:

Can we be sure that there *are* any simples? If not, then we cannot dispense with structural universals in favour of the simples they involve; because they don't involve simples, just other structural universals. Take our previous example. We certainly didn't get down to simples: a carbon atom consists of electrons, protons, and neutrons in a certain structure of bonding; protons and neutrons consist in turn of quarks; it is speculated that quarks in turn are composite .... Maybe there is no end to this complexity. Maybe there are no simples, just structures of structures *ad infinitum*. (Or maybe there are simples but not enough of them — if *electronhood* were simple but *protonhood* were a matter of structures *ad infinitum*, that would be enough to defeat the plan of dispensing with *hydrogen* in favour of the simples involves.) Even if we believe in (enough) simples, should we adopt a doctrine of universals that presupposes this, and leaves no room for even the possibility of infinite complexity? (Lewis 1986, 30)

Ich halte fest, daß man, wenn man überhaupt Universalien annimmt, auch strukturelle Universalien annehmen muß. Es scheint aber nicht zu gelingen, eine akzeptable Auffassung struktureller Universalien zu entwickeln, und das spricht gegen den Universalienrealismus. Da wir nicht annehmen können, daß das Wasserstoffuniversale viermal Teil des Methanuniversale ist, ist anzunehmen, daß weder das Wasserstoff- noch das Kohlenstoffuniversale Teil des Methanuniversale ist. Wenn wir nicht annehmen können, daß das Kohlenstoffuniversale ein Teil des (strukturellen) Methanuniversale ist, bleibt es ein Rätsel, *weshalb, wo das Methanuniversale instantiiert ist, immer auch das Kohlenstoffuniversale instantiiert ist*. Ist es akzeptabel, diesen Zusammenhang zwischen Methan und Kohlenstoff als unerklärliche modale Tatsache, als „brute modal fact“ (Lewis 1986, 41) anzunehmen?

Hier ist nochmal das Problem zusammengefaßt: Wenn man Universalien annimmt, muß man auch strukturelle Universalien, z.B. Methansein, anneh-

men. Strukturelle Universalien kann man nicht so konzipieren, daß sie andere Universalien als Teile haben. Zum Beispiel kann man nicht annehmen, daß das Kohlenstoffuniversale ein Teil des Methanuniversale ist. Dann aber bleibt unerklärbar, weshalb z.B. bei einem Individuum, welches das Methanuniversale instantiiert, ein Teil dieses Individuums immer das Kohlenstoffuniversale instantiierten muß.

Lewis nennt es die „*magische Konzeption*“ der strukturellen Universalien, die annimmt, daß strukturelle Universalien keine Teile hätten, m.a.W. daß sie *atomar* seien. Das Methanuniversale und das Kohlenstoffuniversale sind demnach zwei ganz verschiedene Universalien, so verschieden, wie das Kohlenstoffuniversale und das Wasserstoffuniversale es sind.<sup>123</sup> Gemäß der magischen Konzeption gibt es ein Bündnis zwischen dem Methanuniversale, dem Wasserstoffuniversale, dem Kohlenstoffuniversale und dem Bindungsuniversale besagend, daß immer, wenn das Methanuniversale instantiiert wird, erstens das Kohlenstoffuniversale von einem Teil des betreffenden Individuums instantiiert zu werden hat, zweitens das Wasserstoffuniversale von vier Teilen des betreffenden Individuums instantiiert zu werden hat, und drittens all diese Teile in ganz bestimmter Anordnung das fünfstellige Bindungsuniversale zu instantiiieren haben.

Lewis betont, daß sich das Problem nicht einfach auflösen läßt, indem man sagt, ein Methanmolekül bestehe eben *per definitionem* aus einem Kohlenstoff- und vier Wasserstoffatomen, die in bestimmter Weise verbunden sind, und daher müsse es eine Instantiiierung des Kohlenstoffuniversale als Teil jeder Instantiiierung des Methanuniversale geben. (Lewis 1986, 42) Die Frage ist, wieso es *berechtigt* ist, den Namen eines Universalie, „Methan“, so zu definieren, daß dieses Universalie in Verbindung gebracht wird mit einem anderen Universalie, dem Kohlenstoffuniversale. Dies ist nur dann berechtigt, wenn tatsächlich das eine Universalie immer in der bestimmten Weise zusammen mit dem anderen Universalie instantiiert wird. Es wäre z.B. dann berechtigt, wenn das eine Universalie immer zusammen mit dem anderen Universalie auftritt, weil das eine ein Teil des anderen ist. Wenn diese Erklärung des notwendigen Zusammenhanges zwischen dem Methanuniversale und dem Kohlenstoffuniversale hier nicht zur Verfügung steht, bleibt dem Universalienrealisten nur, diesen notwendigen Zu-

---

<sup>123</sup> Tatsächlich sind natürlich auch das Kohlenstoff- und das Wasserstoffuniversale strukturelle Universalien, von denen zu erwarten wäre, daß sie Universalien wie Protonsein und Neutronsein als Teile haben. Der Einfachheit halber behandle ich sie hier aber so, als ob sie atomare Universalien wären.

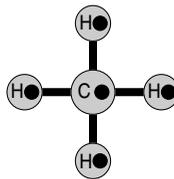
sammenhang zu postulieren, ohne eine Erklärung für ihn anzubieten. Solch ein Postulat hält Lewis für unakzeptabel: „I might say that the magical conception carries an unacceptable price in mystery; or perhaps I would do better to deny that there is any *conception* here at all, as opposed to mere words.“ (Lewis 1986, 42)

Obwohl ich meine, daß strukturelle Eigenschaften ein gegen den Universalienrealismus sprechendes Problem darstellen, räume ich ein, daß eine unerklärte Annahme notwendiger Zusammenhänge zwischen Universalien nicht in jedem Falle unzulässig ist. Zum Beispiel kann anscheinend kein Gegenstand eine Masse haben, ohne eine Ladung zu haben, es kann kein Gegenstand eine Farbe haben, ohne eine Ausdehnung zu haben, es kann kein Gegenstand eine Form haben, ohne eine Größe zu haben. Gute Theorien, die solche Notwendigkeiten erklären, sind rar, und wahrscheinlich geht es mit diesen notwendigen Zusammenhängen den meisten Forschern wie Keith Campbell: „I have no account of the metaphysical, rather than logical necessities which seem to be involved here. Nor, I suspect, does anyone else.“ (Campbell 1990, 71) Solche notwendigen Zusammenhänge sind anzunehmen, auch wenn man noch keine Theorie hat, worin solche Notwendigkeit besteht. Daher muß ich einräumen, daß die Auffassung, die Lewis „The Magical Conception“ nennt und für unhaltbar befindet, für den Universalienrealisten ein Ausweg ist, der zwar unattraktiv, aber haltbar ist: Demnach wäre ein strukturelles Universale ein atomares Universale  $S$ , das bestimmt, welche Teile  $T_1 \dots T_n$  des sie instantiierenden Individuums  $I$  welche Universalien  $U_1 \dots U_n$  instantiieren.  $U_1 \dots U_n$  sind nicht Teile von  $S$ , sondern sie werden von  $S$  nur irgendwie herangezogen. Zwei Individuen mit derselben strukturellen Eigenschaft ähneln sich nicht nur dadurch, daß Teile von ihnen dieselben Universalien instantiieren, sondern sie weisen darüber hinaus noch mehr Ähnlichkeit auf. Diese über die Ähnlichkeit von Teilen hinausgehende Ähnlichkeit besteht darin, daß sie beide das Universale  $S$  instantiieren, wobei  $S$  bestimmt, welche Teile welche Universalien instantiieren. — Doch diese Lösung für den Universalienrealisten ist eine Notlösung. Sie erläutert nicht viel, sondern konstatiert nur bestimmte Ähnlichkeiten und Notwendigkeitszusammenhänge. Wir würden gerne sagen, daß jene Ähnlichkeit zwischen zwei Methanmolekülen, die über die Ähnlichkeit zwischen ihren Teilen hinausgeht, darin besteht, daß das Kohlenstoffatom in der Mitte der tetraederförmigen Bindung angeordnet ist und die Wasserstoffatome an den übrigen vier Stellen angeordnet sind. Ein Universalienrealist sagt uns hier, daß das ‚so-und-so-Angeordnetsein von einer Instanz des Kohlenstoffuniversale und von vier Instan-

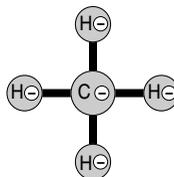
zen des Wasserstoffuniversale in einer tetraederförmigen Bindung<sup>6</sup> *eine Entität ist, die von einem Individuum instantiiert wird und die in Verbindung mit dem C-Universale, dem H-Universale sowie dem Bindungsuniversale steht.* Das ist haltbar, aber unplausibel.

Plausibler, aber unhaltbar, ist Armstrongs folgende Auffassung: Armstrong meint, ein strukturelles Universale sei eine Konjunktion von Sachverhaltstypen (Armstrong 1997, 36). Ein Sachverhalt ist eine Entität, die ein Universale sowie das instantiiierende Individuum umfaßt (oder auch mehrere Universalien und die instantiiierenden Individuen). Zum Beispiel ist das Wasserstoffsein des Individuums *a* ein Sachverhalt. In seinem Buch *A World of States of Affairs* (1997) beschreibt Armstrong Universalien als *Sachverhaltstypen*. Wenn das Individuum *a* Eigenschaft *F* hat, so ist der betreffende Sachverhalt das *F*-Sein von *a*. Das Universale ist das, was bleibt, wenn man von diesem Sachverhalt das Individuum wegdenkt, also das *F*-Sein-von-(\_). „The universal is a gutted state of affairs; it is everything that is left in the state of affairs after the particular particulars involved in the state of affairs have been abstracted away in thought. So it is a state-of-affairs type, the constituent that is common to all states of affairs which contain that universal.“ (1997, 29)

Armstrong stellt zur Erläuterung der strukturellen Universalien zunächst ein Methanmolekül und dann das Methanuniversale dar (1997, 34-36). Ein Methanmolekül läßt sich wie folgt darstellen:



Die ausgefüllten Kreise „●“ stellen dabei Teile des Moleküls dar. Das *Universale* Methansein stellt Armstrong wie folgt dar:



Die Kreise mit dem Minuszeichen „ $\ominus$ “ sollen dabei Stellen für Individuen darstellen. „ $\textcircled{H}$ “ ist demnach ein Sachverhalt, aus dem das Individuum weggedacht ist. Das heißt aber gemäß Armstrongs Auffassung, gemäß der ein Universale das ist, was übrigbleibt, wenn aus einem Sachverhalt das Individuum weggedacht wird, daß „ $\textcircled{H}$ “ ein Universale ist. Mithin gibt es gemäß Armstrongs Darstellung des Methanuniversale das Wasserstoffuniversale anscheinend viermal. Das aber ist unhaltbar, denn man kann zwar sagen, daß es (gemäß dem Immanenten Realismus) mehrere numerisch identische *Instantiierungen* eines Universale gibt, aber es ist wohl Unsinn zu sagen, es gebe dasselbe *Universale* mehrmals.

Welches Licht wirft das Problem der strukturellen Universalien auf den Universalienrealismus? Es schwächt den Universalienrealismus, denn die Auffassung, die man gerne hätte — der gemäß nämlich das Wasserstoffuniversale ein Teil des Methanuniversale ist und das Methanuniversale so den Aufbau des Methanmoleküls widerspiegelt —, ist unhaltbar, und die „magische“ Auffassung, die dem Universalienrealisten bleibt, scheint ein schwer verdaulicher Brocken zu sein.

### 3.6. Schwierigkeiten mit kontinuierlicher Veränderung

Mein letzter Einwand gegen den Universalienrealismus betrifft das Phänomen der Veränderung von Dingen. Aus Gründen, die ich im folgenden darlegen werde, glaube ich, daß der Universalienrealismus Schwierigkeiten hat, kontinuierliche (d.h. stetige) Veränderung zu erlauben.

Wenn ich gestern 73 Kilogramm wog und heute 74 Kilogramm wiege, so habe ich mich bzw. mein Körper sich offensichtlich verändert. Ein Universalienrealist sagt hier, daß mein Körper gestern das Universale 73-Kilogrammschwer-Sein instantiierte, heute aber das Universale 74-Kilogrammschwer-Sein instantiiere. Gemäß dem Universalienrealismus verändert sich ein Ding genau dann, wenn es zu einer Zeit  $t_1$  ein Universale  $U_1$  instantiiert und zu einer Zeit  $t_2$   $U_1$  nicht mehr instantiiert, statt dessen aber ein Universale  $U_2$  instantiiert, wobei  $U_1$  und  $U_2$  generisch zusammengehörig sind. Veränderung ist Universalienwechsel. Ein Ding verändert sich, indem es sich aus der Instantiierungsrelation zu einem Universale löst und in Instantiierungsrelation zu einem andern Universale tritt. Wenn ich am Sonntag 72 Kilogramm wog, am Montag 73 Kilogramm wog und am Mittwoch 74 Kilogramm wog, so habe ich an diesen drei Tagen jeweils ein anderes Masseuniversale instantiiert.

Mein Einwand gegen den Universalienrealismus ist nun, daß sich auf diese Weise kein Ding *kontinuierlich* verändern kann. Ein Universalienrealist tut so und muß so tun, als ließe sich kontinuierliche Veränderung *digitalisieren*. Er muß so tun, als bestünde anscheinend kontinuierliche Veränderung in Wirklichkeit immer darin, daß an dem betreffenden Ding in hoher Frequenz Eigenschaften ausgetauscht würden. Demnach wäre eine kontinuierliche Veränderung in Wirklichkeit die Summe vieler sprunghafter Veränderungen. Veränderung, die in solch einem hochfrequentem Austauschen von Eigenschaften besteht, entspricht nicht unserer Vorstellung von kontinuierlicher Veränderung. *Es ist ausgeschlossen, daß ein Kontinuum eine zusammengedrückte Menge von Punkten ist.* Die Menge der Punkte, die in einem Kontinuum liegen (z.B. die Menge der Punkte auf einer Linie; das entspricht der Menge der reellen Zahlen), ist *nicht abzählbar*. In einem Kontinuum liegen Punkte, aber ein Kontinuum besteht nicht aus Punkten. Ein Universalienrealist nimmt an, daß eine anscheinend kontinuierliche Veränderung in Wirklichkeit eine schnelle Folge von sprunghaften Veränderungen ist. Von einer Reihe von Universalien wird eines nach dem anderen instantiiert. Da ein Kontinuum aber nicht aus Punkten besteht, kann eine Reihe von Universalien kein Kontinuum ergeben. Daher muß der Universalienrealist ausschließen, daß es kontinuierliche Veränderungen gibt. Wenn kontinuierliche Veränderung möglich ist, ist der Universalienrealismus falsch.

Daß es ausgeschlossen ist, daß ein Kontinuum eine zusammengedrückte Menge von Punkten ist, will ich noch einmal erläutern. Aristoteles nennt etwas kontinuierlich, wenn seine Teile eine gemeinsame Grenze besitzen.<sup>124</sup> Machen wir uns zuerst klar, was demgemäß eine nicht-kontinuierliche Reihe ist, und dann, was eine kontinuierliche Reihe ist: Stellen wir uns zuerst eine Reihe von beliebig dicht gedrängten Punkten vor; und stellen wir uns nun eine Zweiteilung dieser Reihe vor, so daß (möglichst) jeder Punkt der einen Hälfte links eines jeden Punktes der anderen Hälfte ist. Die linke Reihe hat nun einen rechtesten Punkt, und die rechte Reihe hat einen linkesten Punkt — *diese beiden Endpunkte sind nicht identisch*. Vielmehr sind sie *zwei benachbarte Punkte*, der eine zur linken Reihe gehörig, der andere zur rechten Reihe gehörig.

---

<sup>124</sup> Vgl. Metaphysik XI 12, 1069a: λέγεται δὲ συνεχὲς ὅταν ταῦτὸ γένηται καὶ ἓν τὸ ἐκατέρου πέρασ οἷς ἄπτονται καὶ συνέχονται (Etwas heißt stetig (kontinuierlich), wenn Teile, die sich berühren und zusammenhängen, ein und dieselbe Grenze haben.)

Stellen wir uns nun hingegen ein Kontinuum vor, beispielsweise eine Linie; und stellen wir uns eine Zweiteilung der Linie vor, so daß (möglichst) jeder Punkt der einen Hälfte links eines jeden Punktes der anderen Hälfte ist. Dann ist da *ein* Punkt, der die Linie zweiteilt und der entweder zur einen oder zur anderen Hälfte zu rechnen ist. Die Endpunkte der beiden Hälften sind identisch. Da sind nicht zwei benachbarte Punkte, von denen der eine zur linken und der andere zur rechten Hälfte gehörte. Genau das ist das Typische für ein Kontinuum. Richard Dedekind (1831-1916) nannte das „das Wesen der Stetigkeit“: Wenn eine Linie in zwei Hälften geteilt wird, so daß jeder Punkt der einen Hälfte der Linie links von jedem Punkt der anderen Hälfte der Linie ist, dann gibt es einen und nur einen Punkt, der die Teilung macht. (Vgl. Gardies, in *HMO* 1, 180f)

Ein Universalienrealist muß sagen, eine Veränderung eines Dinges besteht aus einer Reihe von Universalienwechseln. Kann er damit kontinuierliche Veränderung zulassen? Machen wir die Probe aufs Exempel: Sagen wir, ein Ding unterliegt zwischen  $t_1$  und  $t_3$  einer Veränderung, so daß es zu  $t_1$  das Universale  $U_1$  instantiiert und zu  $t_3$  das Universale  $U_3$  instantiiert, wobei  $U_1$  und  $U_3$  generisch zusammengehörig sind. Wenn man die betreffende Universalienreihe zwischen  $U_1$  und  $U_3$  in zwei Hälften einteilt, so daß (möglichst) jedes Universale der einen Hälfte „näher“ an  $U_1$  ist (ähnlicher als  $U_1$  ist) als jedes Universale der anderen Hälfte, so gibt es zwei Universalien, die jeweils den Endpunkt der Hälften darstellen. Das Universale, welches das äußerste der einen Hälfte ist — nennen wir es „ $U_1-2$ “ —, ist ein *anderes* Universale als das Universale, welches das äußerste der anderen Hälfte ist — nennen wir dieses „ $U_2-3$ “.  $U_1-2$  und  $U_2-3$  werden irgendwann zwischen  $t_1$  und  $t_3$  direkt *nacheinander* instantiiert. Also ist die Universalienreihe zwischen  $U_1$  und  $U_3$  nicht kontinuierlich. Damit glaube ich gezeigt zu haben, daß es gemäß dem Universalienrealismus keine kontinuierliche Veränderungen geben kann.

— Vielleicht ist es ja wahr, daß alle Veränderungen auf der Welt in dieser Weise sprunghaft sind bzw. aus sprunghaften Veränderungen bestehen. (Tatsächlich sagt die Quantentheorie, daß Energie immer in (Planckschen) Quanten auftritt und daß Veränderungen von Energieniveaus sprunghaft sind. — Demgemäß irrte Leibniz, wenn er meinte „*natura non facit saltus*“.) Vielleicht ist es wahr, daß es keine Veränderungen gibt, die kontinuierlich sind. Das herauszufinden, ist aber Aufgabe der Naturwissenschaften und nicht der Ontologie. Der Nachteil des Universalienrealismus ist, daß er *a priori* behaupten muß, daß alle Veränderungen sprunghaft seien; andere Veränderungen läßt seine Ontologie

nicht zu. Er muß behaupten, daß es zu jeder singulären Eigenschaft zwei benachbarte, zu derselben generischen Eigenschaft gehörige Eigenschaften gibt — je eine in beide Richtungen des Spektrums der generisch zusammengehörigen Eigenschaften —, und daß eine anscheinend kontinuierliche Veränderung nichts anderes ist als eine Reihe von einzelnen Auswechslungen von Eigenschaften durch benachbarte Eigenschaften. — Eine Ontologie, die nicht auf diese Konzeption von Veränderung festgelegt ist, wäre dem Universalienrealismus in dieser Hinsicht überlegen.

**Resümee zum Universalienrealismus:** Ich habe gezeigt, daß der Universalienrealismus etlichen Schwierigkeiten ausgesetzt ist. Nimmt man Universalien an, so steht man vor der Aufgabe, Substrate zu finden, durch welche die Universalien instantiiert werden können. Substanzen, d.h. Substrate samt einer bestimmten Artqualität, sind keine zu finden. Wäre die Substanzontologie wahr, so müßte erstens jeder echte Gegenstand genau einer *Species infima* angehören, und zweitens müßte es subjektunabhängig eine eindeutige Einteilung der (materiellen) Welt in individuelle Gegenstände geben. Beides habe ich abgelehnt. Eine Alternative zur Substanzontologie ist die Annahme, daß Raum-Zeit-Positionen als Substrate fungieren, doch auch diese Annahme ist schwer haltbar. Ferner habe ich darauf hingewiesen, daß der Universalienrealismus Schwierigkeiten damit hat, eine Theorie der strukturellen Universalien zu entwickeln. Schließlich habe ich gezeigt, daß der Universalienrealismus kontinuierliche Veränderung für unmöglich erklären muß. Damit ist der Universalienrealismus zwar nicht völlig indiskutabel geworden, aber es scheint doch angesagt, nach einer anderen Ontologie Ausschau zu halten.



## 4. ALLES IST INDIVIDUELL — EINE WELT AUS FELDERN

### 4.1. Eine Vorbemerkung: Regionale Ontologie

Ich will nun also nach einer anderen Ontologie Ausschau halten. Ziel soll es dabei sein, die ontische Struktur von materiellen Gegenständen zu beschreiben. Als Beispiele werde ich daher im folgenden stets materielle, unbelebte, ausge dehnte, in Raum und Zeit befindliche Gegenstände heranziehen, wie etwa Steine, Bananen oder Sterne. Diese bezeichne ich auch als *Dinge*. Dies hat den Grund, daß ich nicht voraussetzen möchte — obwohl ich es auch nicht ausschließe —, daß z.B. Organismen<sup>125</sup>, Personen, Gott oder Zahlen dieselbe ontische Strukturen haben wie unbelebte materielle Gegenstände. Ich möchte herausfinden, worin z.B. das Ein-Kilogramm-schwer-Sein eines Steines besteht, aber ich werde offenlassen, worin das Primzahlsein der Zahl Drei besteht oder worin das Freisein Gottes besteht. Auch werde ich nicht dazu Stellung nehmen, welche nicht-materiellen Gegenstände es gibt, ich werde also offen lassen, ob es Gott, Seelen, Zahlen, Klassen usf. gibt. Allumfassende Ontologien enthalten Aussagen der Form „Alles, was ist, ist entweder ein  $\alpha$ , ein  $\beta$ , ..., oder ein  $\omega$ “.<sup>126</sup>  $\alpha$ ,  $\beta$  und  $\omega$  sind dabei die Kategorien; jedes Seiende fällt in eine dieser Katego-

---

<sup>125</sup> Peter van Inwagen (1990) zum Beispiel schreibt den Organismen einen besonderen ontologischen Status zu. Dies führt ihn schließlich zu folgender Auffassung: „[T]here are no tables or chairs or any other visible objects except living organisms.“ (1990, 1) Vgl. S. 237.

<sup>126</sup> Hier einige Beispiele für allumfassende Ontologien: Roman Ingarden (1964, 39): „Im All des Seienden überhaupt müssen drei grundsätzlich verschiedene Seinsgebiete unterschieden werden: das Gebiet der individuellen Gegenständlichkeiten, das Gebiet der Ideen und das Gebiet der reinen Qualitäten.“

Uwe Meixner: „Ich gehe davon aus, daß mit analytischer Notwendigkeit alles entweder ein Sachverhalt, ein Individuum, oder ein Attribut, d.h. entweder eine Eigenschaft oder eine Relation ist.“ (Meixner 1995, 215)

Erwin Tegtmeier (1992, 37f): „Wie angekündigt, werde ich nun eine Ontologie skizzieren, eine vollständige Ontologie, die die ganze Welt umfaßt, die das Psychische ebenso umfaßt wie das Physische. [...] Welches sind die Kategorien meiner Ontologie? Zuoberst Sachen, Sachverhalte und Formen. Alles in der Welt ist also entweder eine Sache, ein Sachverhalt oder eine Form.“

Siehe auch Chisholm, 1996, *A Realistic Theory of Categories*.

rien. Ich behaupte nicht, daß es unmöglich ist, ein solches allumfassendes Kategoriensystem zu finden, aber es ist hier nicht mein Ziel. Meine Frage lautet nicht „Was ist die richtige allgemeinste Einteilung alles Seienden?“, sondern sie lautet „Was ist die ontische Struktur materieller Gegenstände?“. Wenn ich zu einem Ergebnis der Form „Materielle Gegenstände sind entweder  $\alpha$ s oder  $\beta$ s (bzw. bestehen aus  $\alpha$ s und  $\beta$ s), und daß ein Gegenstand eine bestimmte Eigenschaft hat, besteht darin, daß soundso“ kommen sollte, so soll damit nicht auch behauptet sein, daß alles, was ist, entweder ein  $\alpha$  oder ein  $\beta$  sei. Da ich mich in meiner Untersuchung auf eine bestimmte Region von Seienden beschränke, kann man hier, im Unterschied zu einer allumfassenden Ontologie, von *regionaler Ontologie*<sup>127</sup> sprechen.

## 4.2. Grundriß

Wir sprechen von Dingen und Eigenschaften. Wie kommen wir dazu anzunehmen, daß es einerseits Dinge und andererseits ihre Eigenschaften gebe? Wie kommen wir dazu, an einem mehreres zu unterscheiden? Anscheinend sind die Dinge, mit denen wir es zu tun haben, wie etwa Steine, Bananen oder Elektronen, irgendwie komplex. Daß wir an Dingen mehrere Eigenschaften unterscheiden können, ist darauf zurückzuführen, daß die verschiedenen Eigenschaften eines Dinges dem Ding verschiedene Verhaltensweisen, verschiedene kausale Rollen verleihen. Daß beim Zusammenstoß zweier Billardkugeln die Kugeln soundso reagieren, liegt an der Masse sowie an der Form und der Oberflächenbeschaffenheit der Kugeln, nicht aber an der Temperatur oder der Farbe der Kugeln. Jede Eigenschaft eines Dinges verleiht dem Ding eine bestimmte kausale Potenz, und daher werden die verschiedenen Eigenschaften eines Dinges für uns unterscheidbar.

Verschiedene Eigenschaften haben verschiedene Wirkungen auf unsere Sinne. Ein Ding ruft bei uns verschiedene Sinneseindrücke hervor: es ruft einen Farbsinneseindruck hervor, es fühlt sich soundso warm an, es fühlt sich soundso hart an etc. So erkennen wir, daß an einem Ding mehrere Eigenschaften zu unterscheiden sind. Genauer können wir die Eigenschaften eines Dinges mit Hilfe wissenschaftlicher Experimente unterscheiden. In Experimenten finden wir heraus, daß ein Ding sich unter bestimmten Umständen soundso verhält.

---

<sup>127</sup> Die Rede von „regionaler Ontologie“ findet sich auch bei Husserl, *Ideen*, §9.

Das an dem Ding, was es sich so verhalten läßt, ist eine Eigenschaft dieses Dinges.

Es sind vor allem folgende zwei Tatsachen, denen unsere Ontologie Rechnung zu tragen hat:<sup>128</sup> Erstens: An *einem* Ding ist *mehreres* zu unterscheiden. Zweitens: Mehrere Dinge können gleiche oder ähnliche Eigenschaften haben.

Was ergibt sich daraus, daß an einem Ding mehreres zu unterscheiden ist? Es ergibt sich daraus, daß in einem Ding irgendwie mehreres ist, sagen wir, in ihm koexistiert mehreres. Das, was in einem Ding koexistiert, ist genauso individuell wie das ganze Ding, es hat genauso eine Raum-Zeit-Position wie das Ding. Das, was in einem Ding koexistiert, sind verschiedene *Momente*, wir können sie mit Husserl (*III. Logische Untersuchung*, § 17) und Donald Williams (1953, 6) auch „abstrakte Teile“ nennen — im Gegensatz zu konkreten, d.h. räumlichen Teilen. Nehmen wir z.B. einen bestimmten Stein mit einer Masse *M*, einer Dichte *ρ*, einer Temperatur *T*, einer Ladung *C* etc. In dem Stein koexistieren die Masse, die Dichte, die Temperatur, die Ladung und die anderen Momente; sie sind abstrakte Teile des Steines. Der Stein ist das Ganze, das aus diesen Momenten besteht.

Was ergibt sich daraus, daß mehrere Dinge gleiche oder ähnliche Eigenschaften haben können? Es ergibt sich daraus nicht das, was ein Universalienrealist sagt, nämlich daß Dinge, die sich in einer Eigenschaft gleichen, einen Bestandteil, ein immanentes Universale, gemeinsam haben oder daß sie in einer Relation zu einer von beiden Dingen verschiedenen Entität — einem bestimmten transzendenten Universale — stehen.<sup>129</sup> Es ergibt sich daraus nur, daß die beiden Dinge abstrakte Teile haben, die sich gleichen oder mehr oder weniger ähneln. Ich sehe diese Ähnlichkeit als primitiv an, sie ist nicht weiter zu erklären oder zu analysieren.

### 4.3. Momente als unselbständige Entitäten

Ein Moment ist eine Eigenschaft eines Dinges, d.h. es ist nicht das ganze Ding, sondern nur ein Aspekt des Dinges, wie etwa die Dichte eines Steines, und es ist genauso individuell wie das ganze Ding, was sich daran festmachen läßt, daß es

---

<sup>128</sup> Vgl. Campbell 1990, 29.

<sup>129</sup> Zum Unterschied zwischen immanenten und transzendenten Universalien siehe S. 45 und S. 149.

genauso eine Raum-Zeit-Position einnimmt wie das ganze Ding. Gewöhnliche Dinge wie etwa Steine sind komplex, sie sind analysierbar, und Momente sind ihre Bestandteile. Doch heißt das auch, daß Momente wirklich einzelne Entitäten sind, die auch allein, d.h. ohne die anderen Momente, mit denen zusammen sie das ganze Ding bilden, existieren könnten? Sind Momente wie Mauersteine, die ebensogut unverbunden auf einem Haufen liegen könnten, anstatt als Bestandteile der Mauer in der Mauer zu stecken? — Keith Campbell meint, Momente seien so selbständig, sie könnten auch ohne die anderen Momente, mit denen zusammen sie das ganze Ding bilden, existieren:

[W]e can take the tropes to be the basic primary items. It is *a matter of fact*, and not of metaphysical necessity, that tropes commonly occur in compresent groups. (Campbell 1990, 21)

An anderer Stelle sagt er:

In trope theory, individual, isolated tropes, compresent with nothing, are admitted as possibilities. (Campbell 1990, 59)

Könnte die Dichte eines Steines auch ohne den Rest des Steines existieren? Könnte es uns bei der nächsten Wanderung — und sei es auf einem anderen Planeten oder gar in einer anderen Welt — passieren, daß wir über eine einzelne Dichte stolpern? Würden wir uns den Fuß an ihr stoßen? Könnten wir sie aufheben und baß erstaunt feststellen, daß dieses Ding keine Temperatur hat?

Ich weiß nicht, wie ich anders als derart suggestiv gegen die Auffassung, der gemäß eine Dichte allein existieren kann, argumentieren könnte. Doch scheint mir die Absurdität der Annahme der Möglichkeit eines allein existierenden Momentes hinreichend für die Ablehnung dieser Annahme zu sein. Ich weiß kaum bessere Beispiele für Unmöglichkeiten als die Unmöglichkeit, daß es ein einzelnes, einsames Dichtemoment gibt, daß eine Ladung ohne eine Masse auftritt oder daß eine Temperatur ohne Dichte auftritt. Ich halte daher daran fest, daß Momente unselbständig sind.

Daraus, daß Momente die Elemente sind, aus denen materielle Gegenstände bestehen, folgt nicht, daß Momente selbständig sind (vgl. Denkel 1996, 16f). Die ontologische Analyse ergibt, daß die Momente die Konstituenten gewöhnlicher Dinge sind, aber dennoch lassen sich ganze Dinge nicht tatsächlich in Momente zerlegen. Nicht einzelne, isolierte Momente, sondern nur ganze Dinge wie Steine und Bananen können in der Welt vorkommen. Wir können im Denken die Momente, aus denen ein ganzes Ding besteht, unterscheiden, aber es ist unmöglich, ein ganzes Ding tatsächlich in Momente zu zerlegen. Es ist uns im Denken möglich, auf ein Moment eines Dinges Bezug zu nehmen und dabei von den

anderen Momenten des Dinges abzusehen. Da man dieses denkerische Zerlegen — das Herausgreifen eines einzelnen Momentes einerseits und das Absehen von den anderen Momenten andererseits — auch einen Akt der Abstraktion nennen kann, nenne ich Momente — in Anlehnung an Husserl — auch „abstrakte Teile“.<sup>130</sup>

Damit, daß Momente unselbständig sind, meine ich, daß sie nicht allein, nicht isoliert existieren können. Sie sind ergänzungsbedürftig. Ein Moment kann nicht allein existieren, sondern nur zusammen mit anderen Momenten, mit denen zusammen es ein ganzes Ding — ein konkretes Ganzes — bildet. Die Seinsunselbständigkeit eines Momentes gegenüber einem anderen Moment ist entweder eindeutig oder vieldeutig. *x* ist gegenüber *y* *eindeutig seinsunselbständig*, wenn *x* nur existieren kann, wenn es sich zusammen mit *y* in einem Ganzen befindet. *x* ist gegenüber *y* *vieldeutig seinsunselbständig*, wenn *x* nur existieren kann, wenn es sich zusammen mit *y* oder an Stelle von *y* mit einem anderen Moment aus einer bestimmten Klasse von Momenten in einem Ganzen befindet. Ein Ganzes von Momenten kann dann existieren, wenn die in ihm enthaltenen Momente gegenseitig ihre Ergänzungsbedürftigkeit stillen. Ein solches Ganzes, bzw. einen solchen Gegenstand, nenne ich konkret oder auch vollständig.

Damit ergibt sich auch eine Antwort auf die Frage, wodurch die Momente eines Dinges zusammengehalten werden. Die Momente eines Dinges halten durch ihre Seinsunselbständigkeit zusammen.<sup>131</sup> Jedes Moment bedarf der Ergänzung durch andere Momente des Dinges, und daher kann es sich auch nicht von den anderen Momenten des Dinges lösen oder ohne sie existieren. Es bedarf

---

<sup>130</sup> Campbell bezeichnet Momente („tropes“) auch als „abstract particulars“, womit er ebenfalls Entitäten meint, auf die durch einen Akt der Abstraktion Bezug genommen wird. Gemäß den oben zitierten Stellen, in denen er isolierte Momente für möglich hält, meint er mit „abstract“ nicht, daß diese Entitäten seinsunselbständig seien. „The colour of this pea, the temperature of that wire, the solidity of this bell, are *abstract* in this sense only: that they (ordinarily) occur in conjunction with many other instances of qualities (all the other features of the pea, the piece of wire or the bell) and that, therefore, they can be *brought before the mind* only by a process of selection, of systematic setting aside, of these other qualities of which we are aware. Such an act of selective ignoring is an act of abstraction. Its result is that we have before the mind an item which (as matter of fact, in general) occurs in company with others.“ (Campbell 1990, 2f) Siehe hierzu unten S. 220.

<sup>131</sup> Vgl. Simons 1994, 559.

keiner besonderen Bindemomente<sup>132</sup> für den Zusammenhalt (compresence) der Momente eines Dinges.<sup>133</sup>

Eine Theorie, der gemäß Dinge Komplexe von Momenten sind, wird meist „Bündel“-Theorie genannt. Diese Bezeichnung bringt richtig zum Ausdruck, daß Dinge keine Substrate haben. Jedoch ist zu beachten, daß man im Alltag von „Bündeln“ so spricht, daß man einzelne Elemente des Bündels entfernen kann und daß ein Bündel ein Bündel bleibt, wenn man ein Element des Bündels entfernt, wohingegen ich behaupten möchte, daß man von einem Ding nicht ersatzlos ein Moment entfernen kann. Treffender als das Bild des Bündels wäre in dieser Hinsicht vielleicht das Bild eines Kreises, der nicht mehr vollständig wäre, wenn ihm ein Segment fehlte, oder das Bild einer geschlossenen Kette, die nicht mehr geschlossen wäre, wenn ein Glied fehlte. Ferner suggeriert das Bild eines Bündels, daß es etwas gibt, was die Teile des Bündels zusammenhält, etwa ein Band, mit dem die Zweige eines Reisigbündels zusammengebunden sind. Hingegen möchte ich behaupten, daß es keine besondere die Momente bündelnden Entitäten gibt, sondern daß Momente durch ihre Seinsunselbständigkeit zusammenhalten.

Meine Auffassung, die ich von Ingarden übernommen habe (s.o. S. 98), daß nicht schon eine einzelne, isolierte Eigenschaft existieren kann, sondern nur vollständige Gegenstände, so wie wir sie aus dem Alltag kennen, wird von vielen Philosophen nicht geteilt. Campbell hält es wie gesehen für möglich, daß ein einzelnes, isoliertes Moment existiert. Armstrong hält es zwar für unmöglich, daß ein Universale existiert, das nicht instantiiert ist, sowie daß ein Substrat existiert, das bar ist, das also gar kein Universale instantiiert,<sup>134</sup> er scheint aber zu meinen, ein Substrat, das nur *ein* Universale instantiiert, könne existieren. Tegtmeier vertritt eine ähnliche Auffassung: „Alle Sachen [das sind Substrate und Universalien] sind also jeweils mit anderen Sachen verbunden und insofern sind alle Sachen gleichermaßen von anderen Sachen abhängig. Wirklich unabhängig sind die Sachverhalte. Sie haben die stärkste Stellung von allen Entitäten

---

<sup>132</sup> Contra LaBossiere, der meint, in einer Momentenbündeltheorie müsse man „binding tropes“ annehmen (LaBossiere 1994, 364).

<sup>133</sup> Vgl. Husserl, *III. Logische Untersuchung*, §22. Husserls Begriff der Fundierung sieht vor, daß seinsunselbständige Teile in einem Ganzen zusammen sind, ohne daß eine besondere Entität die Teile zusammenhielte: „[Es ist] gut, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß nach Maßgabe unserer Definition nicht zu jedem Ganzen eine eigene Form, im Sinne eines besonderen, alle Teile verbindenden *Einheitsmomentes* zu gehören braucht.“

<sup>134</sup> Das besagt das Prinzip der Instantiierung und das Prinzip der Ablehnung barer Substrate; siehe oben S. 56; vgl. Armstrong 1989a, 94 und 1997, 29.

der S[achverhalts]-Ontologie. Sie können für sich existieren, ohne mit anderen Sachverhalten verbunden zu sein.“ (Tegtmeier 1992, 51) Armstrong und Tegtmeier nehmen an, ein Sachverhalt aus einem Substrat und nur *einem* Universale könne allein existieren. Nach allem, was wir wissen, existieren aber keine solchen isolierten Momente bzw. Sachverhalte, und es liegt äußerst nahe anzunehmen, daß sie ein Ding der Unmöglichkeit sind.

#### 4.4. Ähnlichkeit

Ein Blatt eines Kastanienbaumes und ein Grünfink ähneln sich hinsichtlich ihrer Farbe. Die Grünheit des Blattes ist ein Moment des Blattes — von der Frage, ob Farben wirklich Eigenschaften sind, sehen wir hier einmal ab und tun so, als ob sie es wären —, und die Grünheit des Grünfinks ist ein Moment des Grünfinks. Die Ähnlichkeit zwischen diesen beiden Momenten entdecken wir; sie wäre auch vorhanden, wenn niemand das Blatt und den Grünfinken wahrnähme. Die Ähnlichkeit besteht objektiv, und die Ontologie muß dem Rechnung tragen.

Ist Ähnlichkeit zu erklären, ist sie zu analysieren? Besteht sie in einer bestimmten Konstellation besonderer Entitäten, welche zur Erklärung von Ähnlichkeit anzunehmen sind? Ein Universalienrealist sagt, Ähnlichkeit müsse erklärt werden, und zwar sei sie dadurch zu erklären, daß zwei sich ähnelnde Dinge *etwas* gemeinsam haben: sie sind partiell identisch, indem sie einen Bestandteil, ein immanentes Universale, gemeinsam haben, oder sie stehen zu demselben transzendenten Universale in der Instantiierungsrelation.

Die Annahme von Universalien ist ein Kunstgriff von Philosophen; es werden bestimmte Entitäten angenommen, um ein bestimmtes Phänomen zu erklären. Das ist legitim, und man kann einigermaßen verständlich machen, was für Entitäten Universalien sein sollen. Dennoch sind Universalien nichts, was einem genauso vertraut wäre, wie einem Steine oder Bananen vertraut sind. Die Annahme von Universalien ist eine starke metaphysische Behauptung, die gemacht wird, um Ähnlichkeit erklären zu können. Als Alternative zur Annahme von Universalien bietet sich die Annahme *primitiver*, d.h. nicht weiter zu erklärender Ähnlichkeit zwischen Momenten an. Demnach ähneln sich zwei (konkrete) Dinge a und b genau dann, wenn ein Moment von a einem Moment von b ähnelt. Die Ähnlichkeit zwischen Momenten ist ein Faktum, das wir in der Welt entdecken. Wenn Momente sich ähneln, liegt das an nichts anderem als an

den Momenten selbst. Ähnlichkeit zwischen Momenten ist auf nichts anderes zurückzuführen.

Ähnlichkeit zwischen Momenten tritt in Graden auf, Momente ähneln sich mehr oder weniger. Manche Momente ähneln sich gar nicht, und im anderen Extrem ähneln sich Momente exakt. Ähnlichkeit ist *symmetrisch*: Wenn das Grünmoment des Blattes dem Grünmoment des Grünfinks in einem bestimmten Grade ähnelt, ähnelt das Grünmoment des Grünfinks dem Grünmoment des Blattes in demselben Grade. *Nicht-exakte* Ähnlichkeit ist *nicht transitiv*: Daraus, daß das Moment a dem Moment b nicht exakt, aber im Grade G ähnelt, und das Moment b dem Moment c im Grade G ähnelt, folgt nicht, daß a und c sich im Grade G ähneln. *Exakte* Ähnlichkeit aber ist *transitiv*. Wenn a und b einander exakt ähneln, und b und c einander exakt ähneln, dann ähneln auch a und c einander exakt.

Hier zeigt sich ein entscheidender Vorteil der Annahme primitiver Ähnlichkeit gegenüber der Annahme von Universalien: *Ein Universalienrealist hat Schwierigkeiten, nicht-exakte Ähnlichkeit zu erklären*. Exakte Ähnlichkeit besteht für ihn darin, daß ein und dasselbe Universale instantiiert ist. Doch diese Erklärung steht bei nicht-exakter Ähnlichkeit, z.B. der Ähnlichkeit zwischen einem Ding mit der Masse 0,9 Kilogramm und einem Ding mit der Masse 0,8 Kilogramm, nicht zur Verfügung. Armstrong behilft sich mit der Annahme, Universalien könnten sich überlappen, und in einem Falle nicht-exakter Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen seien von den beiden Dingen zwei partiell identische, d.h. sich überlappende Universalien instantiiert.

Ein anderer Ausweg für den Universalienrealisten bestünde darin anzunehmen, Universalien seien *geordnet*.<sup>135</sup> Demnach wäre z.B. das Universale ‚1,0 Kilogramm‘ dem Universale ‚0,9 Kilogramm‘ näher als dem Universale ‚0,8 Kilogramm‘. Das Universale ‚0,9 Kilogramm‘ wäre zwischen den Universalien ‚0,8 Kilogramm‘ und ‚1,0 Kilogramm‘ angeordnet; das Universale Orangesein wäre zwischen den Universalien Gelbsein und Orangesein angeordnet. Diese Ordnung unter den Universalien könnte man als nicht weiter zu erklärende Beziehung zwischen Universalien ansehen. Doch dieser Ausweg käme der Annahme primitiver Ähnlichkeit zwischen Universalien gleich, denn, daß das Universale ‚1,0 Kilogramm‘ dem Universale ‚0,9 Kilogramm‘ „näher“ ist, als dem Universale ‚0,8 Kilogramm‘, kann nicht viel anderes heißen, als daß das Univer-

---

<sup>135</sup> Bigelow und Pargetter haben eine Theorie ausgearbeitet, gemäß der Universalien in Relationen der Proportion („relations of proportion“) stehen und dadurch geordnet sind. Vgl. Bigelow & Pargetter 1990, Kap. 2.4, bes. S. 58f.

salie ‚1,0 Kilogramm‘ dem Universale ‚0,9 Kilogramm‘ ähnlicher ist als dem Universale ‚0,8 Kilogramm‘. Wenn man aber schon primitive Ähnlichkeit annehmen muß, liegt es näher, nicht die Ähnlichkeit zwischen Universalien, sondern die Ähnlichkeit zwischen Individuen als primitiv anzusehen — dann braucht man gar keine Universalien mehr anzunehmen.

Wenn wir Ähnlichkeit zwischen Momenten als primitiv ansehen, läßt sich nicht-exakter Ähnlichkeit Rechnung tragen. Momente ähneln sich mehr oder weniger, exakte Ähnlichkeit ist der höchste Grad der Ähnlichkeit. Der einzige Unterschied zwischen exakter und nicht-exakter Ähnlichkeit besteht darin, daß jene transitiv ist, diese jedoch nicht.

Zu betonen ist, daß die Ähnlichkeit zwischen dem Blatt und dem Grünfinken nicht zwischen den konkreten Gegenständen — also dem ganzen Blatt und dem ganzen Finken —, sondern zwischen den betreffenden Momenten besteht. Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen ist immer Ähnlichkeit in einer bestimmten *Hinsicht*. Carnap vertrat in seinem *Der logische Aufbau der Welt* (1928)<sup>136</sup> die Auffassung, Eigenschaften seien als Ähnlichkeitskreise zu konstruieren, d.h. als Gruppen sich ähnelnder *konkreter* Gegenstände.<sup>137</sup> Demnach hat ein Ding eine bestimmte Eigenschaft, indem es in einen bestimmten Ähnlichkeitskreis fällt. Eigenschaften sind nichts als Ähnlichkeitskreise. Goodman (1966)<sup>138</sup> wies hier auf zwei Schwierigkeiten hin:

1. Das Problem der gemischten Gemeinschaft („imperfect community“): Ein Blatt und ein Grünfink ähneln sich, und ein Grünfink und ein Sperling ähneln sich — diese drei also und viele Dinge mehr dazu bilden zusammen einen Ähnlichkeitskreis. Aber gibt es eine Eigenschaft, die diesem Ähnlichkeitskreis entspricht? Gemäß Carnaps Auffassung müßte es so eine Eigenschaft geben; es gäbe sie, weil es den Ähnlichkeitkreis gibt. Es ist allem Anschein nach aber nicht anzunehmen, daß es eine Eigenschaft gibt, die diesem Ähnlichkeitskreis — dieser gemischten Gemeinschaft — entspricht, daher ist nicht anzunehmen, daß ein Ding eine bestimmte Eigenschaft hat, indem es in einen bestimmten Ähnlichkeitskreis fällt.

2. Das Problem der koextensionalen Eigenschaften: Nehmen wir einmal an, alle Lebewesen mit Herz hätten auch eine Niere, und alle Lebewesen mit Niere hätten auch ein Herz. Diese Lebewesen, die sowohl ein Herz als auch eine Niere

<sup>136</sup> Carnap, Rudolf, 1927, *Der logische Aufbau der Welt*, Hamburg: Meiner.

<sup>137</sup> Siehe hierzu Campbell 1990, 32f.

<sup>138</sup> Goodman, Nelson, 1966, *The Structure of Appearance*, Indianapolis: Bobbs-Merrill.

haben, bilden einen Ähnlichkeitskreis. Der Ähnlichkeitskreis aller Lebewesen mit Herz und der Ähnlichkeitskreis aller Lebewesen mit Niere ist derselbe, die beiden Ähnlichkeitskreise fallen zusammen. Gemäß Carnaps Auffassung entspräche diesem *einen* Ähnlichkeitskreis *eine* Eigenschaft. Die Eigenschaft, ein Herz zu haben, und die Eigenschaft, eine Niere zu haben, wären nicht mehr unterscheidbar, sie wären nurmehr *eine* Eigenschaft. Obwohl aber alle Dinge, welche die eine Eigenschaft haben, auch die andere haben, wollen wir doch daran festhalten, daß es sich hier um zwei verschiedene Eigenschaften handelt.

Beide Probleme treten nicht auf, wenn man annimmt, daß Ähnlichkeit nicht zwischen konkreten Gegenständen, sondern zwischen Momenten besteht.

Momente ähneln einander mehr oder weniger, und dadurch entstehen Familien — Ähnlichkeitskreise — von Momenten. (Vgl. Campbell 1990, Kap. 4) Die Momente beispielsweise, bei deren Vorliegen in einem Ding wir das Ding „rot“ nennen — sagen wir kurz, die „Rotmomente“ —, ähneln alle einander, sie bilden eine Familie von Momenten. Zu dieser Ähnlichkeitsfamilie gibt es untergeordnete und übergeordnete Familien. Die Familie der Zinnoberrotmomente ist z.B. eine der Familie der Rotmomente untergeordnete Familie, die Familie aller Farbmomente ist eine der Familie der Rotmomente übergeordnete Familie. Diese Ähnlichkeitsfamilien sind die Grundlage unserer Klassifizierungen.

Wenn ich sage, Momente haben nicht mehrere Hinsichten, behaupte ich damit, daß es keine Momente von Momenten, d.h. keine Eigenschaftseigenschaften gibt. Wie sind dann Fälle zu behandeln, in denen wir Eigenschaften etwas zuschreiben, z.B. „Das Grün dieses Dinges ist hell“ oder „Das Grün dieses Dinges ist grell“? Ich sehe zwei Möglichkeiten, wie solche Fälle so zu behandeln sind, daß keine Momente von Momenten anzunehmen sind. Je nach Fall ist die eine oder die andere Strategie die richtige:

1. Bei „Das Grün dieses Dinges ist hell“ schlage ich vor, daß das „hell“ sich weder auf ein Moment des Grünmomentes, noch auf ein Moment des Dinges bezieht. Das Prädikat „ist grün“ greift nicht präzise einen Farbton heraus, sondern es bezieht sich auf Farbmomente in einem gewissen Farbspektrum von dunkelgrün bis hellgrün. Mit der Aussage „Das Grün dieses Dinges ist hell“ wird *präzisiert*, wo das betreffende Moment im Spektrum der Grünmomente angeordnet ist, d.h. in welche Ähnlichkeitsfamilie das betreffende Moment genau gehört. Es wird ausgesagt, daß es sich nicht etwa um ein Dunkelgrün, sondern um ein Hellgrün handelt, es wird also der Farbton präzisiert. Dabei liegt aber nur ein Moment vor, auf das Bezug genommen wird, das Farbmoment des betreffenden Dinges nämlich, und das hat keine Hinsichten und keine Mo-

mente. Was läßt sich gemäß dieser Auffassung z.B. auf die Frage antworten, was ein *hellblaues* Ding und ein *hellgrünes* Ding bzw. die betreffenden Momente gemeinsam haben? Mit unseren Prädikaten „\_ ist blau“ und „\_ ist grün“ nehmen wir jeweils auf einen Ausschnitt des Farbspektrums Bezug. Hellblau liegt im Blauspektrum ganz am Ende in Richtung der größeren Wellenlängen, Hellgrün liegt im Grünspektrum ganz am Ende in Richtung der größeren Wellenlängen. Das Hellblaumoment und das Hellgrünmoment haben gemeinsam, durch ihre Ähnlichkeit zu anderen Momenten jeweils an einem Ende eines von dem betreffenden Prädikat („blau“ bzw. „grün“) herausgegriffenen Spektrums angeordnet zu sein.

2. In anderen Fällen, z.B. „Das Grün dieses Dinges ist grell“, ist es vielleicht nicht so, daß mit einer Aussage, in der anscheinend einem Moment etwas zugeschrieben wird, nur präzisiert wird, in welche Ähnlichkeitsfamilie das betreffende Moment fällt. Vielleicht ist das Grünmoment des Dinges ein anderes Moment, als das Moment der Grellheit. Das „Grünsein“ kann sich auf den *Farbton*, das „Grellsein“ auf die *Strahlstärke* beziehen. Das Grünmoment und das Grelligkeitsmoment sind dann zwei Momente; aber das Grelligkeitsmoment ist nicht ein Moment des Grünmomentes, sondern wie das Grünmoment ein Moment des (grünen) Dinges. Es handelt sich um verschiedene strahlungsphysikalische Größen, um verschiedene Strahlungseigenschaften des Dinges. Manchmal behaupten wir das Vorliegen einer bestimmten Strahlungseigenschaft, indem wir etwas über die Farbe des Dinges aussagen, doch ontologisch gesehen liegt nicht ein Moment eines Momentes vor, sondern es liegen verschiedene Momente des Dinges vor.

In manchen Fällen von Aussagen, in denen anscheinend Momenten etwas zugeschrieben wird, ist die erste und in anderen die zweite Strategie zu wählen, um die Annahme, daß Momente Momente tragen, zu vermeiden.

#### 4.5. Die Grenzen von Momenten

Momente sind räumlich ausgedehnt, sie nehmen eine Region im Raum ein. Es stellt sich daher die Frage nach den räumlichen Grenzen eines Momentes. Wo endet ein Moment und wo beginnt ein anderes? (Campbell 1990, 135) Es scheint, als ob man z.B. bei einem bestimmten Ei entweder die Temperatur des ganzen Eies als *ein* Temperaturmoment auffassen kann, oder aber die Temperatur des Eigelbs als ein Temperaturmoment, die Temperatur des Eiweiß *als ein*

*anderes* Temperaturmoment auffassen kann. Ist eine der beiden Auffassungsweisen gegenüber der anderen gleichsam ontologisch privilegiert? Ist es gleichgültig, wie man die Welt in diesem Sinne tranchiert? Haben Momente eindeutige und objektive Grenzen, die zu *entdecken* sind? Wenn sie solche Grenzen haben, worin bestehen sie und wo sind sie? Wenn sie keine solchen Grenzen haben, spricht das gegen die Annahme von Momenten? Ich werde im folgenden zuerst solche mögliche Antworten auf die Frage nach den Grenzen von Momenten untersuchen, die *bejahen*, daß Momente eindeutige objektive Grenzen haben. Ich werde zu dem Schluß kommen, daß diese Antworten nicht überzeugen können, und daß nicht Momente wie das Massemoment eines Steines oder das Rotmoment einer Rose die ontisch grundlegenden Entitäten sind, sondern daß die ontisch grundlegenden Entitäten grenzenlos sind und sich über den ganzen Raum erstrecken.

#### 4.5.1. Moment-Substrat-Ontologie

Aus der — z.B. von Ingarden vertretenen — Auffassung, daß Momente von Substraten („Subjekte“, ὑποκείμενα) getragen werden,<sup>139</sup> ergibt sich, daß die Grenzen zwischen Momenten eindeutig feststehen. Substrate, die Momente tragen, determinieren die Grenzen der von ihnen getragenen Momente. Ein Moment reicht so weit, wie das Substrat, von dem es getragen wird. Ein Ding hat Einheit dadurch, daß da *ein* Substrat ist, welches bestimmte Momente trägt. Wenn es eindeutig feststeht, von welchem Substrat ein Moment getragen wird, steht es auch eindeutig fest, was die Grenzen dieses Momentes sind. Das Problem der Grenzen von Momenten verlagert sich hier auf das Problem der Grenzen von Substraten.

Ich habe jedoch oben dafür argumentiert, daß sich keine Substrate (und insbesondere keine konstitutiven Naturen) entdecken lassen. Daher lehne ich auch die Auffassung ab, daß Momente eindeutige Grenzen haben, die durch Substrate determiniert werden.

---

<sup>139</sup> Argumente für eine Moment-Substrat-Ontologie finden sich bei: Armstrong 1989a, 113-116; LaBossiere 1994; Martin 1980. Vgl. auch Denkels Auffassung, daß jeder Gegenstand eine individuelle Wesensnatur hat („a particular essential nature“; Denkel 1996, 108).

### 4.5.2. Grenzen zwischen singulären Eigenschaften

Kann man eindeutige Grenzen von Momenten annehmen, ohne Substrate anzunehmen, von denen die Grenzen von Momenten abhängen? Man kann annehmen, daß Grenzen zwischen Momenten dort bestehen, wo verschiedene singuläre Eigenschaften (determinates), die zu derselben generischen Eigenschaft (determinable) gehören, aneinanderstoßen. Nennen wir diese Auffassung die *Theorie der singulären Momente*. Demgemäß hat ein Moment a dort eine Grenze, wo ein Moment b beginnt, welches eine von a verschiedene singuläre, aber eine zu derselben generischen Eigenschaft gehörige Eigenschaft ist. Sagen wir kürzer: a und b sind verschiedene *generisch zusammengehörige* singuläre Eigenschaften. Angenommen, in einem Topf mit Wasser mit der Temperatur<sup>140</sup> 22°C liegt ein Ei mit der Temperatur 21°C. 21°C und 22°C sind verschiedene singuläre Eigenschaften, die zu derselben generischen Eigenschaft, nämlich ‚eine Temperatur haben‘, gehören. Verschiedene generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften können nicht an derselben Stelle vorkommen; das Ei kann nicht zugleich zur Gänze 21°C und 22°C haben. Man kann nun annehmen, daß zwischen dem Temperaturmoment des Eies und dem Temperaturmoment des Wasser eine Grenze verläuft, weil die beiden Momente verschiedene generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften sind.

Gemäß dieser Auffassung werden die Grenzen von Momenten oft nicht mit den Grenzen der von uns gewöhnlich anerkannten Dinge zusammenfallen. Wenn beispielsweise in unserem Topf mit dem Wasser und dem Ei sowohl das Ei als auch das Wasser die Temperatur 21°C aufweisen, so wäre nur *ein* Temperaturmoment anzunehmen, das sich über die *zwei* — von uns gewöhnlich als einzelne Dinge anerkannten — Dinge erstreckt, über das Ei und das Wasser. Andererseits kann es sein, daß sich gemäß dieser Auffassung in *einem* Ding zwei voneinander abgegrenzte Temperaturmomente befinden. Zum Beispiel könnte ein Ei im Eigelb die Temperatur 21°C haben, während der Rest des Eies, das Eiweiß, die Temperatur 22°C aufweist. Das *eine* Ei hätte *zwei* Temperaturmomente in sich.

Die Oberfläche eines Dinges wäre eine Fläche, wo einige Grenzen von Momenten verlaufen und die aneinandergrenzenden Momente — verschiedene generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften — deutlich verschieden sind. Die Oberfläche des Eies wie wir sie kennen beispielsweise dürfte mit der

---

<sup>140</sup> Ich sehe hier davon ab, daß gemäß der kinetische Gastheorie Temperatur aus Bewegung der Moleküle abzuleiten ist, und tue so, als ob Temperatur eine irreduzible Qualität wäre.

Grenze zwischen dem Dichtemoment der Eierschale und dem Dichtemoment des umgebenden Wassers zusammenfallen. Die Dichte der Eierschale ist deutlich höher als die der Luft, und der Anstieg der Dichte zwischen einer Stelle knapp innerhalb der Eierschale und einer Stelle knapp außerhalb der Eierschale ist — in dem für diese Auffassung günstigsten Fall — sprunghaft. Es ist dieser sprunghafte Wechsel der Dichte innerhalb einer — im Idealfall infinitesimal — kleinen Region, der für uns sinnfällig ist und der die Fläche konstituiert, welche die Grenze zwischen dem Dichtemoment der Eierschale und dem Dichtemoment des Wassers ist und die wir als die Oberfläche des Eies auffassen. Doch viele Momente des Eies werden andere Flächen als die Oberfläche des Eies als Grenze haben. Einige im Ei vorhandenen Momente werden vom Ei — bzw. von der Region, die es einnimmt — eingeschlossen werden, einige werden das Ei einschließen und einige werden das Ei überlappen.

Die größte Schwierigkeit für die skizzierte Auffassung der Grenzen von Momenten besteht darin, daß Qualitäten anscheinend nicht so diskontinuierlich auftreten, wie es diese Auffassung verlangt. In Wirklichkeit ist es nicht so, daß das Ei im Wasser z.B. genau und zur Gänze  $21^{\circ}\text{C}$  hat und das Wasser, in dem sich das Ei befindet,  $22^{\circ}\text{C}$ , sondern in Wirklichkeit wird ein kontinuierliches Temperaturgefälle zwischen der kältesten Region im Ei und der wärmsten Region im Wasser bestehen. Es ist anzunehmen, daß es zwischen jeden zwei Regionen mit unterschiedlichen Temperaturen eine Region gibt, die eine zwischen beiden Temperaturen liegende Temperatur hat. Nur Diskontinuitäten wären geeignet, Grenzen zwischen Momenten zu konstituieren. Wenn aber der Übergang zwischen verschiedenen generisch zusammengehörigen singulären Eigenschaften kontinuierlich ist, kann die Verschiedenheit der singulären Eigenschaften keine eindeutige Grenze konstituieren und die hier erwogenen Auffassung der Grenzen von Momenten ist falsch. Wir können keine eindeutigen und objektiven Grenzen zwischen Momenten entdecken.

Ferner ist zu bedenken zu geben, daß die skizzierte Theorie der singulären Momente eine Frage unbeantwortet läßt, deren Beantwortung zumindest wünschenswert wäre (und die von der Theorie, die ich unten verteidigen werde, beantwortet wird): Die Theorie der singulären Momente läßt die Frage unbeantwortet, worin die *Vollständigkeit* von Dingen besteht. Ich nehme an, daß nicht jede beliebige Klasse von Momenten koexistieren kann. Die Möglichkeiten, welche Eigenschaften ein Ding haben kann, sind eingeschränkt. Es scheint z.B. unmöglich zu sein, daß ein Ding keine Temperatur oder keine Dichte hat. Die Theorie der singulären Momente muß es als unerklärtes Faktum annehmen,

daß einerseits verschiedene generisch zusammengehörige Momente inkompatibel sind, und daß es andererseits unmöglich ist, daß an einer Stelle gar keine von den zu einer generischen Eigenschaften gehörigen singulären Eigenschaften vorhanden ist. Es scheint, als ob es eine bestimmte Menge generischer Eigenschaften  $\{G_1, \dots, G_n\}$  gibt, für die gilt, daß jedes Ding aus jeder zu diesen generischen Eigenschaften gehörigen Menge singulärer Eigenschaften genau eine singuläre Eigenschaft hat. Jedes Ding hat z.B. eine Dichte, eine Ladung, eine Temperatur etc. Die Theorie der singulären Momente erhellt nicht, warum und wodurch die Möglichkeiten, welche Eigenschaften ein Ding haben kann, eingeschränkt sind.

#### 4.5.3. *Die Grenzen von Momenten sind willkürlich*

Wie viele Temperaturmomente befinden sich nun in dem Topf mit dem Wasser und dem Ei? Die Temperaturverteilung im Topf bestimmt nicht eindeutig, so habe ich argumentiert, wie viele Temperaturmomente vorliegen. Die Übergänge zwischen Regionen mit verschiedenen Temperaturen sind wahrscheinlich kontinuierlich, und daher werden uns Temperaturmessungen nicht lehren, wie wir die Temperatur im Topf zu tranchieren haben. Da die Suche nach eindeutigen, objektiven, zu entdeckenden Grenzen nicht erfolgreich ist, ist anzunehmen, daß es keine solchen Grenzen gibt. Wie wir die Temperatur im Topf räumlich einteilen, obliegt unserer Willkür. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten der räumlichen Einteilung, und wir können die Einteilung vornehmen wie es gerade unseren Interessen entspricht. Wenn wir etwas über das Ei im Vergleich zum Wasser sagen wollen, werden wir von der Temperatur des Eies im Vergleich zur Temperatur des Wassers sprechen. Das heißt nicht, daß zwischen dem Temperaturmoment des Eies und dem Temperaturmoment des Wassers eine eindeutige Grenze verlief, an der es läge, daß die Temperaturmomente im Topf soundso zu zählen seien und nicht anders. Wir können auf die Temperatur in jeder Region Bezug nehmen und jede Temperaturregion ist — von einem ontologischen Standpunkt aus — gleichermaßen berechtigt als Temperaturmoment anzusehen.

Jonathan Lowe sieht hier Grund für einen Einwand gegen die Momentenontologie. Er meint, wenn etwas ein Gegenstand („object“) in einem strengen Sinne sein soll, dann müsse es eindeutige Identitätsbedingungen haben und mithin müsse feststehen, ob — in unserem Beispiel — das Temperaturmoment

des Eies mit dem Temperaturmoment des Wassers numerisch identisch ist oder nicht, und welches die richtige Einteilung der Momente ist:

[An object's individual] color, say, is not „itself“ an object, somehow related to the object of which it is the color. If it were an object, it would have determinate identity conditions, and yet it does not appear that it can have these. Supposing the colored object to be uniformly colored, it makes doubtful sense to ask whether „the color“ of its top half is *numerically identical* with „the color“ of its bottom half, or whether either or both of these is identical with „the color“ of the whole object. Certainly, these questions cannot apparently be answered in a nonarbitrary and principled way. (Lowe 1995b, 512f)

Ich stimme mit Lowe darin überein, daß die Einteilung von Momenten willkürlich ist. („It cannot be done in a nonarbitrary and principled way.“) Ich bestreite aber, daß deshalb Momente keine echten Gegenstände wären. Wenn man möchte, kann man die Farbe der einen Hälfte eines Apfels als ein Moment und die Farbe der anderen Hälfte des Apfels als ein anderes Moment auffassen. Dann kann man auch sinnvoll fragen, ob dieses mit jenem numerisch identisch ist — die beiden Momente sind nicht numerisch identisch, sie überlappen nicht einmal.<sup>141</sup>

Wenn Lowe meint, ein Gegenstand müsse eindeutige Identitätsbedingungen haben, meint er wahrscheinlich auch, er müsse eindeutige Grenzen haben und es müsse objektiv feststehen, wie der Gegenstand bzw. die Gegenstände richtig zu zählen sind. Es müsse eine eindeutige Antwort auf die Frage geben, wie viele Temperaturmomente in dem besagten Topf mit dem Wasser und dem Ei sind.

Lowe hätte recht, wenn es (materielle) Gegenstände mit objektiv vorgegebenen Identitätsbedingungen bzw. Grenzen gäbe. Gäbe es solche Gegenstände, wäre es berechtigt, sie als Gegenstände in einem engeren Sinne aufzufassen, während Momente, deren Einteilung willkürlich ist, nur Gegenstände in einem weiteren Sinne wären. Doch ich halte dafür, daß auch bei konkreten Gegenständen die Einteilung, das Tranchieren, willkürlich ist. (Vgl. Simons 1998, 248f.) Dafür habe ich oben argumentiert, indem ich zu zeigen versuchte, daß es keine konstitutiven Naturen gibt bzw. daß es keine eindeutige Artzugehörigkeit von Dingen gibt. Lowe vertritt genau die entgegengesetzte Auffassung. Er sagt: „Individuals are necessarily individuals of a kind“ (1989, 5). Willkürliche Materieportionen wie eine Hälfte eines Apfels sind demgemäß keine „Individuen“,

---

<sup>141</sup> Faßte man einerseits die Farbe des ganzen Apfels als Moment und andererseits die Farbe der einen Hälfte des Apfels als Moment, so könnte man sagen, die beiden Momente seien *teilweise identisch*. Zum Begriff der teilweisen Identität siehe Armstrong 1997, 17f und Lewis 1993, 33f.

denn sie gehören zu keiner Art. Lowe meint, es gebe zwei Typen von Universalien, Eigenschaftsuniversalien („characterizing universals“) und Artuniversalien („sortal universals“). Ein Spezialfall der Artuniversalien seien die Substanzuniversalien („substantial kinds“); jede Substanz sei notwendig Exemplar genau eines Substanzuniversalie. Daher kann Lowe auch annehmen, daß es (materielle) Gegenstände mit nichtwillkürlichen Identitätsbedingungen und Grenzen gebe, denen gegenüber Momente dann als Entitäten zweiter Klasse („mere entities“) zu disqualifizieren wären. Die Identitätsbedingungen und die Grenzen eines Individuums wären durch die Artzugehörigkeit des Individuums determiniert. Ich habe oben dafür argumentiert, daß diese Substanzontologie falsch ist, und halte daran fest, daß die Einteilung von Momenten willkürlich ist.

#### 4.6. Felder

In unserem gerade behandelten Beispiel erstreckt sich die Temperatur über das Ei und das Wasser, in dem das Ei liegt. Aber nicht nur über das Ei und das Wasser erstreckt sich die Temperatur, sondern jede Raumregion hat anscheinend eine Temperatur. Das legt nahe, daß Temperatur so grenzenlos und beliebig einteilbar ist, wie Raum grenzenlos und beliebig einteilbar ist. Ich will die Grundzüge einer Ontologie entwickeln, die solche grenzenlosen und beliebig einteilbaren Entitäten zuläßt. Zwar halte ich fest daran, daß es Momente wie die Temperatur jenes Eies oder die Dichte jenes Steines gibt, aber ich nehme nicht an, daß solche Momente die Grundbausteine der Welt sind, sie sind nicht wie Williams annimmt die Elemente des Seins, „the primary constituents of this or any possible world, the very alphabet of being“ (Williams 1953, „The Elements of Being“, 7). Ich gebe nun die Auffassung auf, daß die materielle Welt aus lauter einzelnen Dingen besteht, die aus lauter einzelnen Momenten bestehen. Momente wie die Temperatur dieses Eies, die Masse jenes Apfels, die Ladung dieses Elektrons gehören nicht zu den ontologischen Grundbausteinen der (materiellen) Welt. Die Masse eines Apfels ist etwas, was Grenzen haben müßte (die Oberfläche des Apfels nämlich); ich suche aber nach ontologischen Grundbausteinen, die keine Grenzen haben. Des weiteren will ich davon absehen, ob das, was wir in Alltag oder Physik als Eigenschaften auffassen, also z.B. Temperatur, Masse, Ladung, Form, Farbe etc. ontologische Grundbausteine sind, bzw. ich will davon absehen, wie diese Eigenschaften mit den ontologischen Grundbausteinen zusammenhängen und wie sie aus ihnen aufgebaut sind.

Die ontologischen Grundbausteine der materiellen Welt sind grenzenlose und beliebig einteilbare Entitäten. Daß sie grenzenlos sind, soll heißen, daß es keine Flächen gibt, von denen es eindeutig und nicht nur aufgrund einer von einem wahrnehmenden und bezugnehmenden Subjekt vollzogenen Entscheidung wahr ist, daß jeder Punkt auf der einen Seite dieser Fläche in der Entität liegt, während jeder Punkt auf der anderen Seite dieser Fläche nicht in der Entität liegt. Daß sie beliebig einteilbar sind, soll heißen, daß jede Portion (jeder räumliche Ausschnitt) einer solchen Entität in unserer Ontologie gleichermaßen berechtigt als Entität aufzufassen ist.

Ich nenne diese ontologischen Grundbausteine der materiellen Welt *Felder*. Ein Feld erstreckt sich über den ganzen Raum, es liegt an jeder Stelle des Raumes vor. Jeder Ausschnitt des Raumes enthält einen Ausschnitt eines jeden Feldes.

Ich nehme an, daß die materielle Welt aus mehreren Feldern besteht. Die Felder, aus denen die Welt besteht, sind überlagert. Die Welt besteht aus einer bestimmten Anzahl überlagerter Felder; diese Felder liegen an jeder Stelle im Raum vor.

Ein Feld hat an jeder Stelle eine Feldstärke (man könnte auch sagen, eine Intensität); es kann an verschiedenen Stellen verschiedene Feldstärken haben. Es ist jedoch nicht so, daß die Feldstärke etwas wäre, was vom Feld irgendwie getragen wird. Das Feld und die Feldstärke sind nicht zwei Entitäten. Das Feld an einer Stelle ist nichts anderes als die Feldstärke an dieser Stelle. Jedes Feld tritt an jeder Stelle in einer bestimmten Feldstärke auf. Verschiedene Stellen eines Feldes sind mehr oder weniger ähnlich; im Maximalfall sind sie exakt ähnlich, d.h. es liegt an beiden Stellen genau die gleiche Feldstärke vor.

In der neueren Diskussion, wurde eine Feldontologie bisher nur von Keith Campbell (1990, *Abstract Particulars*, Kap. 6) erwogen und vertreten. Campbell nennt Felder auch „basic tropes“:

Taking our clue from space-time itself, we now propose that all the basic tropes are partless and edgeless in the ways that space is, and that they change only in space-time's innocent way. All basic tropes are space-filling fields, each one of them distributes some quantity, in perhaps varying intensities, across all of space-time. (Campbell 1990, 146)

*Partikel* (Elementarteilchen), wie z.B. Leptonen, Bosonen und Quarks, sind Stellen, an denen Felder deutlich erhöhte Feldstärke aufweisen. „A zone in which several fields all sharply increase their intensity is conceptualized as a single entity, the particle.“ (Campbell 1990, 148) Partikel sind zu beschreiben

als „Störungen in einem Feld“ (Swinburne 1995, 130). Makroskopische Gegenstände wie Tische und Steine sind Konglomerate von Partikeln, d.h. sie sind selbst Stellen bestimmter Feldstärken.

An jeder Stelle im Raum sind dieselben Felder vorhanden. Felder haben keine Löcher, sondern nur unterschiedliche Stärken an verschiedenen Stellen. Es ist demnach nicht so, daß die materielle Welt aus Dingen besteht, zwischen denen *nichts* ist. Es ist nicht so, daß Materie in Brocken auftritt, zwischen denen *völlig leerer Raum* ist. Stellen, an denen Partikel sind, sind Stellen stark erhöhter Feldstärke; Stellen, an denen vermeintlich nichts ist, sind Stellen niedrigerer Feldstärke.

Felder sind beliebig einteilbar, d.h. *wir können jeden beliebigen Ausschnitt eines Feldes als ein Moment auffassen*.<sup>142</sup> Dabei muß ein Feldausschnitt, den wir als ein Moment auffassen, nicht überall dieselbe Stärke haben. Wir können z.B. die Dichte eines bestimmten Eies als *ein* Moment auffassen, auch wenn die Dichte im Eigelb höher ist als im Eiweiß.

Ferner können wir, wenn wir auf ein Ding oder auf ein Moment Bezug nehmen, offenlassen, welchen Feldausschnitt wir genau meinen. Wenn wir auf das Ei oder auf das Dichtemoment des Eies Bezug nehmen, intendieren wir, daß die Oberfläche des Eies die Grenze des Eies bzw. des Momentes sein soll. Doch welche Fläche genau die Grenze des Eies sein soll, bleibt unentschieden. Wenn wir gefragt würden, ob jenes Elektron dort an der Oberfläche des Eies zum Ei gehört oder nicht, müßten wir antworten, daß wir uns darüber noch keine Gedanken gemacht hätten, wir hätten die Oberfläche des Eies nur so gemeint, wie sie eben sinnfällig ist. David Lewis nennt dieses Phänomen der vagen Bezugnahme „semantic indecision“. (Lewis 1993, 27-29)

Daß die Welt aus Feldern besteht, nehme ich als nackte Tatsache an, d.h. als eine Tatsache, für die es keine wahre Erklärung durch ontische Sachverhalte gibt. Daß ein Feld ein Feld ist und daß den Feldern, aus denen die Welt besteht, gemeinsam ist, daß sie Felder sind, muß ich ebenfalls als nackte Tatsache ansehen. Mit Ingarden kann ich sagen, daß es an der *Form* der Welt liegt, daß sie aus mehreren überlagerten Feldern besteht, und daß den Feldern die *Form* eines Feldes gemeinsam ist. Doch damit ist freilich nicht mehr gesagt, als daß wir es

---

<sup>142</sup> Campbell spricht hier von „quasi-tropes“: „Let us call a spatially restricted subsection of a field, which we have already noted is merely a pseudo-part, a *quasi-trope*. Quasi-tropes are not figments [...]. They are not human inventions. But there is an element of human relativity in which quasi-trope boundaries strike us as significant; and once a quasi-trope has been singled out as significant, an element of choice in quite where its boundaries lie.“ (Campbell 1990, 152)

hier behauptetermaßen mit der grundlegendsten ontischen Struktur der materiellen Welt zu tun haben.

#### 4.6.1. Welche Felder gibt es?

Welche Felder gibt es? Diese Frage ist Gegenstand der Forschung der Physik, aber man kann wie Campbell (1990, 146; 150) spekulieren, daß die vier fundamentalen Kräfte der Physik die Felder sind, aus denen die materielle Welt besteht. Demnach gäbe es die Felder (1) der Gravitation, (2) der elektromagnetischen Kraft, (3) der starken Elementarkraft und (4) der schwachen Elementarkraft. Die elektromagnetische Kraft und die schwache Elementarkraft werden heute zur elektroschwachen Kraft zusammengefaßt.<sup>143</sup>

Ferner steht zur Debatte, ob Raum oder Raum-Zeit ein weiteres Feld ist. Die möglichen Auffassungen liegen hier zwischen folgenden beiden extremen Auffassungen: Man kann behaupten, daß Raum ein eigenes Feld ist und *daß der Raum auch leer sein könnte* (Fales 1990, 178), d.h. existieren könnte, ohne daß er Materie enthielte bzw. ohne daß er mit den anderen Feldern zusammen existierte. Im anderen Extrem kann man behaupten, daß Raum nichts ist, was zusätzlich zur Materie, d.h. zu den Kraftfeldern existiert. Raum und Materie sind demgemäß nicht verschiedene Entitäten, es ist nicht so, daß da einerseits Raum und andererseits Materie ist und Materie eine Raumposition einnimmt.

Offensichtlich ist, daß es keine Materie geben kann ohne Raum, den sie einnimmt. Es Die Frage, die bleibt, ist die, ob es leeren Raum geben könnte. Hätte Gott den Raum ohne die Himmel<sup>144</sup> (und die Erde) schaffen können? Ich weiß (wie Fales 1990, 178) nicht, wie man hier zu einer begründeten Antwort kommen kann. Vermutlich wird man diese Frage höchstens im Zusammenhang mit einer umfassenden Theorie der Möglichkeit beantworten können, durch die der Sinn der Frage, ob es leeren Raum geben *kann*, präzisiert wird. Die Auffassung, daß der Raum nicht leer sein kann, verpflichtet einen aber nicht zu der Auffassung, daß Raum und Materie keine voneinander zu unterscheidenden Entitäten seien. Man kann sich auf die Auffassung zurückziehen, daß Raum und Materie verschiedene, aber aufeinander *seinsunselbständige* Entitäten sind.

---

<sup>143</sup> Vgl. z.B. Hering, E., u.a., 1989, *Physik für Ingenieure*, Düsseldorf: VDI, S. 608.

<sup>144</sup> Der Plural „die Himmel“ ist kein Druckfehler, sondern stammt aus Genesis 1,1.

#### 4.6.2. *Wie sind gewöhnliche Eigenschaften auf Feldstärken zurückführbar?*

Wenn es nur diese drei bis fünf Felder gibt, was sind dann Eigenschaften wie Dichte, Temperatur oder Ladung? Sind das keine echten Eigenschaften, weil sie nicht zu den erwähnten Feldern gehören? Müßten wir diese Konsequenz ziehen, spräche das gegen die Feldontologie. Es ist anzunehmen, daß diese Eigenschaften auf bestimmte Konstellationen von Feldstärken zurückführbar sind. Daß eine bestimmte Dichte an einer Stelle vorliegt, besteht darin, daß die überlagerten Felder an dieser Stelle bestimmte Stärken haben. Dichte, Temperatur oder Ladung sind vermutlich Funktionen der Feldstärken. Die Klärung der Zusammenhänge zwischen den Feldern und den uns vertrauten Eigenschaften ist — ebenso wie die Beantwortung der Frage, welche Felder es gibt — Aufgabe der Physik; ich will aber dennoch versuchen, exemplarisch einige Möglichkeiten zu skizzieren, wie uns vertraute Eigenschaften mit den Feldern zusammenhängen könnten:

Temperatur, Dichte und Ladung sind Eigenschaften. Aber vielleicht gibt es kein Temperatur-Feld, kein Dichte-Feld und kein Ladung-Feld. Dann müßten — wenn die Feldontologie wahr ist — Temperatur, Dichte und Ladung in einer Region irgendwie auf die Feldstärken in dieser Region zurückführbar sein. Das Problem ist also folgendes: Die Feldontologie behauptet, daß die materielle Welt aus nichts als aus bestimmten Feldern besteht, die überlagert sind und von denen sich jedes über den ganzen Raum erstreckt. Wenn es nun z.B. Temperatur gibt, aber Temperatur nicht eines der fundamentalen Felder ist, dann ist entweder die Feldontologie falsch oder Temperatur ist zurückführbar auf Konstellationen von Feldstärken. Wenn es so einen Zusammenhang zwischen Temperatur und den Feldern gibt, können wir (bzw. die Physiker, die es besser wissen) sagen, daß Temperatur *soundso* auf den Feldstärken gründet und aus ihnen ableitbar ist. Hier seien drei Möglichkeiten skizziert, wie Eigenschaften auf Feldstärken zurückführbar sein könnten:

1. Im einfachsten Fall ist eine Eigenschaft zurückführbar auf eine bestimmte Kombination von Feldstärken. Das könnte zum Beispiel so aussehen: An Position P liegt Eigenschaft E genau dann vor, wenn an P Stärke  $l_3$  in Feld L und Stärke  $m_7$  in Feld M vorliegt (wobei offen gelassen ist, ob es noch andere Felder außer L und M gibt oder nicht). Vielleicht ist Dichte so eine Eigenschaft.

2. Eine Eigenschaft könnte zurückführbar sein auf das Integral über die Feldstärke eines oder mehrerer Felder in einer bestimmten Region. Das könnte in einem einfachen Fall, in dem die Eigenschaft nur von einem Feld abhängig

ist, so aussehen: E ist die betreffende Eigenschaft; x, y und z sind die Raumkoordinaten; R ist die betreffende Region (d.h. der reguläre räumliche Bereich  $R \supseteq \mathfrak{R}^3$ ); f ist die Stärke des Feldes F. Dann könnte gelten, daß die Eigenschaft zurückführbar ist auf das Volumenintegral ( $dV = dx dy dz$ ) von f über R:

$$E(R) = \iiint_R f(x, y, z) dx dy dz$$

Mit Masse zum Beispiel mag es sich so verhalten. Masse ist immer die Masse in einer bestimmten Region. Man kann nicht sagen, an einer bestimmten Stelle S liege die Masse M vor, sondern Masse ist immer Masse in einer bestimmten Region, z.B. der Region, die ein bestimmter Stein einnimmt. Ein Stein hat an jeder Stelle eine Dichte, und der Stein als Ganzes hat eine durchschnittliche Dichte; der Stein hat aber nicht an jeder Stelle eine Masse, sondern nur der Stein als Ganzes (oder ein Teil von ihm) hat eine Masse. Die Masse in einer bestimmten Region R ist zurückführbar auf das Volumenintegral ( $dV = dx dy dz$ ) der Dichte über R. Nehmen wir der Einfachheit halber an, daß es ein Dichte-Feld gibt, deren Stärke ich  $\rho$  nenne (wenn Dichte kein Feld ist, muß Dichte auf Feldstärken zurückgeführt werden). Es ergibt sich die Masse M in der Region R (z.B. die Masse eines Steines, der die Region R einnimmt):

$$E(R) = \iiint_R \rho(x, y, z) dx dy dz = \iiint_R \rho dV$$

3. Eine Eigenschaft könnte auf Veränderungen der Feldstärken in der betreffenden Region zurückführbar sein. Wir nehmen an, daß Teilchen Stellen stark erhöhter Feldstärken sind. Bewegung von Teilchen ist demnach Änderung von Feldstärken. Temperatur z.B. ist gemäß der kinetischen Gastheorie zurückführbar auf die Bewegung von Molekülen und damit auf die Veränderung von Feldstärken.

Ich habe drei Möglichkeiten skizziert, wie Eigenschaften auf Feldstärken zurückzuführen sein könnten. Die Zurückführbarkeit bestimmter Eigenschaften auf andere Größen ist in der Physik ein gängiges Phänomen. Hierzu ein Beispiel: In der Thermodynamik unterscheidet man zwischen der *phänomenologischen* und der *statistischen* Thermodynamik. In der phänomenologischen Thermodynamik werden Systeme makroskopisch betrachtet und durch makroskopisch meßbare Systemeigenschaften wie z.B. Temperatur oder Druck und deren Zusammenhänge beschrieben. In der statistischen Thermodynamik werden Systeme mikroskopisch betrachtet, und es „werden die makroskopischen Systemeigenschaften auf die Wechselwirkungen der Systembestandteile (Ato-

me, Moleküle) zurückgeführt. Die Beschreibung erfolgt mit den statistischen Methoden der klassischen Mechanik bzw. der Quantenmechanik.<sup>145</sup> Zum Beispiel wird in der phänomenologischen Thermodynamik Druck als direkt meßbare Zustandsgröße aufgefaßt. In der statistischen Thermodynamik wird Druck hingegen auf den Impuls, den Moleküle übertragen können, zurückgeführt. Angenommen, in einem geschlossenen Gefäß befinden sich Moleküle; jedes dieser Moleküle hat eine bestimmte Masse und eine bestimmte Geschwindigkeit. Die Moleküle übertragen, wenn sie an die Gefäßwand stoßen, kraft ihrer Masse und ihrer Geschwindigkeit einen bestimmten Impuls an die Gefäßwand und üben eine Kraft aus. Der Druck in dem Gefäß ist demnach zurückzuführen auf die Kraft, die die Moleküle in dem Gefäß auf die Gefäßwand ausüben.<sup>146</sup> Die Deutung von Druck durch die statistische Thermodynamik ist ein Beispiel dafür, wie Eigenschaften auf andere Größen zurückgeführt werden können.

Am Beispiel der Deutung von *Temperatur* in der statistischen Thermodynamik können wir nun ein Beispiel angeben, wie eine gewöhnliche Eigenschaft auf Feldstärken zurückgeführt werden kann: In der phänomenologischen Thermodynamik wird Temperatur in Anlehnung an unsere Begriffe von „warm“ und „kalt“ als direkt meßbare Zustandsgröße aufgefaßt. Mit der Feldontologie stehen wir hier vor einem Problem, wenn wir kein Temperatur-Feld annehmen wollen, aber doch nicht leugnen wollen, daß Temperatur eine Eigenschaft ist. Wie kann Temperatur auf Feldstärken zurückgeführt werden? Folgende Lösungsstrategie ist zu verfolgen: In der statistischen Thermodynamik wird Temperatur gemäß der kinetischen Gastheorie gedeutet und auf Bewegung der Moleküle zurückgeführt. Die Temperatur ist demnach ein Maß für die mittlere kinetische Energie der Moleküle.<sup>147</sup> Bewegung von Molekülen bzw. Partikeln ist gemäß der Feldontologie Veränderung von Feldstärken. Partikel kann man sich als Störungen in einem oder mehreren Feldern vorstellen. Die Bewegung eines Partikels hat man sich daher wie die Ortsveränderung einer Störung in einem Feld vorzustellen. Also ist Temperatur auf Feldstärken zurückzuführen. — Es gibt Grund für die Hoffnung gibt, daß alle Eigenschaften auf Feldstärken zurückzuführen sind.

---

<sup>145</sup> Hering, E, u.a., ebd., S. 140.

<sup>146</sup> Wenn sich  $N$  Teilchen mit der Masse  $m$  mit verschiedenen Geschwindigkeiten mit dem mittleren Geschwindigkeitsquadrat  $\bar{v}^2$  in einem Gefäß mit dem Volumen  $V$  befinden, ergibt sich gemäß der Grundgleichung der kinetischen Gastheorie der Druck

$$p = \frac{1}{3} \frac{N}{V} m \bar{v}^2 \cdot$$

<sup>147</sup> Hering, E., ebd., S. 153.

#### 4.6.3. Die Wiederkehr des Universalienproblems?

Ein Feld hat an jeder Stelle eine Stärke. Ein Feld kann an verschiedenen Stellen *dieselbe* Stärke haben. Zwei Momente ähneln einander exakt, wenn die betreffenden Felder an den betreffenden Stellen dieselben Stärken haben. Sind wir damit wieder genötigt, Universalien in unsere Ontologie aufzunehmen, Feldstärken nämlich?

Oben habe ich dafür argumentiert, daß Ähnlichkeit nicht durch die Annahme von Universalien zu erklären ist, sondern daß Ähnlichkeit als nicht weiter zu erklärende Beziehung *sui generis* zwischen Momenten anzusehen ist. Dementsprechend ist die Tatsache, daß ein Feld an verschiedenen Stellen ganz gleiche Stärken haben kann, ein nicht weiter zu erklärendes Faktum. Felder sind so, daß sie an jeder Stelle eine Stärke haben und daß sich verschiedene Feldstellen mehr oder weniger ähneln. Diese Annahme gehört zu den Grundannahmen der Feldontologie.

Ist es aber haltbar, daß Feld und Feldstärke an einer Stelle *nicht* zwei verschiedene Entitäten sind, sondern daß das Feld an einer Stelle nichts anderes als die Feldstärke an dieser Stelle ist? Klingt meine Theorie nicht so, als müßte man annehmen, daß die Feldstärke an einer Stelle von dem Feld getragen wird? Der Eindruck entsteht durch die Rede davon, daß ein Feld an verschiedenen Stellen verschiedene Feldstärken „hat“. Ich will versuchen, diesen Eindruck zu zerstreuen: Nehmen wir an, in einer Region liegt eine individuelle, seinsunselbständige (abstrakte) Entität ohne bestimmte Grenze vor, d.h. so etwas wie die Dichte oder die Temperatur in einer Region. Es besteht keine Veranlassung dazu zu bezweifeln, daß eine solche Entität *einfach* ist. Eine solche Entität ist seinsunselbständig, d.h. sie muß mit anderen Entitäten zusammensein, die ihre Ergänzungsbedürftigkeit stillen, aber es ist nicht anzunehmen, daß da etwas von der Entität Verschiedenes ist, von dem die Entität irgendwie getragen wird. Die Entität ist einfach, d.h. sie besteht nicht aus mehrerem, sie hat nicht selbst Eigenschaften und an ihr ist nicht ein Träger von etwas Getragenen zu unterscheiden. Ein Ausschnitt eines Feldes ist wie eine solche Entität. Die Formulierung „Ein Feld hat an verschiedenen Stellen verschiedene Stärken“ klingt so ähnlich, wie die Formulierung „Ein Ding hat verschiedene Eigenschaften“. Daß ein Ding verschiedene Eigenschaften „hat“, heißt, daß an einem Ding, d.h. an einer Stelle, mehreres zu unterscheiden ist. Daß ein Feld an verschiedenen Stellen verschiedene Stärken „hat“, heißt aber nicht, daß da an einer Stelle mehreres

zu unterscheiden wäre, das Feld und die Feldstärke, sondern es heißt, daß das Feld an verschiedenen Stellen in verschiedenen Stärken auftritt.

#### 4.6.4. Veränderung

Wie ist Veränderung in unserer Ontologie aufzufassen? Die naheliegende Auffassung — Simons nennt sie die „Standardauffassung“<sup>148</sup> —, die ich ablehne, wäre: Ein Ding verändert sich, indem eines seiner Momente durch ein anderes ersetzt wird. Was passiert, wenn sich die Farbe auf einer Seite eines Apfels verändert? Wird das Farbmoment des ganzen Apfels durch ein anderes ersetzt? Eher wird man wohl annehmen, daß nur das Farbmoment der betreffenden Seite des Apfels ersetzt wird. Genau in der Region, wo sich etwas ändert, wird ein Moment durch ein anderes ersetzt. Drei Einwände seien gegen diese Auffassung angeführt:

1. Schon gegen den Universalienrealismus habe ich oben (S. 188) geltend gemacht, daß Austauschen von Eigenschaften keine kontinuierliche Veränderung ergeben kann. Augenscheinlich können Veränderungen aber kontinuierlich vor sich gehen. Beispielsweise kann sich anscheinend die Dichte eines Dinges kontinuierlich von  $3,1 \text{ g/cm}^3$  auf  $3,4 \text{ g/cm}^3$  erhöhen. Das heißt aber, daß diese Veränderung nicht aus vielen Ersetzungen von Dichtemomenten besteht. Wenn es kontinuierliche Veränderungen gibt, ist die Standardauffassung der Veränderung falsch.

2. Die Grenzen von Momenten sind nicht eindeutig. Die Standardauffassung besagt, daß, wenn sich in einer Region die Temperatur ändert, das in dieser Region befindliche Temperaturmoment durch ein anderes ersetzt wird. Bildlich gesprochen wird es herausgeschnitten und an seine Stelle tritt ein anderes Temperaturmoment. Das setzt jedoch voraus, daß es eine eindeutige Grenze des Temperaturmomentes gibt. Wenn aber Temperaturübergänge in einem Körper kontinuierlich sind, so gibt es keine solchen eindeutigen Grenzen. Wenn es keine solche Grenzen gibt, ist die Auffassung, daß ein Moment herausgeschnitten wird und durch ein anderes Moment ersetzt wird, schwer haltbar.

3. Die Standardauffassung erhellt nicht, wieso ein Moment nicht durch jedes beliebige Moment ersetzt werden kann. Ein Temperaturmoment kann nicht durch ein Dichtemoment ersetzt werden, sondern nur durch ein Temperaturmoment. Warum das so ist, läßt die Standardauffassung ungeklärt.

---

<sup>148</sup> Simons 1994, 559; vgl. Campbell 1990, 141.

Ich meine — entgegen der Standardauffassung — nicht, daß bei einer Veränderung ein Moment durch ein anderes ersetzt wird. Veränderung vollzieht sich ohne Austausch von Entitäten. (Vgl. Campbell 1990, 145.) Bei einer Veränderung verändert sich ein Feld an einer Stelle in seiner Feldstärke. Das Feld und seine Feldstärke sind jedoch nicht zwei verschiedene Entitäten, so daß da zum einen das Feld wäre und zum anderen die Feldstärke, welche von dem Feld getragen würde. Es ist nicht so, daß da das Feld ist, von dem die eine Feldstärke geht und zu dem die andere Feldstärke kommt. Ein Feld an einer bestimmten Stelle ist nichts als das Feld in einer bestimmten Feldstärke. Bei Änderung der Feldstärke an einer Stelle wird das Feld an der betreffenden Stelle stärker oder schwächer, ohne daß dabei mehr Entitäten involviert wären als allein das Feld.

Ist das nur ein frommer ontologischer Wunsch? Ist die Behauptung, daß sich Veränderung ohne Austausch von Entitäten vollzieht, nicht eine unbegründete Beteuerung? Aus folgendem Grund meine ich, daß die Feldontologie im Unterschied z.B. zum Universalienrealismus annehmen kann, Veränderung fände ohne Austausch von Entitäten bzw. ohne Beenden eines Instantiierungssachverhaltes und Beginnen eines anderen statt. Wenn man annimmt, daß Eigenschaften Universalien sind, daß also ein Ding eine Eigenschaft hat, indem es das betreffende Universale instantiiert, nimmt man an, daß auch andere Dinge dasselbe Universale instantiiieren können. Verändert sich *ein* Ding in einer Hinsicht, d.h. bezüglich eines Universale, verändern sich dadurch nicht auch alle anderen Dinge, welche das betreffende Universale instantiiieren. Wenn z.B. zwei Steine a und b eine Dichte von  $5,1 \text{ g/cm}^3$  haben, heißt das gemäß dem Universalienrealismus, daß sie beide ein und dasselbe Dichte-Universale instantiiieren. Wenn sich nun der Stein a hinsichtlich seiner Dichte ändert, so daß er nach der Veränderung die Dichte  $5,2 \text{ g/cm}^3$  hat, so muß ein Universalienrealist annehmen, daß sich dieser Stein a von dem Universale  $5,1 \text{ g/cm}^3$  irgendwie getrennt hat, denn vor der Veränderung waren die Dichten von a und b numerisch identisch, nach der Veränderung aber sind die Dichten von a und b numerisch verschieden. Der Stein b ist von a's Veränderung nicht betroffen. Mithin kann die Veränderung von a nicht darin bestehen, daß sich das Universale geändert hat. Denn hätte dieses sich geändert, hätte sich automatisch auch b hinsichtlich seiner Dichte geändert.<sup>149</sup> Die Annahme, daß sich bei Veränderung Universalien verändern, ist absurd; Universalien müssen als unveränderlich an-

---

<sup>149</sup> Vorausgesetzt natürlich, daß, wenn schon a sich bei a's Veränderung nicht aus der Instantiierungsrelation löst, auch b sich bei a's Veränderung nicht aus der Instantiierungsrelation löst.

genommen werden. Daher steht dem Universalienrealisten die Auffassung, daß Veränderung darin besteht, daß sich Eigenschaften selbst ändern, nicht zur Verfügung.

Wenn aber Eigenschaften nicht Universalien, sondern Momente sind, kann man annehmen, daß sich die Eigenschaften selbst, die Momente bzw. die zugrunde liegenden Felder ändern. Wenn sich ein Ding in einer Hinsicht ändert — ein Ding verändert sich nie irgendwie *tout court*, sondern immer in einer Hinsicht —, verliert es nicht eine Eigenschaft und nimmt an ihrer Statt eine neue an, sondern eine seiner Eigenschaften, eines seiner Momente, ändert sich. Das Moment, bzw. der betreffende Feldausschnitt, ist nach der Veränderung anders als vor der Veränderung, aber es ist nicht ein anderes.

#### 4.6.5. Generische Eigenschaften

Eine Theorie der Dinge und der Eigenschaften sollte sich einen Reim darauf machen können, was generische Eigenschaften sind und welches Verhältnis zwischen singulären und generischen Eigenschaften besteht. ‚1,1 Kilogramm‘, ‚1,2 Kilogramm‘ etc. sind singuläre Eigenschaften; sie gehören zu der generischen Eigenschaft ‚eine Masse haben‘. ‚21°C‘, ‚22°C‘ etc. sind singuläre Eigenschaften, sie gehören zu der generischen Eigenschaft ‚eine Temperatur haben‘. Worin besteht die enge Zusammengehörigkeit einiger Eigenschaften, eben „generisch zusammengehöriger singulärer Eigenschaften“, wie ich sie nenne? Warum kann ein Ding nicht mehr als eine Temperatur an einer Stelle haben, d.h. warum sind verschiedene generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften inkompatibel? Warum muß ein Ding, das eine singuläre Eigenschaft hat, auch die betreffende generische Eigenschaft haben? Warum muß ein Ding, das eine generische Eigenschaft hat, nicht mehr und nicht weniger als *eine* der betreffenden singulären Eigenschaften haben? Fales (1990, 227) und Armstrong (1978b, Kap. 22) nennen folgende Tatsachen, denen eine Theorie der generischen Eigenschaften Rechnung tragen muß:

1. Generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften haben etwas gemeinsam, sie gehören zusammen.
2. Zugleich unterscheiden sich verschiedene generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften in dieser Hinsicht. (Zwei verschiedene Temperaturen haben gemeinsam, Temperaturen zu sein, und Temperatur ist auch das, hinsichtlich dessen sie sich unterscheiden.)

3. Generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften sind geordnet, sie stehen in einer Ähnlichkeitsordnung.
4. Generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften sind untereinander inkompatibel, d.h. es können nicht an derselben Stelle zwei von ihnen auftreten.
5. Wenn ein Ding eine generische Eigenschaft hat, hat es genau eine der zugehörigen singulären Eigenschaften.

Die Feldontologie erlaubt uns, diesen Phänomenen Rechnung zu tragen. Sie bietet eine ontische Struktur an, die parallel zur Struktur generischer Eigenschaften ist. Das Verhältnis zwischen *Feld* und *Feldstärke* entspricht dem Verhältnis zwischen *generischer Eigenschaft* und *singulärer Eigenschaft*. Generische Eigenschaften entsprechen Feldern; generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften entsprechen verschiedenen Stärken eines Feldes.

Wenn ein Ding eine bestimmte generische Eigenschaft hat, so besteht das darin, daß das Ding in einem bestimmten Feld (oder einer bestimmten Kombination von Feldern) liegt, m.a.W. daß ein Ausschnitt eines bestimmten Feldes ein abstrakter Teil des Dinges ist. Wenn ein Ding eine bestimmte generische Eigenschaft hat, hat dieses Ding auch genau eine der betreffenden singulären Eigenschaften, es ist aber offen, welche. Entsprechend gilt: wenn ein Ausschnitt ein bestimmtes Feld ein abstrakter Teil eines Dinges ist, hat dieser Feldausschnitt auch eine bestimmte Stärke. Wenn zwei Dinge dieselbe singuläre Eigenschaft haben, so besteht das darin, daß beide Dinge in einem bestimmten Feld liegen und daß die betreffenden Ausschnitte des Feldes einander exakt ähneln, d.h. die gleiche Stärke haben. Wenn zwei Dinge verschiedene, aber generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften haben, so besteht das darin, daß beide Dinge in einem bestimmten Feld liegen und daß die betreffenden Ausschnitte des Feldes sich zwar ähneln, aber nicht exakt ähneln. Wenn ein Ding a eine singuläre Eigenschaft L hat und ein Ding b eine singuläre Eigenschaft M hat, wobei L und M nicht generisch zusammengehören, besteht das darin, daß L und M Ausschnitte verschiedener Felder sind. — Den genannten fünf Phänomenen läßt sich in der Feldontologie also wie folgt Rechnung tragen; dabei nehme ich der Anschaulichkeit halber bei den Beispielen an, daß es ein Temperaturfeld gibt:

Zu 1. Daß generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften zusammengehören, liegt daran, daß sie verschiedene Stärken *desselben Feldes* sind. — Die singulären Eigenschaften 21°C, 22°C etc. gehören zusammen, weil sie ver-

schiedene (mehr oder weniger ähnliche) Stärken desselben Feldes, nämlich des Temperaturfeldes sind. Alle Temperaturmomente gehören zusammen, weil sie Ausschnitte desselben Feldes, nämlich des (hypothetisch angenommenen) Temperaturfeldes sind.

Zu 2. Daß sich verschiedene generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften unterscheiden, liegt daran, daß sie *verschiedene* Stärken desselben Feldes sind. Die betreffenden Ausschnitte des Feldes ähneln sich, aber sie ähneln sich nicht exakt. — Ein 21°C-Moment und ein 22°C-Moment unterscheiden sich darin, daß sie Ausschnitte des Temperaturfeldes mit verschiedenen Feldstärken sind.

Zu 3. Daß generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften geordnet sind und in einer Ähnlichkeitsordnung stehen, hat seinen Grund darin, *daß sich verschiedene Ausschnitte eines Feldes mehr oder weniger ähneln*. Angenommen, M1, M2 und M3 sind Ausschnitte eines Feldes, d.h. sich ähnelnde Momente. M1 sei M2 ähnlicher als M3, und M3 sei M2 ähnlicher als M1. Es ergibt sich die Ähnlichkeitsordnung M1—M2—M3. Alle Momente, die M1 exakt ähneln, ähneln M2 mehr als M3, usf. — Ein 21°C-Moment, ein 22°C-Moment und ein 23°C-Moment sind Ausschnitte des Temperaturfeldes. Das 21°C-Moment ähnelt dem 22°C-Moment mehr als dem 23°C-Moment, daher ergibt sich ihre Anordnung 21°C — 22°C — 23°C.

Zu 4. Daß generisch zusammengehörige singuläre Eigenschaften untereinander inkompatibel sind, liegt daran, daß ein Feld immer eine und nur eine Feldstärke an einer Stelle hat. Ein Feld bzw. ein Ausschnitt eines Feldes ist einfach, es besteht nicht aus mehrerem. Wenn an einer Stelle mehrere abstrakte Individuen überlagert sind, so heißt das immer, daß mehrere Felder überlagert sind. Ein Feld kann nicht an einer Stelle doppelt sein. — Das Temperaturfeld kann nicht an einer Stelle zugleich zwei Stärken aufweisen.

Zu 5. Daß ein Ding, das eine generische Eigenschaft hat, immer auch genau eine der zugehörigen singulären Eigenschaften hat, liegt daran, daß ein Feld an einer Stelle immer eine bestimmte Feldstärke hat. Daß ein Ding eine generische Eigenschaft hat, heißt, daß es in einem bestimmten Feld liegt bzw. daß ein Ausschnitt des Feldes ein abstrakter Teil des Dinges ist. Dieser Ausschnitt des Feldes muß eine bestimmte Feldstärke aufweisen. Diese Feldstärke fassen wir als singuläre Eigenschaft auf. — Wenn ein Ding eine Temperatur hat, heißt das, daß es im Temperaturfeld liegt. Das Temperaturfeld hat an jeder Stelle eine ganz bestimmte Stärke, daher hat ein Ding, das eine Temperatur hat, immer auch eine ganz bestimmte Temperatur.

#### 4.6.6. Die Vollständigkeit von Gegenständen

Oben (S. 77) habe ich den Termen „seinsunselbständig“ und „abstrakt“ denselben Sinn beigelegt. Donald Williams und Keith Campbell verwenden den Terminus „abstrakt“ jedoch in einem etwas anderen Sinne (obwohl umfangsgleich mit „seinsunselbständig“). Den beiden Termen können wie folgt verschiedene Sinne beigelegt werden:

Eine Entität ist *seinsunselbständig* genau dann, wenn sie nicht existieren kann, außer wenn sie mit anderen Entitäten in der Einheit eines Ganzen zusammen ist.<sup>150</sup>

Ein Entität ist *abstrakt* genau dann, wenn sie zusammen mit mindestens einer anderen<sup>151</sup> Entität an genau derselben Position (zur selben Zeit) existieren kann.<sup>152</sup> Zum Beispiel ist die Dichte eines bestimmten Apfels eine abstrakte Entität, denn sie kann mit der Temperatur des Apfels zusammen an derselben

---

<sup>150</sup> Husserl (*III. Logische Untersuchung*, § 17) sowie Lowe (1995, 514 „abstract.“) und Simons (1995, 557) sprechen von „abstrakten“ Entitäten im hier definierten Sinne von seinsunselbständigen Entitäten.

<sup>151</sup> Dieser Begriff der Abstraktheit soll — zumindest gemäß Williams und Campbell — nicht auf so etwas wie eine Bronzestatue zutreffen, von der man meinen könnte, sie existiere an derselben Position wie die Bronzeportion, aus der sie gemacht ist, und sei daher abstrakt. Dem Wort „andere“ ist hier aber ein Begriff der Identität zugrundegelegt, mit dem die Bronzestatue keine andere Entität als die Bronzeportion ist. Daher trifft die Definition nicht auf eine Bronzestatue zu. Man könnte meinen, daß Statue und Bronzeportion verschiedene Entitäten sind, weil sie vielleicht zu verschiedenen Zeiten zu existieren beginnen und aufhören. Was wir indes als Existenzanfang und -ende eines Gegenstandes ansehen, hängt nur davon ab, von welchem sortalen Begriff wir die Existenzbedingungen beziehen (vgl. S. 232). Statue und Bronzeportion sind dasselbe Ding nur unter verschiedene Begriffe gefaßt. Dementsprechend ist der folgende Begriff der Identität zugrunde gelegt:  $x$  und  $y$  sind genau dann identisch, wenn jeder Teil von  $x$  auch ein Teil von  $y$ , und jeder Teil von  $y$  auch ein Teil von  $x$  ist. (Vgl. auch S. 225, Fußnote.)

<sup>152</sup> Die Rede von „abstrakten“ Entitäten in diesem Sinne findet sich z.B. auch bei Stout 1921, 114; Williams 1986, 3; Armstrong 1978 a, 121; Campbell 1990, 3. Williams sagt, abstrakte Entitäten seien solche Entitäten, von denen sich mehrere an derselben Position befinden können: „abstract entities differ from concreta in that many of them can and do occupy the same plime“. Konkretheit definiert er aber anscheinend nicht als Negation von Abstraktheit, sondern er sagt, konkrete Entitäten seien solche Entitäten, die alles umfassen, was sich an einer Position befindet. Folgerichtiger wäre es, er definierte konkrete Entitäten als solche Entitäten, von denen sich nicht mehrere an derselben Position befinden können. Die *Aussage* — die von der *Definition* von Konkretheit zu unterscheiden ist —, daß konkrete Entitäten alles umfassen, was sich an einer Position befindet, ist nur dann wahr, wenn — wie ich in der Tat annehme — abstrakte Entitäten nicht nur mit anderen abstrakten Entitäten an einer Position zusammen sein *können*, sondern es auch *müssen*.

Position sein. (Daß sie es auch muß, ist damit, daß sie im definierten Sinne abstrakt ist, noch nicht gesagt.)

Einen Gegenstand, der seinsselbständig ist und der abstrakte Entitäten, die unselbständig sind, als Teile hat, nennen ich Ingarden folgend (s.o. S. 98) auch einen *vollständigen* Gegenstand. Ein vollständiger Gegenstand umfaßt alles, was sich an einer Raumregion (zu einer bestimmten Zeit) befindet. Zum Beispiel ist ein bestimmter Apfel ein vollständiger Gegenstand; hingegen sind die Dichte des Apfels oder der ‚Apfel minus seine Dichte‘ unvollständige Gegenstände. Es können sich an einer Position (zu einer Zeit) mehrere unvollständige Gegenstände befinden. Zum Beispiel sind die Dichte des Apfels und der ‚Apfel minus seine Dichte‘ zwei unvollständige Gegenstände, die sich an genau derselben Position befinden.

Ich behaupte, daß *abstrakte Entitäten immer seinsunselbständig sind*. (Vgl. oben S. 193) Die Dichte des Apfels *kann* nicht nur zusammen mit der Temperatur des Apfels zusammensein, sie *muß* es auch. Es ist unmöglich, daß ein einsames Dichte-Moment existiert. Auch das Dichte-Moment und das Temperatur-Moment zusammen ergeben noch keinen vollständigen, zur Existenz fähigen Gegenstand. Es müssen viele andere Momente — z.B. eine Ladung, eine Ruheenergie etc. — zusammen mit ihnen existieren, damit die Momente existieren können. Bestimmte Kombinationen von Momenten können existieren, die Momente bilden dann zusammen einen *vollständigen* Gegenstand.

Woran liegt es, daß nur manche Kombinationen von Momenten existieren können, andere hingegen nicht? Woran liegt es, daß es keinen Gegenstand geben kann, welcher dem vor mir liegenden Stein in allem gleicht, außer daß er keinerlei Dichte hat?

Es ist zu betonen, daß hier ein Fall von *synthetischer Notwendigkeit* vorliegt: Daß es keinen Gegenstand geben kann, welcher dem vor mir liegenden Apfel in allem gleicht, außer daß er keinerlei Dichte hat, liegt nicht an Begriffen, nicht an Bedeutungen, nicht an analytischen Urteilen oder dergleichen.<sup>153</sup> Man kann sehr wohl einen Begriff von einem Apfel minus seiner Dichte bilden, und man

---

<sup>153</sup> In meinem Aufsatz „Weshalb analytische Urteile kontingent und a posteriori sind“ (1996) behaupte ich, daß es unangemessen ist, bei begrifflichen Zusammenhängen und analytischen Urteilen wie „Alle Jungesellen sind ledig“ überhaupt von Notwendigkeit zu sprechen. Wenn etwas notwendig so und so ist, dann ist es immer unabhängig von unseren Begriffen notwendig so und so. Demnach ist Notwendigkeit immer synthetisch und das, was man gemeinhin als „analytische Notwendigkeit“ bezeichnet, ist nicht Notwendigkeit. Wenn es an dem Begriff eines ‚A‘ liegt, daß es wahr ist, daß „Alle A sind B“, dann ist es nicht notwendig, daß alle A B sind. (Vgl. Wachter 1999.)

kann auch behaupten, daß ein Apfel ohne Dichte existiert. Welche Kombinationen von Momenten existieren können, liegt nicht an unseren Begriffen, sondern steht unabhängig von unseren Begriffen fest. Es ist daher manchmal nur a posteriori zu entdecken, welche Kombinationen vom Momenten existieren können und welche nicht.

Woran liegt es nun, daß nur manche Kombinationen von Momenten existieren können, m.a.W. daß nur vollständige Gegenstände existieren können? Stellen wir uns vor, wir untersuchen einen Stein und erstellen eine Liste aller in ihm enthaltenen Momente. Es ist zunächst unverständlich, weshalb es nicht einen Gegenstand geben können soll, der aus allen bis auf eines der aufgeführten Momente besteht. Ich glaube aber, daß es unmöglich ist, daß so ein Gegenstand existiert, und dieser Unmöglichkeit soll unsere Ontologie Rechnung tragen, d.h. unsere Ontologie soll so sein, daß diese Unmöglichkeit eine Konsequenz von ihr ist. Gemäß der Feldontologie besteht die ganze materielle Welt einheitlich aus einer bestimmten Anzahl von sich über den ganzen Raum erstreckenden Feldern. Ein Feld kann nicht von der Welt entfernt werden. Ein Feld hat keine Löcher, d.h. es gibt nicht eine Raumregion, in der ein Feld, das in anderen Raumregionen vorhanden ist, nicht vorhanden ist. In jeder Region der (materiellen) Welt sind dieselben Felder vorhanden. — So ergibt sich als Konsequenz aus der Feldontologie, daß ein Ausschnitt der materiellen Welt nicht beliebiger Zusammensetzung sein kann. Es wird verständlich, warum nicht eine beliebige Kombination von Momenten existieren kann, warum z.B. kein Gegenstand existieren kann, der alle Momente jenes Steines bis auf eines hat. Wir können dies auch mit dem Unterschied zwischen generischen und singulären Eigenschaften in Zusammenhang bringen: An jeder Stelle liegt jedes der Felder, aus denen die Welt besteht, in einer bestimmten Stärke vor. Nun entsprechen die Felder den generischen Eigenschaften und die Feldstärken den singulären Eigenschaften. Es ergibt sich, daß es — entsprechend der bestimmten Anzahl der Felder der Welt — eine bestimmte Anzahl generischer Eigenschaften gibt, so daß jedes Ding aus jeder der zu diesen generischen Eigenschaften gehörigen Mengen singulärer Eigenschaften genau eine singuläre Eigenschaft haben muß.

Erörtern wir noch einmal die Frage, ob Felder nicht Löcher haben können. Ich nehme in meiner Feldontologie an, daß jedes Feld gegenüber den anderen Feldern seinsunselbständig ist. Wenn ich sage, daß ein Feld F gegenüber einem anderen Feld G seinsunselbständig ist, meine ich damit, daß es keine Raumregion geben kann, in der F vorliegt, aber G nicht. Ich nehme in der Feldontologie also an, daß es unmöglich ist, daß in einer Region ein Feld vorhanden ist, ohne

daß auch alle anderen Felder in dieser Region vorhanden wären. Demgemäß ist es unmöglich, daß ein Feld an einer Stelle ein Loch hat und an derselben Stelle ein anderes Feld kein Loch hat. An einer Stelle sind entweder alle Felder oder keines der Felder vorhanden.

Es ist zu erwägen, ob es möglich wäre, daß der ganze Raum ohne Materie existierte, d.h. daß das Raumbfeld das einzig existierende Feld wäre. Raum ohne Materie könnte es nur geben, wenn Raum nicht nur ein eigenes Feld, sondern auch seinsselbständiges Feld wäre. Ich sehe nichts, was für die Annahme des Raumes als seinsselbständiges Feld spräche, kann aber auch keine schlagenden Argumente gegen sie vorbringen. Wenn es aber so ist, wie ich vermute, daß alle Felder — d.h. auch das Raumbfeld, wenn es dieses gibt — seinsunselbständig sind, so ist es unmöglich, daß der Raum ohne Materie existierte. Nicht nur das, daß der *ganze* Raum leer ist, ist dann unmöglich, sondern auch, daß manche Regionen des Raumes leer, d.h. ohne die übrigen Felder sind, ist dann unmöglich. Es gibt keinen leeren Raum, es gibt keine Löcher in Feldern.

Das Universum weist eine Einheitlichkeit auf, der eine Ontologie Rechnung tragen muß. Überall im Universum weist Materie die gleichen Strukturen auf. Nirgends gibt es etwas, was grundsätzlich anders aufgebaut ist als die uns bekannten materiellen Gegenstände. Keine Entdeckung hat die Wissenschaft bisher dazu veranlaßt, für eine andere Region des Kosmos eine alternative Chemie oder eine alternative Physik zu entwickeln. Dem Phänomen, daß sich überall die gleichen Strukturen wiederholen, trägt teilweise auch der Universalienrealismus Rechnung: Er erklärt das Vorliegen gleicher Eigenschaften an verschiedenen Stellen durch die Annahme von Universalien. Was der Universalienrealismus nicht erklärt oder nur durch die Annahme von Ideen zu erklären versuchen kann, ist das eben erörterte Phänomen der Vollständigkeit von Gegenständen. Herkömmliche Ontologien haben zudem die Schwäche, die Welt als eine Summe von Dingen aufzufassen, zwischen denen nichts ist. Das mag dem Common Sense entsprechen, der mitunter denkt, da sei ein Stern und dort sei ein Stern und dazwischen sei eben nichts, und dabei die interstellare Materie vernachlässigt, aber anders als etwa noch die Newtonsche Physik, die die Welt als ein System einzelner Körper auffaßte, empfiehlt die moderne Physik nicht das Bild der Welt als eine Summe von Einzeldingen. Es scheint angesagt, nach anderen Konzeptionen zu suchen. David Bohm empfahl, das Universum als ein Ganzes ohne Teile mit eindeutigen Grenzen aufzufassen (vgl. Bohm & Hiley, 1993, *The Undivided Universe*). Die Feldontologie soll ein Schritt in diese Richtung sein.

Ist es notwendig, daß die Welt aus den Feldern besteht, aus denen sie besteht? Ich bin nicht sicher, ob diese Frage sinnvoll ist, aber sie ist jedenfalls nicht von vornherein von der Hand zu weisen. Der Materialist, der annimmt, Materie sei ewig und ihre Existenz sei nicht weiter zu erklären, wird annehmen, daß die Welt notwendig aus den Feldern besteht, aus denen sie besteht. Gegen diese materialistische Annahme spricht, daß es erstaunlich erscheint, daß überhaupt irgendetwas ist und nicht vielmehr nichts. Nehmen wir an, daß Gott die Erklärung dafür ist, daß etwas ist und nicht vielmehr nichts, so können wir fragen: Hätte Gott andere Felder schaffen können? Soweit ich sehe, spricht nichts dagegen, daß Gott auch eine ganz andere Welt hätte erschaffen können.

#### 4.7. Wie man Momente zählen kann

Ich habe behauptet, daß es keine Universalien gibt, d.h. daß alles, was ist, individuell ist. (Ich habe nur Materielles untersucht, aber ich vermute, daß auch alles Nichtmaterielle individuell ist.) Die materielle Welt besteht aus einer bestimmten Anzahl von Feldern, die sich über den ganzen Raum erstrecken. Diese Felder sind individuell.

Wir nehmen wahr, was in unserer Umwelt ist; wir versuchen, uns in unserer Umwelt zu orientieren; wir versuchen, uns wahre Meinungen über unsere Umwelt zu bilden. Wenn wir auf einzelne Dinge Bezug nehmen, um über sie zu sprechen, greifen wir Ausschnitte unserer Umwelt heraus. Solch einen Ausschnitt versuchen wir, um ihn besser einordnen zu können, unter einen sortalen Begriff zu fassen. So können wir z.B. auf „jene Metallkugel dort“ Bezug nehmen, und wir meinen damit jenen Ausschnitt der Umwelt, auf den unsere Wahrnehmung gerade gerichtet ist und der so ist und so wahrzunehmen ist, wie wir es im Begriff einer Metallkugel meinen. Gemäß der Feldontologie ist die Metallkugel eine Region mit einer bestimmten Konstellation von Feldstärken: In der betreffenden kugelförmigen Raumregion sind Elementarteilchen, also Stellen hoher Feldstärken, in bestimmter Weise angeordnet.

Nun können wir unser Augenmerk auf eine Eigenschaft der Metallkugel richten, z.B. auf die Dichte der Kugel. Die Dichte beruht auf dem Vorliegen bestimmter Feldstärken in der Kugel. Die Dichte der Kugel ist genauso in Raum und Zeit lokalisiert wie die Kugel. Sie ist daher als etwas Individuelles, als ein Moment der Kugel aufzufassen. Angenommen, es liegen zwei Metallkugeln mit genau der gleichen Dichte vor uns, sagen wir  $6,1 \text{ g/cm}^3$ ; die beiden Dichten

ähneln sich exakt. Wir können die Dichten der Kugeln als *zwei* Dichtemomente auffassen, die Dichte der einen Kugel einerseits und die Dichte der anderen Kugel andererseits.

Wir können aber mit gutem Recht auch davon sprechen, daß die *eine* Dichte von  $6,1 \text{ g/cm}^3$  in den beiden Kugeln vorliege. Wir können die Dichte der einen Kugel und die Dichte der anderen Kugel als identisch ansehen.

Was ist passiert? Liegt nun *eine* Dichte vor, oder liegen *zwei* Dichten vor? Es steht uns frei, die Dichten der Kugeln als numerisch verschieden oder aber als numerisch identisch aufzufassen. Sind beide Weisen der Auffassung gleich berechtigt? Donald Williams (1986)<sup>154</sup> erklärt die Tatsache, daß wir gleiche Eigenschaften an zwei Dingen als *zwei* oder als *eine* auffassen können, damit, daß wir bei den beiden Weisen der Auffassung *verschiedenen Identitätsbedingungen zur Anwendung bringen*:

[W]e make use of the notion of conditions for the application of language, and specially ‚identity conditions‘ for the application of proper names, and of the correlative common nouns and pronouns, and hence for determining the values of the variables which supplant the pronouns in symbolic ciphers. The requisite two identities, or notions of identity, or senses of ‚identity‘, a stronger and a weaker, are familiar in the ordinary conversational uses of ‚identity‘, sometimes for

[1] the full partitive<sup>155</sup> and individual identity, which is such that *a* is ‚identical‘ with *b* if and only if every part of *a* is a part of *b* and conversely, and which entails but is not entailed by exact resemblance, and

[2] the ‚identity‘ which is *just* exact resemblance. (Williams 1986, 8)

---

<sup>154</sup> Donald Williams verfaßte den Artikel „Universals and Existents“ 1959, veröffentlichte ihn jedoch nicht, da er Teil eines Buches über Analytische Ontologie werden sollte, das er aber nicht fertigstellen konnte. Posthum wurde der Artikel 1986 im *Australasian Journal of Philosophy* veröffentlicht.

<sup>155</sup> Williams‘ Begriff der „full partitive identity“, d.h. der mereologischen Identität entspricht Simons‘ Begriff der mereologischen *Koinzidenz*, den er von dem Begriff der Identität unterscheidet (Simons, 1987, 114-117). Simons definiert Koinzidenz so, daß *x* und *y* genau dann koinzident sind, wenn *x* ein echter oder unechter Teil von *y* ist und *y* ein echter oder unechter Teil von *x* ist. M.a.W. *x* und *y* sind genau dann koinzident, wenn sie alle Teile gemeinsam haben. Mit diesem Begriff ist es möglich, z.B. bei einer Bronzestatue und der Bronzeportion, aus der sie gemacht ist, zu behaupten, *x* und *y* seien koinzident, aber nicht identisch. Verwendet man einen Begriff von Identität, mit dem *x* und *y* nur dann identisch sind, wenn sie diesselben Bedingungen diachroner Identität haben, kann man mit Simons‘ Begrifflichkeit sagen, Statue und Bronzeportion seien koinzident, aber nicht identisch. (Vgl. oben S. 220 Fußnote. Siehe auch Elder 1998, der die Auffassung vertritt, es gebe keine koinzidenten Entitäten.)

Wir haben verschiedene Möglichkeiten, Eigenschaften zu *zählen*. Wenn wir strenge Identitätsbedingungen anwenden, fassen wir gleiche Eigenschaften an verschiedenen Stellen, z.B. an zwei Kugeln, als numerisch verschiedene Momente auf. In diesem Falle sehen wir die Momente a und b als numerisch verschieden an, wenn sich a und b an verschiedenen Positionen befinden. (Das entspricht Williams' Begriff [1] der „individual identity“.) Wenn wir hingegen schwächere Identitätsbedingungen anwenden, fassen wir gleiche Eigenschaften, die sich an verschiedenen Positionen befinden, als numerisch identisch auf. In diesem Falle sehen wir die Momente a und b als numerisch identisch an, wenn sie sich exakt ähneln. (Das entspricht Williams' Begriff [2] der Identität im Sinne von exakter Ähnlichkeit.)<sup>156</sup>

Meine Auffassung lautet also wie folgt: Die materielle Welt besteht aus einer bestimmten Anzahl von sich überlagernden Feldern, von denen sich jedes über den ganzen Raum erstreckt. Jedes Feld hat an jeder Stelle eine bestimmte Feldstärke. Wir können auf bestimmte Ausschnitte der materiellen Welt, d.h. auf Dinge, Bezug nehmen, z.B. können wir auf „jenen Apfel dort“ Bezug nehmen. Des weiteren können wir auf Eigenschaften von Dingen Bezug nehmen, z.B. auf die Dichte des Apfels. Welche Eigenschaften ein Ding hat, hängt davon ab, welche Konstellation von Feldstärken in der betreffenden Region vorliegt. Angenommen z.B., es gibt ein Materie-Feld (vgl. Campbell 1990, 146), so besteht das Vorliegen einer bestimmten Dichte in einem Ding darin, daß in der betreffenden Region das Materie-Feld mit einer bestimmten Feldstärke auftritt. Wenn wir auf etwas Bezug nehmen, so grenzen wir das, worauf wir Bezug nehmen, in zweierlei Richtung ein: Zum einen nehmen wir auf einen bestimmten räumlichen Ausschnitt der materiellen Welt Bezug, d.h. wir grenzen die Region, auf die wir Bezug nehmen, ein. Zum anderen nehmen wir entweder auf den konkreten Gegenstand, d.h. auf den gesamten Inhalt der betreffenden Region Bezug (z.B. indem wir auf den Apfel als Ganzes Bezug nehmen), oder aber wir nehmen nur auf einen abstrakten Teil, auf eine Eigenschaft des Dinges Bezug (z.B. auf die Dichte des Apfels).

Ob wir nun einander genau ähnelnde Eigenschaften als Individuen oder als Universalien zählen, hängt davon ab, wofür wir uns in dem betreffenden Fall

---

<sup>156</sup> Wir können a und b auch als numerisch identisch ansehen, wenn sie sich zwar nicht exakt ähneln, aber ihre Ähnlichkeit einen bestimmten Grad übersteigt, d.h. größer ist als ein bestimmter Grad D an Ähnlichkeit, den wir gewählt haben, um Momente, die sich im Grade D oder mehr ähneln, als numerisch identisch und Momente, die sich weniger als im Grade D ähneln, als numerisch verschieden aufzufassen.

interessieren. Wenn es für uns gerade von Bedeutung ist, daß die betreffenden Eigenschaften an verschiedenen Positionen lokalisiert sind, werden wir sie als Individuen zählen. Wenn es für uns gerade von Bedeutung ist, daß sich die betreffenden Eigenschaften genau ähneln, werden wir sie als Universalien zählen, d.h. wir werden sie als identisch auffassen. Wenn wir z.B. zwei Rosen vor uns haben und eine Biene zu der einen Rose fliegt, können wir zu Recht sagen, die Biene sei von der Röte genau dieser Rose — und offensichtlich nicht von der Röte der anderen Rose — angezogen worden. Dann fassen wir die beiden Rotmomente als numerisch verschieden auf. Andererseits können wir ggf. über einen Blumenstrauß mit 25 Blumen, indem wir sich genau ähnelnde Farbmomente als identisch auffassen, zu Recht sagen, es kämen drei Farben in ihm vor. Beiden Zählweisen liegen verschiedene Zählkriterien zugrunde, aber es ist nicht so, daß die eine die richtige und die andere eine falsche Zählweise von Eigenschaften wäre.

## 4.8. Essentialismus, Zerstörung und diachrone Identität

### 4.8.1. *Essentialismus*

*Essentialismus ist die Auffassung, der gemäß einem Ding einige seiner Eigenschaften notwendigerweise zukommen.* (Den Begriff einer Eigenschaft fasse ich der Einfachheit halber im folgenden so weit, daß er auch konstitutive Naturen umfaßt.) Essentialistische Ontologien, wie z.B. Ingardens Ontologie, nehmen an, daß jeder Gegenstand ein *Wesen* hat, d.h. einen abstrakten Teil, mit dem die Existenz des Gegenstandes steht und fällt. Die zum Wesen des Gegenstandes gehörenden Eigenschaften — d.h. die Eigenschaften, die dem Gegenstand notwendigerweise zukommen — heißen „wesentliche“ oder „essentielle“ Eigenschaften des Gegenstandes, die Eigenschaften des Gegenstandes, die nicht zu seinem Wesen gehören — d.h. die Eigenschaften, die dem Gegenstand nicht notwendigerweise zukommen —, heißen „nichtwesentliche“ oder „akzidentelle“ Eigenschaften des Gegenstandes. Der Essentialist sagt, daß ein Gegenstand so lange derselbe bleibe, wie er alle seine wesentlichen Eigenschaften hat, d.h. so lange, wie sein Wesen erhalten bleibt.<sup>157</sup> Verliert er mindestens eine seiner wesentlichen Eigenschaften, höre er damit auf zu existieren. Welche Eigen-

---

<sup>157</sup> Des weiteren kann ein Essentialist es als Bedingung für Identität ansehen, daß das Material, aus dem der Gegenstand besteht, ganz oder teilweise erhalten bleibt.

schaften wesentlich sind und welche nichtwesentlich sind, hänge in keiner Weise davon ab, welche Eigenschaften wir, wenn wir auf den Gegenstand Bezug nehmen, für wichtig halten. Es stehe für jede Eigenschaft objektiv fest, ob sie dem Gegenstand notwendiger oder nichtnotwendiger Weise zukomme. Ein Gegenstand bleibe so lange derselbe, wie er alle seine notwendigen Eigenschaften behält. Daher sei eine Aussage wie „Dieses Ding hier ist derselbe wie jenes Ding gestern“ immer entweder falsch oder wahr, nie aber ohne Wahrheitswert. Es sei nie etwas Festzulegendes, ob ein Gegenstand derselbe sei wie ein bestimmter Gegenstand zu einer früheren Zeit, sondern es sei ausnahmslos etwas zu Entdeckendes, welcher Gegenstand mit welchem identisch ist. Das Prädikat „\_ ist dasselbe wie \_“ sei kein vages Prädikat.<sup>158</sup>

Unsere Feldontologie erlaubt die Auffassung, daß der Essentialismus falsch ist. Es ist nicht so, daß einige Eigenschaften einem Gegenstand notwendiger Weise und die übrigen Eigenschaften ihm nichtnotwendiger Weise zukämen. Es sind nicht einige Eigenschaften eines Gegenstandes irgendwie ontisch privilegiert. Alle Eigenschaften eines Gegenstandes beruhen auf bestimmten Feldstärken von bestimmten Feldern in der betreffenden Region bzw. auf bestimmten Konstellationen von Feldstärken in der Region. Die verschiedenen sich in einer Region überlagernden Felder sind ontisch alle gleich wichtig.

#### 4.8.2. Zerstörung von Gegenständen

Wenn in einem Haus eine Bombe detoniert, so daß kein Stein auf dem anderen bleibt, sagen wir zu Recht, das Haus sei in diesem Moment zerstört worden, es habe aufgehört zu existieren. Die Aussage „Das Haus ist zerstört worden“ ist informativ, der verstehende Hörer dieser Aussage erfährt durch sie etwas über die Welt, und er weiß in etwa, was der Fall sein muß, damit die Aussage wahr ist. Was ist bei der Detonation der Bombe geschehen? Der Essentialist würde sagen: Daß das Haus zerstört worden ist, das heiße soviel wie, daß das Wesen des Hauses angetastet worden sei bzw. daß das Haus einige seiner wesentlichen Eigenschaften verloren habe. Zerstörung eines Gegenstandes sei etwas anderes als Veränderung von Eigenschaften eines Gegenstandes. *Zerstörung* und *Veränderung* seien zwei ontisch verschiedene Kategorien von Ereignissen.

---

<sup>158</sup> Vertreter des Essentialismus siehe: *Streit III/1*, Kap XIII; Plantinga, Alvin, 1974, *The Nature of Necessity*, Oxford: Clarendon, Kap. IV; Denkel 1996, 108; Seifert 1996, 70ff; Vertreter des Anti-Essentialismus siehe: Armstrong 1989b, 51f; Tegtmeier 1992, 59-68.

Ein Essentialist, der, wie Ingarden, Eigenschaften als individuell (als Momente bzw. konstitutive Naturen) auffaßt, kann den Begriff der Zerstörung wie folgt explizieren: Einige Eigenschaften sowie die konstitutive Natur eines Gegenstandes gehören zum Wesen des Gegenstandes, sie kommen ihm notwendigerweise zu. *Ein Gegenstand hört genau dann zu existieren auf (d.h. er wird zerstört), wenn seine konstitutive Natur zu existieren aufhört.* Zum Beispiel ist das Menschsein des Sokrates die konstitutive Natur des Sokrates; also gilt: Sokrates hört genau dann zu existieren auf, wenn sein individuelles Menschsein zu existieren aufhört. Da die konstitutive Natur und die wesentlichen Eigenschaften des Gegenstandes gegenseitig seinsunselbständig sind, bringt die Zerstörung wesentlicher Eigenschaften die Zerstörung der konstitutiven Natur mit sich. Damit ergibt sich: Ein Gegenstand hört auf zu existieren genau dann, wenn mindestens eine seiner wesentlichen Eigenschaften aufhört zu existieren. Ein Gegenstand existiert zu einer Zeit  $t$  genau dann, wenn zu  $t$  seine konstitutive Natur und seine notwendigen Eigenschaften existieren. Da die konstitutive Natur das Substrat ist, d.h. das, was die Eigenschaften des Gegenstandes trägt, gilt auch: Ein Gegenstand existiert zu  $t$  genau dann, wenn sein Substrat existiert.<sup>159</sup>

Die Annahme eines Wesens eines Gegenstandes verpflichtet den Essentialisten zu der Annahme, es stehe immer objektiv und eindeutig fest, ob ein bestimmter Gegenstand zu einer bestimmten Zeit noch existiere oder nicht. Mit „es steht immer objektiv und eindeutig fest, ob der Gegenstand noch existiert oder nicht“ meine ich erstens, daß es in jedem Fall — also auch in allen Zweifelsfällen — feststeht, ob der Gegenstand noch existiert oder nicht, und zweitens, daß es nicht festzulegen, sondern zu entdecken ist, ob der Gegenstand noch existiert oder nicht. Es hängt demnach nicht von der Willkür des Sprechers und nicht von einer Konvention, sondern allein von dem Erhaltenbleiben des Wesens des Gegenstandes ab, ob der Gegenstand noch existiert oder nicht. Auch in Zweifelsfällen sei es etwas zu Entdeckendes, ob der betreffende Gegenstand notwendige Eigenschaften verloren hat oder nicht, und wenn er noch alle seine notwendigen Eigenschaften hat, existiere er noch, andernfalls nicht.

Ein Fall, in dem es zweifelhaft ist, ob ein Gegenstand zu existieren aufgehört hat oder nicht, wäre z.B. der Fall, in dem bei einer Detonation das Dach eines

---

<sup>159</sup> Ein Essentialist, der keine Momente annimmt, kann den Begriff der Zerstörung wie folgt explizieren: Ein Gegenstand  $G$  mit der konstitutiven Natur  $K$  und der notwendigen Eigenschaft  $N$  hört genau dann zu existieren auf, wenn der Sachverhalt Das- $K$ -Sein-des- $G$  oder der Sachverhalt Das- $N$ -Sein-des- $G$  zu existieren aufhören. Ferner wird er annehmen:  $G$  hört genau dann zu existieren auf, wenn sein Substrat zu existieren aufhört.

Hauses sowie einige Mauern des Hauses Schaden genommen haben. Der Essentialist muß annehmen, daß entweder die Tatsache, daß das Haus zu existieren aufgehört hat, oder die Tatsache, daß das Haus weiterexistiert, besteht, daß also die Aussage „Das Haus hat zu existieren aufgehört (d.h. es ist zerstört worden)“ entweder wahr oder falsch ist. Es ist genau dann wahr, daß das Haus zu existieren aufgehört hat, wenn es wahr ist, daß, mit Blick auf das, was vom Haus übriggeblieben ist, „das da“ kein Haus mehr ist, d.h. wenn es wahr ist, daß das Haussein des Hauses (d.i. die konstitutive Natur des Hauses) zu existieren aufgehört hat. Seine Ontologie verdammt den Essentialisten dazu, nach objektiven nicht-vagen (d.h. eindeutigen) Bedingungen des Aufhörens von Häusern zu suchen.<sup>160</sup>

Ich dagegen meine, daß das Prädikat „\_ hat zu existieren aufgehört“ vage ist, d.h. daß es Fälle gibt, in denen es nicht objektiv und eindeutig feststeht, ob ein bestimmter Gegenstand zu existieren aufgehört hat oder nicht.<sup>161</sup> Wenn ein Haus bei einer Detonation am Dach und an einigen Mauern Schaden genommen hat, so ist es weder eindeutig falsch noch eindeutig wahr zu sagen, das Haus sei zerstört worden. Auch ein allwissender Beobachter weiß hier nicht, ob das Haus zu existieren aufgehört hat oder nicht — denn es gibt keinen solchen Sachverhalt, den es zu erkennen gölte. Es wäre vielleicht möglich, den Begriff eines Hauses so zu präzisieren, daß z.B. die Zerstörung des Daches zu 70% als hinreichend für die Zerstörung eines Hauses anzusehen sei. So eine Festlegung könnte zum Beispiel im Rahmen eines Gesetzeswerkes getroffen werden, in dem öfters die Rede von der Zerstörung von Häusern ist. Die Präzisierung wäre aber etwas Konventionelles und beruhte nicht etwa auf der Entdeckung der „wahren“ Bedingungen der Existenz eines Hauses.

---

<sup>160</sup> Gemäß dem Essentialismus hat *jeder* Eigenschaften tragende Gegenstand ein Wesen bzw. jeder Gegenstand hat einige seiner Eigenschaften notwendiger Weise. Sobald man jedoch diese Auffassung vertritt und annimmt, daß es Häuser gibt und damit daß Häuser ein Wesen haben, muß man annehmen, daß es eindeutig feststeht, ob ein Haus noch existiert oder ob es zu existieren aufgehört hat. Der einzige Ausweg für den Essentialisten bestünde m.E. darin, die Existenz von Häusern und dergleichen zu leugnen. (Wie etwa van Inwagen 1990, Kap. 13. Van Inwagen behauptet von Artefakten wie Schiffen und Häusern, daß sie nicht existierten. Von Organismen behauptet er, sie existierten, ihre Existenz — nicht etwa Existenzprädikate, sondern Existenz (vgl. Kap. 19) — sei aber vage. Diese Position werde ich hier nicht diskutieren.)

<sup>161</sup> Entsprechendes gilt für das Prädikat „\_ hat zu existieren angefangen“. Gemeint ist Entstehung aus etwas anderem und Vernichtung, so daß aus dem Gegenstand ein anderer wird. Gemeint ist *nicht* Entstehung *ex nihilo* und Vernichtung *in nihilo*.

Wann ist etwas ein Haus? Etwas ist ein Haus, wenn es unter den Begriff eines Hauses fällt. Den Begriff (oder die Vorstellung) eines Hauses haben wir Menschen uns gebildet, um bestimmte uns aus dem Alltag vertraute Sachen (Materieportionen oder -regionen) unter ihn subsumieren zu können und gedanklich einordnen zu können.

Eine Aussage der Form „a existiert“, wobei „a“ den Begriff [a] ausdrückt, ist wahr, wenn es eine Sache gibt, die unter den Begriff [a] fällt. Zum Beispiel ist die Aussage „Es gibt Nessie“ wahr, wenn es eine Sache gibt, die unter unseren Begriff von Nessie fällt, d.h. die im wesentlichen so ist, wie wir uns das Ungeheuer von Loch Ness vorstellen. Eine Aussage „a hat zur Zeit t aufgehört zu existieren (ist zerstört worden)“ ist wahr, wenn mit a so etwas geschehen ist, daß a bzw. das, was von a übriggeblieben ist, nach t nicht mehr unter den sortalen Begriff fällt, auf den bezogen wir die Zerstörung von a behaupten. *Dabei setze ich voraus, daß wir, wenn wir die Zerstörung von etwas behaupten, immer Zerstörung bezüglich eines bestimmten sortalen Begriffes behaupten, der uns die Kriterien dafür an die Hand gibt, ob der Gegenstand als zerstört anzusehen ist oder nicht.* Wir sagen z.B. „Das Haus ist zerstört worden“, wenn das Haus bzw. das, was von ihm übriggeblieben ist, nicht mehr unter unseren Begriff eines Hauses fällt. Ein Haus sehen wir als zerstört an, wenn es überhaupt nicht mehr unserer Vorstellung eines Hauses entspricht, d.h. wenn es nicht mehr die Mindestbedingungen erfüllt, die wir an etwas stellen, damit wir es als Haus ansehen. Wenn ich sage, man behaupte die Zerstörung eines Gegenstandes immer „bezüglich“ eines bestimmten sortalen Begriffes, so meine ich damit nicht, daß dieser sortale Begriff immer explizit *genannt* sein muß. Ich meine nur, daß es bei einer Zerstörungsbehauptung einen sortalen Begriff geben muß, den der Sprecher so im Sinn hat, daß der Begriff ihm die Kriterien für Zerstörung an die Hand gibt. Anzumerken ist, daß nicht jeder sortale Begriff so ist, daß wir einen Gegenstand, der einmal unter ihn fiel, aber mit dem zu t so etwas geschehen ist, daß er nach t nicht mehr unter ihn fällt, als zerstört ansehen. Die Heirat eines Junggesellen z.B. ist nicht — oder höchstens im Scherz gesprochen — das Ende der Existenz des betreffenden Mannes. *Zerstörung eines Gegenstandes a kann man nur bezüglich eines solchen sortalen Begriffes F behaupten, mit dem man nicht widerspruchsfrei zu einer Zeit „a ist ein F“ und später „a existiert noch, ist aber kein F mehr“ behaupten kann.* M.a.W. man kann nicht bezüglich eines solchen sortalen Begriffes F die Zerstörung von a behaupten, bei dem man widerspruchsfrei „a ist ein F“ und später „a ist kein F mehr“ behaupten kann.

Die Gegenstände, die wir in der angedeuteten Weise unter Begriffe fassen und von deren Existenz und Zerstörung wir reden können, sind gemäß unserer Feldontologie nicht Eigenschaften tragende Substanzen mit einem Wesen, sondern sind nichts als Auschnitte aus der aus einer bestimmten Anzahl von — sich über den ganzen Raum erstreckenden — überlagerten Feldern bestehenden Welt. Alle Veränderungen materieller Gegenstände, ob wir sie nun als Verlust bzw. Annahme von Eigenschaften oder aber als Entstehung (aus etwas anderem) oder Zerstörung auffassen, bestehen in Veränderungen von Feldstärken. Wenn wir an einem bestimmten Gegenstand bestimmte Eigenschaften als für seine Existenz notwendig ansehen — bei deren Verlust wir den Gegenstand als zerstört ansehen würden —, so liegt das nicht daran, daß diese Eigenschaften ontisch irgendwie besonders zentral für den Gegenstand sind, sondern allein daran, daß wir das Vorliegen dieser Eigenschaften als Bedingung dafür ansehen, daß wir den Gegenstand unter einen bestimmten sortalen Begriff fassen können.

Die Vagheit des Prädikates „\_ hat zu existieren aufgehört“ rührt nun daher, daß wir in der Alltagssprache nicht für alle Fälle genau festlegen, unter welchen Umständen ein Gegenstand noch unter einen bestimmten Begriff zu fassen ist und unter welchen nicht mehr. In der Regel sind wir auch gar nicht in der Lage, exakt festzulegen, unter welchen Umständen ein Gegenstand noch unter einen bestimmten Begriff zu fassen ist, da wir nicht in der Lage sind, einen Gegenstand hinreichend exakt zu untersuchen und zu beschreiben. Wir (bzw. die Sprechergemeinschaft) haben uns nie genau überlegt und nie genau festgelegt, inwieweit ein beschädigtes Haus noch zu Recht Haus zu nennen sein soll. Wir haben einen Begriff von einem Haus, der enthält, daß Häuser so etwas sind, wie z.B. das, worin Herr Kröger und Herr Gschwentner wohnen, daß etwas nur ein Haus ist, wenn man darin wohnen kann oder sich darin zumindest aufhalten kann, daß Häuser Wände haben und ein Dach, daß Häuser manchmal einen Schornstein haben, daß Häuser eine Tür haben, etc. Es ist sicher, daß das Weiße Haus ein Haus ist, und es ist sicher, daß ein Haufen Trümmer, der nach der Detonation einer Bombe in einem Haus übrigbleibt, kein Haus mehr ist. In vielen Fälle, in denen ein Haus beschädigt ist, steht aber nicht fest, ob das betreffende Gebilde ein Haus ist oder nicht, d.h. ob das betreffende Haus noch existiert oder nicht. Für viele Fälle haben wir keine Bedingungen festgelegt, ob der Gegenstand unter einen bestimmten Begriff zu fassen sein soll oder nicht. David Lewis (1986, 212) folgend kann man sagen: „*Vagueness is semantic indecision*“.

Wenn wir nun von einem Gegenstand G bezüglich eines bestimmten sortalen Begriffes S behaupten, er sei zerstört worden, und es unbestimmt ist, ob G noch unter S fällt oder nicht, so ist diese Behauptung weder wahr noch falsch. Weil der Begriff S vage ist, ist auch das Prädikat „\_ hat zu existieren aufgehört“ vage. Es gibt Fälle, in denen es weder wahr noch falsch ist, daß ein bestimmter Gegenstand zu existieren aufgehört hat.

Hätten materielle Gegenstände ein Wesen, wäre das Prädikat „\_ hat zu existieren aufgehört“ *nicht* vage, obwohl wir uns über viele Zweifelsfälle noch keine Gedanken gemacht haben. In Zweifelsfällen gäbe es dann eine Tatsache, ob der betreffende Gegenstand noch existiert: Das Wesen des Gegenstandes wäre entweder erhalten oder nicht, es wäre entweder „noch da“ oder nicht, unabhängig davon, ob wir uns über einen solchen Fall schon einmal Gedanken gemacht haben, unabhängig davon, unter was für einen Begriff wir den Gegenstand fassen, und unabhängig davon, wie viel wir von dem Gegenstand und seinem Wesen wissen. Ich halte jedoch daran fest, daß materielle Gegenstände wie Steine, Bananen, Häuser und Bosonen kein Wesen haben, und daß der Anfang und das Ende ihrer Existenz vage ist (außer bei Entstehung *ex nihilo* und Vergehen *in nihilo*), da die Bedingungen des Endes und Anfangs ihrer Existenz von uns in Begriffen festgelegt werden und wir nicht für jeden Fall Bedingungen festgelegt haben.

#### 4.8.3. Diachrone Identität

Gibt es auf eine Frage der Art „Ist dieser Gegenstand hier derselbe wie jener Gegenstand gestern?“ immer eine wahre Antwort? Ich werde nun behaupten, daß dem nicht so sei. Ich werde die Auffassung verteidigen, daß das Prädikat „\_ ist dasselbe wie \_“ vage ist. (Ich verwende die Ausdrücke „Identität ist vage“ und „das Prädikat „\_ ist dasselbe wie \_“ ist vage“ gleichbedeutend und meine mit ihnen, daß es Identitätsbehauptungen gibt, von denen objektiv nicht feststeht, ob sie wahr oder falsch sind.)

Hier sei noch einmal das Beispiel des Schiffes des Theseus angeführt: Zur Zeit  $t_1$  liegt im Hafen von Athen das Schiff des Theseus, nennen wir es S1. In der folgenden Zeit werden immer wieder kleinere Reparaturarbeiten an dem Schiff vorgenommen, indem einzelne Planken durch neue ersetzt werden. Es werden so oft einzelne Planken ausgetauscht, daß schließlich zur Zeit  $t_2$  *alle* Planken des Schiffes erneuert sind, d.h. daß kein Teil von S1 mehr Teil des Schiffes ist; nennen wir dieses runderneuerte Schiff S2. Die aus S1 ausgebauten

Planken werden alle sorgfältig aufbewahrt, und es wird genau festgehalten, an welcher Stelle des Schiffes sich jede Planke befand. Die ausgebauten Planken werden nun wieder zusammengebaut, so daß jede Planke wieder an ihre Stelle kommt; nennen wir dieses Schiff S3.

Ist (A) S1 identisch mit S2? Oder (B) ist S1 identisch mit S3? Oder (C) ist S1 weder mit S2 noch mit S3 identisch? Dafür, daß S1 mit S2 identisch ist, spricht, daß eine raumzeitliche Kontinuität zwischen S1 und S2 besteht und daß S2 aus S1 so hervorgegangen ist, daß das Schiff kontinuierlich zu jeder Zeit zwischen  $t_1$  und  $t_2$  funktionstüchtig war, d.h. ein Schiff war. Dagegen, daß S1 mit S2 identisch ist, spricht, daß an S2 keine Planke mehr von S1 ist. — Dafür, daß S1 mit S3 identisch ist, spricht, daß S3 vollständig aus denselben Planken besteht wie S1. Dagegen, daß S1 mit S3 identisch ist, spricht, daß die Planken, nachdem sie aus S1 ausgebaut worden waren und bevor sie zu S3 zusammengebaut wurden, kein Schiff bildeten; die Existenz des Schiffes zwischen S1 zu  $t_1$  und S3 zu  $t_3$  ist unterbrochen.

Der Essentialist, der annimmt, daß das Schiff ein Wesen hat (d.h. daß es notwendige Eigenschaften hat), muß annehmen, daß entweder (A) oder (B) oder (C) eindeutig wahr ist. Er nimmt an, daß das Wesen von S1 entweder in S2 erhalten ist, oder daß das Wesen von S1 in S3 erhalten ist, oder daß S1 bei der ersten Reparatur zu existieren aufgehört hat.

Ich meine dagegen, daß Schiffe kein Wesen haben und daß die Aussage „S1 ist identisch mit S2“ weder wahr noch falsch ist, d.h. daß sie keinen Wahrheitswert hat. Wenn man weiß, wann welche Planke von S1 erneuert wurde und wo sie verblieben ist, weiß man alles, was in diesem Fall zu wissen ist. Auch ein allwissendes Wesen wüßte nicht, ob S1 mit S2 identisch ist, denn es gibt keine Tatsache der Identität von S1 mit S2 und auch keine entgegengesetzte Tatsache.

Es könnte jemand eine Festlegung treffen, wie der Begriff der diachronen Identität in diesem Fall zu präzisieren ist. Soll etwa ein Gesetzeswerk erstellt werden, in dem Erbschaftsfragen zu klären sind, kann es nötig werden, in solchen Fällen über die Identität von Gegenständen zu entscheiden. Zum Beispiel könnte es passieren, daß ein Schiffseigentümer namens Ludwig, der zu  $t_1$  gestorben ist, in seinem Testament „sein Schiff“ an Max vererbt. Aus irgendwelchen Gründen wird das Testament jedoch erst zu  $t_2$  gefunden und soll nun vollstreckt werden. Nach Ludwigs Tod wurde das Schiff in der Weise repariert, wie ich es gerade für das Schiff des Theseus beschrieben habe. Steht nun dem Max S2 oder S3 zu? Ist S2 oder S3 identisch mit dem Schiff des Ludwig? In einem Gesetzeswerk, das solche Fälle klären soll, könnten z.B. Regeln festgelegt

sein, denen gemäß dem Erben S2 zusteht, da S2 kontinuierlich aus S1 hervorgegangen ist. (Vielleicht wird Max als Entschädigung eine bestimmte Summe an den zahlen müssen, der die Reparaturarbeiten vorgenommen hat.) Wie jedoch das Gesetzeswerk diesen Fall klärt, ist eine Angelegenheit der *Konvention* und ist nicht durch eine Untersuchung, ob in Wahrheit S1 mit S2 oder mit S3 identisch sei, zu klären.

Ist vielleicht nicht das Prädikat „\_ ist dasselbe wie \_“, sondern nur das Prädikat „\_ ist dasselbe Schiff wie \_“ — genauer gesagt „Schiff x & Schiff y & x=y“ — vage? In letzterem Falle, könnte man sagen, die Vagheit des Prädikates „\_ ist dasselbe Schiff wie \_“ rühre nur von der Vagheit des Prädikates „\_ ist ein Schiff“ her, während das Prädikat „\_ ist dasselbe wie \_“ nicht vage sei. Ich möchte behaupten, daß nicht nur das Prädikat „\_ ist dasselbe Schiff wie \_“, sondern auch das Prädikat „\_ ist dasselbe wie \_“ vage ist. Angenommen, Ludwig schreibt in seinem Testament „Das Ding am Kai Fünf soll nach meinem Tod dem Max gehören“. Am Kai Fünf liegt ein Schiff, und es ist klar, daß Ludwig diesen alten Kasten meint — ob man ihn nun für als ein Schiff oder als ein Konglomerat aus Holzplanken ansieht —, denn es gibt in der Nähe des Kai Fünf weit und breit keinen anderen Gegenstand, der als Erbstück von Ludwig für Max in Frage käme. Wenn nun dieses Erbstück nach Ludwigs Tod vor der Testamentsvollstreckung runderneuert wird, entsteht dasselbe Problem wie beim Schiff des Theseus, und das liegt nicht daran, daß das Prädikat „\_ ist ein Schiff“ vage ist. Es ist das Prädikat „\_ ist dasselbe wie \_“, das vage ist. Manchmal ist es unbestimmt, ob ein bestimmter Gegenstand zu t2 derselbe ist wie ein bestimmter Gegenstand zu t1.

In welchen Fälle steht — anders als im Falle des Schiffes des Theseus — eindeutig fest, ob ein bestimmter Gegenstand zu t2 noch derselbe ist wie ein bestimmter Gegenstand zu t1? Welches sind die unproblematischen Anwendungsfälle des Prädikates „\_ ist dasselbe wie \_“? Für welche Fälle haben wir uns das Prädikat „\_ ist dasselbe wie \_“ gebildet? Angenommen, ich saß gestern zur Mittagszeit am Hafen zu Piräus und beobachtete die Schiffe und das Treiben im Hafen. Bald muß ich wieder fort vom Hafen, um anderen Geschäften nachzugehen. Heute mittag komme ich wieder zum Hafen, und mein Blick fällt auf ein Schiff, von dem mir scheint, ich habe es gestern schon gesehen. Es sieht so aus, wie jenes Schiff gestern, und es liegt an derselben Stelle, wie jenes Schiff gestern. Doch es gibt viele Schiffe, die so ähnlich aussehen, und ich kann nicht ausschließen, daß das Schiff von gestern am Abend wieder ausgelaufen ist und daß das nun vor mir liegende Schiff ein anderes, neu angekommenes Schiff ist. Daher

stelle ich die Frage „Ist dieses Schiff hier dasselbe, wie jenes Schiff gestern?“ Diese Frage ist entweder mit Ja oder mit Nein zu beantworten. Ein allwissendes Wesen oder ein aufmerksamer Hafenarbeiter weiß die wahre Antwort auf meine Frage. In solchen Fällen trifft das Prädikat „\_ ist dasselbe wie \_“ eindeutig entweder zu oder nicht, für solche Fälle haben wir uns das Prädikat „\_ ist dasselbe wie \_“ gebildet.

Zur Verdeutlichung meiner Position zum Problem des Theseusschiffes und meiner Behauptung, daß Identität vage sei, sei im folgenden auf die meiner Auffassung widersprechenden Auffassungen von Jonathan Lowe und Peter van Inwagen hingewiesen:

Jonathan Lowe (1995)

Jonathan Lowe trifft eine Unterscheidung zwischen „Entitäten“ und „Gegenständen“, wobei er den Begriff einer Entität weiter als den eines Gegenstandes faßt, so daß jeder Gegenstand eine Entität ist, aber nicht jede Entität ein Gegenstand ist. „There can be *entities* that are not objects.“ Er meint, etwas sei nur dann ein Gegenstand, wenn es eindeutige, nicht-willkürliche Identitätsbedingungen habe:

The answer [...] [to the question ‚What is an object‘?] is simply that to be an *object* is to be an entity possessing *determinate identity conditions* [...]. If *x* and *y* are objects, there must be a „fact of the matter“ as to whether or not *x* is identical with *y*. That is to say, the identity statement ‚ $x=y$ ‘ must be of determinate truth value. (Lowe 1995b, 511; vgl. 1994, 533u)

Von dem Schiff des Theseus habe ich behauptet, daß es ein Gegenstand sei, der keine eindeutigen Identitätsbedingungen hat. Nach Lowes Definition eines Gegenstandes wären demnach Schiffe keine „Gegenstände“. Lowe kann entweder den Standpunkt einnehmen, daß Schiffe keine eindeutigen Identitätsbedingungen haben und darum keine Gegenstände sind, oder er kann den Standpunkt einnehmen, daß Schiffe Gegenstände sind und daß sie eindeutige Identitätsbedingungen haben. Wenn er annimmt, daß Schiffe Gegenstände sind, so muß er annehmen, es sei eindeutig entweder wahr oder falsch, daß das Schiff S1 mit dem Schiff S2 identisch ist.

Lowe meint, Identitätsbedingungen seien etwas zu Entdeckendes. Er vertritt eine Substanzontologie, der gemäß ein individueller Gegenstand ein Exemplar eines Substanzuniversale („substantial kind“) ist und Eigenschaftsuniversalien („characterising universals“) instantiiert. Was die Identitätsbedingungen eines Gegenstandes sind, hänge davon ab, welche Identitätsbedingungen für

Gegenstände der betreffenden Art gelten, und welche gelten, hängt demnach nicht von unseren Festlegungen und unseren Begriffsbildungen ab, sondern von den betreffenden Universalien. „[I]dentity criteria are precisely *metaphysical* principles, telling us [...] what identity consists in for objects of given kinds.“ (1995, 511)

Ich habe dafür argumentiert, daß es solche objektiven Identitätsbedingungen z.B. für Schiffe nicht gibt. Wenn wir in einer Sprechergemeinschaft für manche Fälle, z.B. für das Theseusschiff, keine Identitätsbedingungen festgelegt haben, dann gibt es in diesen Fällen auch kein „matter of the fact as to whether or not  $x$  is identical with  $y$ “. Das legt mir jedoch nicht die Annahme nahe, Schiffe seien keine richtigen Gegenstände.

Peter van Inwagen (1990)

Ich habe oben das Problem des Schiffes des Theseus mit der Annahme gelöst, daß Identität vage ist, d.h. daß es unbestimmt ist, ob das neue Schiff mit dem alten identisch ist oder nicht. Peter van Inwagen hat eine ganz andere Lösung: er behauptet schlicht, es gebe keine Schiffe. „*There are no ships, and hence there are no puzzles about the identities of ships.*“ (van Inwagen 1990, 128)

Hier sei nur kurz erwähnt, wie van Inwagen in seinem Buch *Material Beings* (1990) zu der Auffassung gelangt, es gebe keine Gegenstände wie Schiffe, Tische und Steine. Van Inwagens Ausgangsfrage ist: *Wann ist es wahr, daß Dinge Dinge konstituieren, deren Teile sie sind?* Unter welchen Umständen bilden mehrere Dinge zusammen ein neues Ding?

When is it true that  $\exists y$  the  $x$ s compose  $y$ ? (1990, 30)

Er erwägt und verwirft z.B. die Auffassung, daß Dinge  $x$ ; ein Ding  $y$  konstituieren, wenn sie einander berühren, oder die Auffassung, daß Dinge  $x$ ; ein Ding  $y$  konstituieren, wenn sie (mechanisch) fest verbunden sind. Schließlich kommt van Inwagen zu dem ungewöhnlichen Ergebnis, daß Dinge  $x$ ; nur dann ein Ding  $y$  konstituieren, wenn sie zusammen ein *Leben* bilden, d.h. wenn sie Teile eines Organismus sind:

$\exists y$  the  $x$ s compose  $y$  if and only if the activity of the  $x$ s constitutes a life (or there is only one of the  $x$ s). (1990, 82)

So kommt van Inwagen dazu anzunehmen, es gebe nur Dinge, die keine Teile haben, also mereologische Atome — gemäß der heutigen Physik sind das wohl Quarks, Leptonen und Bosonen —, und Organismen. „Every physical thing is either a living organism or a simple.“ (1990, 98) Fragen nach Identität sind nur

in Bezug auf Dinge zu stellen, die es gibt, und da van Inwagen annimmt, es gebe keine Schiffe — sondern nur schiffartig angeordnete mereologische Atome —, verschwindet für ihn das Problem des Schiffes des Theseus.

Ich meine gegen van Inwagen, daß es sehr wohl Schiffe gibt, und zwar nicht nur in einem laxen Sinne von „es gibt“, sondern auch im strengen und philosophischen Sinne. Van Inwagen meint, unsere Rede im Alltag klinge zwar so, als ob wir behaupteten, daß es Schiffe gebe, etwa wenn wir sagen „Auf der Elbe fahren viele Schiffe“, doch damit behaupteten wir ebensowenig im strengen Sinne, daß es Schiffe gebe, wie wir mit der alltäglichen Aussage „Es wurde kühler im Garten, nachdem die Sonne hinter die Berge gezogen war“ contra Kopernikus behaupten, die Sonne bewege sich. (1990, 1f) Wenn es tatsächlich Schiffe und Tische geben sollte, müßten sie eine besondere innere Einheit aufweisen, durch die sie sich von bloßen Ansammlungen von Atomen unterscheiden:

If there were tables, they would be composite material objects, and every composite material object is real, a true object, actually a *thing*, a substance, a unified whole, and something more than a collection of particles. But there are no tables. (1990, 100)

Ich meine, der Sinn von „es gibt“ ist wie folgt zu explizieren: Eine Aussage „es gibt a“ („a existiert“), wobei „a“ den Begriff [a] ausdrückt, ist wahr genau dann, wenn es eine Sache gibt, die unter den Begriff [a] fällt. Wenn wir uns z.B. fragen, ob es Gott gibt, so fragen wir uns damit, ob es tatsächlich etwas gibt, was so ist, wie man es traditioneller Weise unter „Gott“ versteht. Wenn wir behaupten „Es gibt Gott“, so behaupten wir damit, daß es nicht nur den Begriff Gottes, die Vorstellung von Gott, gibt, sondern daß es tatsächlich einen Gegenstand gibt, der unter den Begriff Gottes fällt, einen Gegenstand, der der Vorstellung von Gott im wesentlichen entspricht. Van Inwagen scheint zu meinen, daß wir mit der Frage „Gibt es Schiffe?“ danach fragen, *ob die in einem Schiff befindlichen Atome einen Gegenstand konstituieren*. Ich meine dagegen: Wenn wir — sei es im Alltag oder in der Philosophie — fragen „Gibt es Schiffe?“, so fragen wir damit, ob es etwas gibt, was unter unseren Begriff eines Schiffes fällt, d.h. ob es etwas gibt, was im wesentlichen so ist, wie wir uns Schiffe vorstellen. *Ob dieses Etwas nun eine natürliche Einheit aufweist, ob die Teile dieses Etwas in besonderer Weise verbunden sind oder ob es eindeutige Identitätsbedingungen an sich hat, ist für die Frage nach der Existenz dieses Etwas gar nicht von Bedeutung*. Da es offensichtlich wahr ist, daß es etwas gibt, was so ist, wie wir uns Schiffe vorstellen, meine ich gegen van Inwagen, daß es Schiffe gibt. Die Lösung des

Problemes des Schiffes des Theseus besteht nicht darin, daß es keine Schiffe gibt, sondern darin, daß Identität vage ist.

### Identität von Elementarteilchen

Ist auch die Identität von Elementarteilchen vage? Hier sei noch einmal das schon angeführte Beispiel der Bosonen herangezogen:

Nehmen wir an, zur Zeit  $t_1$  befinden sich in einer Kammer, die durch eine Trennwand in zwei Kammern K1 und K2 eingeteilt werden kann, zwei Bosonen — das sind *wechselwirkungsfreie* Teilchen mit ganzzahligem Spin —  $b_1$  und  $b_2$ .<sup>162</sup> Die Trennwand ist eingesetzt,  $b_1$  ist in K1,  $b_2$  ist in K2. Nun wird die Trennwand entfernt und nach einer gewissen Zeit zu  $t_2$  wieder eingesetzt. Die Quantentheorie sagt uns, daß wir nicht beobachten können, wie sich die Bosonen zwischen  $t_1$  und  $t_2$  bewegen und ob sie sich überhaupt auf Bahnen bewegen.<sup>163</sup> Wir erwarten, daß es *vier* gleichwahrscheinliche Möglichkeiten der Verteilung der Bosonen in den beiden Kammern zu  $t_2$  gibt: (1)  $b_1$  und  $b_2$  in K1, (2)  $b_1$  und  $b_2$  in K2, (3)  $b_1$  in K1 und  $b_2$  in K2, (4)  $b_1$  in K2 und  $b_2$  in K1. Demnach erwarten wir auch, daß, wenn das Experiment oft durchgeführt wird, sagen wir  $N$  mal, jeder Fall  $N/4$  mal auftritt. Die Wahrscheinlichkeit sollte für jeden einzelnen Fall  $1/4$  betragen. Tatsächlich wird aber eine Drittelverteilung ( $N/3$ ) beobachtet (Bose-Einstein-Statistik wechselwirkungsfreier Teilchen), d.h. *tatsächlich ist die Wahrscheinlichkeit für jeden Fall  $1/3$* . (Ich muß mich hier freilich auf das verlassen, was Physiker mir sagen.) Die Quantentheorie sagt uns, daß es nur *drei* Möglichkeiten der Verteilung der Bosonen gibt, denn die Möglichkeiten (3) und (4) sind nicht verschieden. Es gibt die drei Möglichkeiten: (I) zwei Bosonen sind in K1, (II) zwei Bosonen sind in K2, (III) ein Boson ist in K1 und ein Boson ist in K2. Daraus, daß in der Tat die Fälle (I), (II) und (III) je  $N/3$  mal vorkommen, daß also die Wahrscheinlichkeit für (I), (II) und (III) jeweils  $1/3$  beträgt, folgt — bei Annahme der Gleichwahrscheinlichkeit —, daß wir nicht nur nicht imstande sind, (3) und (4) zu unterscheiden, sondern daß (3) und (4) tatsächlich nicht verschieden sind. (vgl. S. 164)

Dem Beispiel zufolge ist es im Fall, daß zu  $t_2$  in beiden Kammern je ein Boson ist, weder eindeutig wahr noch eindeutig falsch, daß das Boson zu  $t_2$  in Kammer K1 dasselbe ist wie das Boson zu  $t_1$  in Kammer K1. Demnach ist die Identität von Bosonen vage.

<sup>162</sup> Vgl. die philosophische Erörterung dieses Falles in Swinburne 1995, 130. Vgl. auch Simons 1998, 247f. Paul Dirac stellt die Sachlage mit einem Beispiel mit zwei Teilchen, die sich — nicht in zwei Kammern, sondern — in zwei voneinander unabhängigen *Zuständen* befinden, dar. Siehe Dirac 1930, *The Principles of Quantum Mechanics*, S. 210f.

<sup>163</sup> Vgl. French, S. & Redhead, M., 1988, „Quantum Physics and the Identity of Indiscernibles“, *British Journal for the Philosophy of Science* 39 (S. 233–24), S. 244.

Oben habe ich die Vagheit der Identität von Bosonen als Argument gegen die Substanzontologie und damit gegen den Essentialismus angeführt, denn wenn Bosonen ein Wesen hätten (d.h. wenn sie notwendige Eigenschaften hätten), wären ihre Identität nicht vage. Jonathan Lowe erkennt übrigens an, daß Elementarteilchen keine eindeutigen Identitätsbedingungen haben, und verwirft — seinen Anforderungen an Substanzen entsprechend —, daß sie Substanzen bzw. Gegenstände in seinem Sinne (s.o.) sind:

As an illustration of how the metaphysical answer [i.e.: to be an object is to be an entity possessing *determinate identity conditions*] may be applied, one reason why I am inclined to doubt whether so-called subatomic „particles“ are properly to be thought of as objects is that it seems that in their case identity statements concerning them can genuinely be indeterminate. (Lowe 1995b, 512)

Hingegen ergibt sich aus unserer Feldontologie genau das, wie ich meine, willkommene Ergebnis, daß die diachrone Identität von Elementarteilchen vage ist. Gemäß der Feldontologie ist ein Elementarteilchen eine Stelle, an der eines oder mehrere Felder eine stark erhöhte Feldstärke aufweisen; ein Elementarteilchen ist nichts als eine Feldstörung. Unbestimmtheit bezüglich der Frage, ob ein bestimmtes Elementarteilchen zu  $t_2$  mit einem bestimmten Elementarteilche zu  $t_1$  identisch ist, ergibt sich mindestens dann, wenn die beiden Teilchen zwischen  $t_1$  und  $t_2$  zu *einer Zeit dieselbe Raumposition einnehmen*. Zwei Bosonen z.B. können angeblich zur selben Zeit dieselbe Raumposition einnehmen.<sup>164</sup> Unsere Feldontologie erlaubt das; ihr gemäß ist es möglich, daß zwei Gegenstände dieselbe Position einnehmen, allerdings nicht in dem Sinne, daß an dieser Position dann mehr Felder vorhanden wären als vorhanden wären, wenn sich nur einer der beiden Gegenstände dort befände, sondern nur in dem Sinne, daß sich die Feldstärken in irgendeinem — von der Physik zu klärenden — Sinne überlagern. Wenn in unserem Beispiel mit den Bosonen in der Kammer die beiden Bosonen zwischen  $t_1$  und  $t_2$  zu einer Zeit dieselbe Position einnehmen, so ist es weder wahr noch falsch, daß das Bosen zu  $t_2$  in  $K_1$  mit dem Bosen zu  $t_1$  in  $K_1$  identisch ist.

Ich halte fest: Unsere Feldontologie erlaubt, daß diachrone Identität vage ist, d.h. sie erlaubt, daß es Fälle gibt, in denen es unbestimmt ist, ob ein bestimmter Gegenstand zur Zeit  $t_2$  derselbe ist, wie ein bestimmter Gegenstand zur Zeit  $t_1$ . Gemeint ist nicht, daß dies „unbestimmt“ ist, weil die Mittel zur Erkenntnis fehlen, sondern gemeint ist „unbestimmt“ in dem Sinne, daß es keine Tatsache,

---

<sup>164</sup> Vgl. hierzu auch Simons 1994, 571.

daß dieser Gegenstand mit jenem identisch ist, und auch keine entgegengesetzte Tatsache gibt. Unbestimmtheit der diachronen Identität kommt sowohl bei Elementarteilchen wie Bosonen als auch bei zusammengesetzten Gegenständen wie Schiffen vor. Unsere Feldontologie erlaubt Unbestimmtheit der diachronen Identität dadurch, daß sie nicht annimmt, daß materielle Gegenstände ein Wesen hätten.<sup>165</sup>

Schließlich ist zu sagen, was ich nicht gesagt habe: Ich habe gesagt, daß bei Gegenständen wie Steinen, Bananen, Häusern und Bosonen Unbestimmtheit der diachronen Identität vorkommen kann, aber ich habe nicht über die diachrone Identität von *Personen* gesagt. Aus dem, was ich gesagt habe, läßt sich *nicht* ableiten, daß Anfang und Ende des Lebens eines Menschen vage seien, und auch nicht, daß es Unbestimmtheit der Identität einer Person durch die Zeit geben könnte. Man stelle sich z.B. vor, mein Gehirn würde in einer Operation aus meinem Schädel entfernt und je zur Hälfte in zwei andere Schädel versetzt.<sup>166</sup> Die eine Hemisphäre meines Gehirnes würde also in einen Körper a, die andere in einen Körper b eingepflanzt. Angenommen, es gelänge, die Gehirnhälften in a und b jeweils so zu vervollständigen, daß sie funktionsfähig sind, etwa durch Ergänzung durch Teile von weiteren Gehirnen, und angenommen, a und b gingen lebend aus der Operation hervor. Anscheinend gibt es nun genau drei Möglichkeiten: 1. Daß ich mit a identisch bin, 2. daß ich mit b identisch bin, 3. daß ich weder mit a noch mit b identisch bin. Bei den Schiffen S1 und S2 können wir getrost sagen, daß, wer weiß, wo alle Planken verblieben sind, alles weiß, was da zu wissen ist, und daß es also unbestimmt ist, ob S1 mit S2 identisch ist oder nicht. Aber es ist es schwer vorstellbar, daß es unbestimmt ist, ob ich mit a identisch bin oder nicht.

---

<sup>165</sup> Zur Unbestimmtheit von Identität vgl. Parsons, T., & Woodruff, P., 1995, „Worldly Indeterminacy of Identity“, *Aristotelian Society Proceedings*, 171-191. Parsons und Woodruff verteidigen die Auffassung, daß Unbestimmtheit von Identität — die ihren Grund nicht in Unbestimmtheit in Sprache hat, sondern echte Unbestimmtheit von Identität in der Welt ist — kohärent ist.

<sup>166</sup> Vgl. Swinburne, Richard G., 1986, *The Evolution of the Soul*, Oxford UP, S. 148.



## SCHLUSS

Ist die Feldontologie wahr? — Ich habe in dieser Arbeit verschiedene Theorien der Dinge und der Eigenschaften vorgestellt und schließlich die Feldontologie vorgestellt und verteidigt. Meine Verteidigung der Feldontologie habe ich durch verschiedene Argumente gegen andere Ontologien vorbereitet. Insbesondere habe ich auf Schwierigkeiten hingewiesen, denen der Universalienrealismus sowohl in der Armstrongschen Fassung, in der Raum-Zeit-Positionen als Substrate fungieren, als auch in der Ingardenschen Fassung, in der Substanzen als Substrate fungieren, ausgesetzt ist. Meine Argumente waren teils apriorische und teils aposteriorische Argumente. Ich habe auf Schwierigkeiten für andere Ontologien hingewiesen und dann zu zeigen versucht, daß die Feldontologie diesen Problemen nicht ausgesetzt ist oder zumindest aussichtsreiche Lösungsansätze bietet. Schließlich habe ich besondere Stärken der Feldontologie hervorgehoben; ich halte es beispielsweise für eine besondere Stärke der Feldontologie, daß sie dem Phänomen der Vollständigkeit von Gegenständen und der Einheitlichkeit des Kosmos Rechnung trägt.

Von keiner der vorgestellten Ontologien — weder von Armstrongs Immanentem Realismus, bei dem Universalien immanent sind und bei dem Raum-Zeit-Positionen als Substrate fungieren, noch von Ingardens Substanzontologie, bei der konstitutive Naturen Eigenschaften tragen und bei der konstitutive Naturen sowie Eigenschaften Exemplare von transzendenten Universalien sind, noch bei der nominalistischen Momentenbündeltheorie, bei der sich ähnelnde einzelne Momente in Größe unserer Alltagsgegenstände die grundlegenden Entitäten sind — habe ich behauptet, sie sei widersprüchlich und a priori von der Hand zu weisen. Dennoch habe ich dafür argumentiert, daß diese Ontologien falsch sind und daß die Feldontologie wahr ist. Welche Ontologie wahr ist, ist nicht rein a priori zu klären. Ich habe sowohl versucht, möglichst viele apriorische Argumente vorzubringen, als auch versucht, mir zugänglichen und bekannten aposteriorischen Daten gerecht zu werden. Eine weitergehende Klärung der Frage, welche Ontologie wahr ist, ist nur mit Hilfe der anderen Wissenschaften, insbesondere der Physik zu erreichen.

Der britische Physiker David Bohm (1917-1992) stellt es als ein Ergebnis der modernen Physik dar, daß die Welt nicht aus identisch in der Zeit verharrenden Partikeln besteht:

As it is well known the concept of a permanently existent particle is not consistent with this theory [of relativity]. But rather it is the point event in space-time that is the basic concept. In principle all structures have to be understood as forms in a generalised field which is a function of all the space-time points. In this sort of theory a particle has to be treated either as a singularity in the field, or as a stable pulse of finite extent. The field from each centre decreases with the distance, but it never goes to zero. Therefore ultimately the fields of all the particles will merge to form a single structure that is an unbroken whole. (Bohm & Hiley 1993, *The Undivided Universe*, 352)

Die Auffassung, daß die Welt eine Ansammlung getrennt voneinander existierender, in der Zeit verharrender Teilchen oder Dinge mit eindeutigen Identitätsbedingungen ist, scheint ihre besten Zeiten hinter sich zu haben. Es spricht vieles dafür, daß Felder in der Ontologie Zukunft haben.

## LITERATUR

Titel, auf die ich mich nur einmal beziehe und die für das Thema dieser Arbeit nicht besonders relevant sind, führe ich hier nicht auf. Die bibliographischen Angaben zu diesen Titeln finden sich in den betreffenden Fußnoten.

Abkürzungen:

AJP	<i>Australasian Journal of Philosophy</i>
JP	<i>The Journal of Philosophy</i>
PPR	<i>Philosophy and Phenomenological Research</i>
UP	University Press

- Armstrong, David M., 1978, *Universals and Scientific Realism*, 2 Bde.: I (1978a): *Nominalism and Realism*; II (1978b): *A Theory of Universals*, Cambridge UP.
- Armstrong, David M., 1983, *What Is a Law of Nature*, Cambridge UP.
- Armstrong, David M., 1988, „Are Quantities Relations?“, *Philosophical Studies* 54: 305-316.
- Armstrong, David M., 1989a, *Universals: An Opinionated Introduction*, Boulder: Westview.
- Armstrong, David M., 1989b, *A Combinatorial Theory of Possibility*, Cambridge UP.
- Armstrong, David M., 1992a, „Properties“, *Language, Truth and Ontology*, Hg. K. Mulligan, Dordrecht: Kluwer, 14-27.
- Armstrong, David M., 1992b, Review of Bigelow & Pargetter 1990, *AJP* 70: 225-227.
- Armstrong, David M., 1992c, Review of Fales 1990, *AJP* 70: 227-229.
- Armstrong, David M., 1997, *A world of states of affairs*, Cambridge UP.
- Bacon, John, 1995, *Universals and Property Instances: The Alphabet of Being*, Oxford: Blackwell.
- Bacon, John, u.a., Hg., 1993, *Ontology, Causality and Mind: Essays in honour of D.M. Armstrong*, Cambridge UP.
- Bergmann, Gustav, 1979, „Sketch of an Ontological Inventory“, *Journal of the British Society for Phenomenology* 10: 3-8; Wiederabdruck in: *Metaphysica* 0 (1999): 7-18.
- Bigelow, John, & Pargetter, Robert, 1990, *Science and Necessity*, Cambridge UP.
- Black, Max, 1952, „The Identity of Indiscernibles“, *Mind* 61: 153-164.
- Bohm, David, & Hiley, Basil J., 1993, *The Undivided Universe: an ontological interpretation of quantum theory*, Routledge.
- Brandl, J.L., & A. Hieke & P.M. Simons, Hg., 1995, *Metaphysik: neue Zugänge zu alten Fragen*, Sankt Augustin: Academia.

- Campbell, Keith, 1990, *Abstract Particulars*, Oxford: Blackwell.
- Chisholm, Roderick M., 1994, „Ontologically Dependent Entities“, *PPR* 54: 499-507.
- Chisholm, Roderick M., 1996, *A Realistic Theory of Categories: An Essay on Ontology*, Cambridge UP.
- Cortes, A., 1976, „Leibniz’s Principle of the Identity of Indiscernibles: A False Principle“, *Philosophy of Science* 43: 491-505.
- Daly, Chris, 1994, „Tropes“, *Aristotelian Society Proceedings* 94: 253-261.
- Daly, Chris, 1996, „Defending Promiscuous Realism About Natural Kinds“, *Philosophical Quarterly* 46: 496-500.
- Denkel, Arda, 1996, *Object and Property*, Cambridge UP.
- Denkel, Arda, 1997, „On the Compresence of Tropes“, *PPR* 57: 599-606.
- Dirac, Paul, 1930, *The Principles of Quantum Mechanics*, 4. Aufl., Oxford: Clarendon Press, 1958.
- Elder, Crawford L., 1995, „A Different Kind of Natural Kind“, *AJP* 73: 516-531.
- Elder, Crawford L., 1996, „Realism and Determinable Properties“, *PPR* 56: 149-159.
- Elder, Crawford L., 1998, „Essential Properties and Coinciding Objects“, *PPR* 58: 317-331.
- Fales, Evan, 1990, *Causation and Universals*, London: Routledge.
- Forrest, Peter, 1986, „Ways Worlds Could Be“, *AJP* 64: 15-24.
- Forrest, Peter, 1988, *Quantum Metaphysics*, Oxford: Blackwell.
- French, S., & M. Redhead, 1988, „Quantum Physics and the Identity of Indiscernibles“, *British Journal for the Philosophy of Science* 39: 233-246.
- Haefliger, Gregor, 1994, *Über Existenz: Die Ontologie Roman Ingardens*, *Phänomenologica* 130, Dordrecht: Kluwer.
- Heller, Mark, 1990, *The ontology of physical Objects: Four-dimensional hunks of matter*, Cambridge UP, 1990.
- Hering, Jan, 1921, „Bemerkungen über das Wesen, die Wesenheit und die Idee“, *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung* 4: 495-541.
- Hirsch, Eli, 1993, *Dividing Reality*, Oxford UP.
- HMO: *Handbook of Metaphysics and Ontology*, Hg. H. Burkhardt & B. Smith, 2 Bde., München: Philosophia, 1991.
- Hoffman, Joshua, & Rosenkrantz, Gary S., 1994, *Substance among other categories*, Cambridge UP.
- Husserl, Edmund, 1901, *Logische Untersuchungen* [= LU], 6. Aufl. Nachdr. d. 2. Aufl. von 1913, (Bde.: I; II/1; II/2), Tübingen: Niemeyer, 1980.
- Husserl, Edmund, 1913, *Ideen zu einer reinen Phänomenologie*, Hamburg: Meiner, 1992. [Originalpaginierung]
- Husserl, Edmund, 1968, Briefe an Roman Ingarden, Hg. R. Ingarden, Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Ingarden, Roman, 1918, Brief an Edmund Husserl, in: *Analecta Husserliana* 2, Hg. A. Tymieniecka, Dordrecht: Reidel, 1972.
- Ingarden, Roman, 1925, „Essentiale Fragen“, *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung* 7: 125-304.
- Ingarden, Roman, 1931, *Das literarische Kunstwerk*, 3. Aufl., Tübingen: Niemeyer, 1965.

- Ingarden, Roman, 1963, *On the Motives which led Husserl to Transcendental Idealism*, Übs. A. Hannibalsson, Den Haag: Martinus Nijhoff, 1975.
- Ingarden, Roman, 1964, *Der Streit um die Existenz der Welt I: Existentialontologie*, Tübingen: Niemeyer. (Polnische Erstausgabe 1947 *Spór o istnienie świata*)
- Ingarden, Roman, 1965a, *Der Streit um die Existenz der Welt II/1: Formalontologie: Form und Wesen*, Tübingen: Niemeyer.
- Ingarden, Roman, 1965b, *Der Streit um die Existenz der Welt II/2: Formalontologie: Welt und Bewußtsein*, Tübingen: Niemeyer.
- Ingarden, Roman, 1974, *Der Streit um die Existenz der Welt III: Über die kausale Struktur der Welt*, Tübingen: Niemeyer.
- Ingarden, Roman, 1970, *Über die Verantwortung*, Stuttgart: Reclam (8363/64).
- Ingarden, Roman, 1986, *The Work of Music and the Problem of its Identity*, Hg. J. G. Harrel, Übs. A. Czerniawski, Berkley und Los Angeles: University of California Press.
- Johansson, Ingvar, 1989, *Ontological Investigations: An Inquiry into the Categories of Nature and Man*, London: Routledge.
- Kripke, Saul A, 1972, „Naming and necessity“; dtsh.: *Name und Notwendigkeit*, Übs. U. Wolf, Frankfurt/M: Suhrkamp, 1981.
- Küng, Guido, 1975, „Zum Lebenswerk von Roman Ingarden“, *Die Münchener Phänomenologie*, Hg. H. Kuhn & E. Avé-Lallemant & R. Gladiator, *Phaenomenologica* 65, Den Haag: Martinus Nijhoff, 159-173.
- Künne, Wolfgang, 1983, *Abstrakte Gegenstände: Semantik und Ontologie*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Künne, Wolfgang, 1984, „Peter F. Strawson: Deskriptive Metaphysik“, *Grundprobleme der großen Philosophen: Philosophie der Gegenwart III*, Hg. J. Speck, 2. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- LaBossiere, Michael C., 1994, „Substances and Substrata“, *AJP* 72: 360-370.
- Lewis, David, 1986, „Against Structural Universals“, *AJP* 64: 25-46.
- Lewis, David, 1993, „Many, but Almost One“, in Bacon (Hg.) 1993, 23-42.
- Loux, Michael J., 1974, „Kinds and the Dilemma of Individuation“, *Review of Metaphysics* 27: 773-784.
- Loux, Michael J., 1976, „The Concept of a Kind“, *Philosophical Studies* 29: 53-61.
- Loux, Michael J., 1998, *Metaphysics: A contemporary introduction*, London & New York: Routledge.
- Lowe, E. Jonathan, 1989, *Kinds of Being: A Study of Individuation, Identity and the Logic of Sortal Terms*, Oxford: Blackwell.
- Lowe, E. Jonathan, 1991a, Review of Campbell 1990, *PPR* 51: 104-106.
- Lowe, E. Jonathan, 1994a, „Primitive Substances“, *PPR* 54: 531-552.
- Lowe, E. Jonathan, 1994b, „Ontological Dependency“, *Philosophical Papers* 23: 31-48.
- Lowe, E. Jonathan, 1995a, „Die Metaphysik und ihre Möglichkeit“, in Brandl (Hg.) 1995, 11-32.
- Lowe, E. Jonathan, 1995b, „The Metaphysics of Abstract Objects“, *JP* 92: 509-524.
- Martin, C.B., 1980, „Substance Substantiated“, *AJP* 58: 3-10.
- Meixner, Uwe, 1994, „Von der Wissenschaft der Ontologie“, *Logos* 1: 375-399.
- Meixner, Uwe, 1995, „Die Vielfalt der Existenzbegriffe und der Genuine Possibilismus“, in Brandl (Hg.) 1995, 213-221.

- Meixner, Uwe, 1997, *Ereignis und Substanz: Die Metaphysik von Realität und Realisation*, Paderborn u.a.: Schöningh.
- Mellor, D.H., 1991, *Matters of Metaphysics*, Cambridge UP.
- Mellor, D.H., & A. Oliver, Hg., 1997, *Properties*, Oxford Readings in Philosophy, Oxford UP.
- Mertz, D.W., 1996, *Moderate Realism and Its Logic*, Yale UP.
- Mulligan, K., & P. Simons & B. Smith, 1987, „Wahrmacher“, *Der Wahrheitsbegriff*, Hg. L.B. Puntel, Darmstadt: Wiss. Buchges., 210-255.
- Mulligan, Kevin, Hg., 1992, *Language, Truth and Ontology*, Dordrecht: Kluwer.
- Newman, Andrew, 1992, *The Physical Basis of Predication*, Cambridge UP.
- Oliver, Alex, 1996, „The Metaphysics of Properties“, *Mind* 105: 1-80.
- Putnam, Hilary, 1970, „Is Semantics Possible?“, in Putnam 1975, 139-152.
- Reinach, Adolf, *Sämtliche Werke*, Hg. K. Schuhmann & B. Smith, 2 Bde., München: Philosophia, 1989.
- Runggaldier, Edmund & Christian Kanzian, 1998, *Grundprobleme der analytischen Ontologie*, Paderborn: Schöningh (UTB).
- Russell, Bertrand, 1912, *The Problems of Philosophy*, London: Oxford UP; dt.: *Probleme der Philosophie*, Übs. E. Buser, Frankfurt: Suhrkamp.
- Schurz, Gerhard, 1995, „Ein quantenmechanisches Argument für die Existenz konkreter Universalien“, in Brandl (Hg.) 1995, 97-120.
- Seifert, Josef, 1996, *Sein und Wesen*, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter.
- Simons, Peter M., 1987, *Parts: A Study in Ontology*, Oxford: Clarendon.
- Simons, Peter M., 1994, „Particulars in Particular Clothing: Three Trope Theories of Substance“, *PPR* 54: 553-575.
- Simons, Peter M., 1998, „Farewell to Substance: A Differentiated Leave-Taking“, *Ratio* 11: 235-252.
- Smith, Barry, 1978, „An Essay in Formal Ontology“, *Grazer Philosophische Studien* 6: 39-62.
- Smith, Barry, 1992, „Characteristica Universalis“, in: Mulligan (Hg.) 1992, 48-77.
- Smith, Barry, 1997, „On Substances, Accidents and Universals: In Defence of a Constituent Ontology“, *Philosophical Papers* 26: 105-127.
- Smith, Barry, Hg., 1982, *Parts and Moments: Studies in Logic and Formal Ontology*, München: Philosophia.
- Stout, G.F., 1921, *The Nature of Universals and Propositions*, British Academy Lecture, Oxford UP; Wiederabdruck in: Stout, G.F., *Studies in Philosophy and Psychology*, Macmillan, 1930.
- Strawson, Peter F., 1959, *Individuals: An Essay in Descriptive Metaphysics*; dt.: *Einzelding und logisches Subjekt*, Übs. F.Scholz, Stuttgart: Reclam, 1972. [Seitenangaben beziehen sich auf die deutsche Ausgabe]
- Swinburne, Richard G., 1995, „Dasheit“, in Brandl (Hg.) 1995, 121-140.
- Taubes, Gary, 1995, „A Theory of Everything Takes Shape“, *Science* 269: 1513.
- Tegtmeier, Erwin, 1992, *Grundzüge einer kategorialen Ontologie: Dinge, Eigenschaften, Beziehungen, Sachverhalte*, München: Alber.
- Unger, Peter, 1979, „There Are No Ordinary Things“, *Synthese* 41: 117-154.
- van Inwagen, Peter, 1990, *Material Beings*, Ithaca: Cornell UP.
- Wachter, Daniel v., 1994, „Wo es Notwendigkeit nicht gibt“, *Kontroversen* 6: 3-28.

- Wachter, Daniel v., 1995, *Apodiktische Gewißheit als Paradigma in der Philosophie*, unveröffentlichte Diplomarbeit, Innsbruck.
- Wachter, Daniel v., 1996, „Weshalb analytische Urteile kontingent und a posteriori sind“, *Philosophie in Österreich 1996*, Hg. A. Schramm, Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 227-230.
- Wachter, Daniel v., 1999, „What has Necessity to do with Analyticity?“, *Metaphysics in the Post-Metaphysical Age*, Hg. U. Meixner & P. Simons, Wien: Verlag Hölder-Pichler-Tempsky, 326-330.
- Williams, Donald C., 1953, „On the Elements of Being“, *Review of Metaphysics* 7: 3-18 & 171-192. (Wiederabdruck auch in Mellor & Oliver (Hg.) 1997; sowie in: Williams, D.C., *Principles of Empirical Realism*, Springfield Illinois: Charles C Thomas, 1966.)
- Williams, Donald C., 1986, „Universals and Existents“, *AJP* 64: 1-14.
- Zimmerman, Dean W., 1996, „Could Extended Objects Be Made Out of Simple Parts? An Argument for ‚Atomless Gunk‘“, *PPR* 56: 1-29.
- Zimmerman, Dean W., 1997, „Distinct Indiscernibles and the Bundle Theory“, *Mind* 106: 305-309.



## REGISTER

**A**  
a priori 11, 243  
abstrakt 58, 77, 193  
abstrakt bei Williams und  
Campbell 220  
abstrakte Teile 76, 193  
Ähnlichkeit 21, 32, 40, 197  
Ähnlichkeit zwischen Eigen-  
schaften 42, 49, 198  
Ähnlichkeit zwischen Eigen-  
schaften durch Überlap-  
pfung 49  
allgemeine Entitäten 87, 104  
aposteriorischer Realismus 51  
Art-Momente 90

**B**  
bare Substrate 22, 56  
Bedeutungen 51  
Begriffsnominalismus 20  
Black, Max 151  
Bohm, David 244  
Bosonen 164, 239  
Britischer Empirismus 23  
Bündel 22, 23

**C**  
Campbell/i 208  
compresence 196  
Cook Wilson 25  
Cosmologia rationalis 9

**D**  
deskriptive Metaphysik 102  
determinables 47  
Dinge 10, 191  
dünne/dicke Individuen 23,  
55

**E**  
Eigenschaft im weiteren Sinn  
52  
Eigenschaften 10  
Eigenschaftseigenschaften  
200  
Elementarteilchen 208, 239  
Entia successiva 139  
Entitäten 11  
Erklärung 10  
Essentialismus 61, 160, 227  
Essentialistischer Realismus  
61, 147  
exemplifizieren 18, 148  
existenziale Abhängigkeit 68

**F**  
Familienähnlichkeit 54  
Felder 207  
Feldqualitäten 136  
Form 82, 209  
forma substantialis 87, 148  
formale Seinsunselbständig-  
keit 96  
Fundamentalkräfte 210  
fundierte individuelle Gegen-  
stände 141  
Fundierung 76

**G**  
Gegenstände 11, 67, 69  
Gegenständlichkeiten 11, 67  
generelle Eigenschaften 107  
generisch zusammengehörige  
singuläre Eigenschaften  
203  
generische Eigenschaften 30,  
47, 203, 217  
geschlossene Prädikate 53  
Gewißheit 11

Gott 74, 81

**H**  
Haecceitas 90  
homöomere Eigenschaften 57  
Husserl 71

**I**  
ideal 68, 87  
ideale Qualitäten 104, 113  
Ideen 104, 118  
Identität (diachrone) 121, 161,  
233  
Identitätsbedingungen 225,  
236  
immanente Universalien 44,  
148  
Immanenter Realismus 44, 56,  
106, 148  
Individuen 15  
instantiieren 18  
Instantiierungsregreß 50  
interne Relationen 32

**K**  
Kategorien 10  
Kemp Smith 25  
Klassen 20  
Klassenominalismus 20  
Koinzidenz 225  
kombinatorische Theorie der  
Möglichkeit 39  
konkrete Teile 193  
Konstante 107  
konstitutive Natur 87, 146  
konstitutive Natur als Subjekt  
89  
kontinuierliche Veränderung  
186  
Kräfte 210

*L*

Locke, J. 25  
Lowe 143, 236

*M*

materiale Seinsunselbständig-  
keit 96  
mereologische Atome 237  
mereologischer Essentialis-  
mus 139  
Metaphysica generalis 9  
Metaphysica specialis 9  
Metaphysik 9  
Möglichkeit 39, 114  
Momente 17, 40, 76, 193  
Momente bei Ingarden 69  
monadische Universalien 60

*N*

natürliche Arten 61  
natürliche Klassen 21  
Nominalismus 16  
Notwendigkeit 39, 105

*O*

offene Prädikate 53  
ontological free lunch 35  
Ontologie 9  
ontologische Analyse 10  
ontologisches Quadrat 149  
organische Ganze 136  
Organismen 191, 237

*P*

partielle Identität von Uni-  
versalien 49  
Partikel 208  
partikularisierende Universa-  
lien 57, 63  
Personen 191, 241  
Platonismus 44  
polyadische Universalien 60  
Prädikate 52, 101  
Prädikatennominalismus 19  
Price 25  
Prinzip der Ablehnung barer  
Substrate 56, 196

Prinzip der Identität von Un-  
unterscheidbaren 167  
Prinzip der Instantiierung 46,  
56, 107, 196  
Prinzip der Partikularisierung  
63  
Psychologia rationalis 9

*Q*

Quasi-Natur 92, 126  
Quinton 25

*R*

Raum 208, 209, 210, 223  
Raum-Zeit-Positionen 58, 63,  
167  
Realismus 16  
regionale Ontologie 191  
rein intentionale Gegenständ-  
lichkeiten 70  
Reinach, Adolf 121  
reine Prädikate 53  
Relationismus 168  
Russell 25

*S*

Sachverhalte 37, 55  
Schiff des Theseus 122, 161,  
233, 236, 237  
seinsabgeleitet 74  
seinsabhängig 79  
seinsautonom 69  
Seinsbegriffe 81  
seinsheteronom 69  
seinsunabhängig 79  
seinsunselbständig 77, 118,  
193, 220  
seinsursprünglich 74  
Semantik 51, 61  
Species infima 91, 111, 112,  
148, 156  
Sprache 102  
Stout, G.F. 25  
Stringtheorie 163  
strukturelle Eigenschaften 57,  
178  
Substanz 23, 89, 147, 155

Substanzuniversalien 60, 88,  
104, 117, 147  
Substrat 22, 58, 145  
supervenient 33, 35  
synthetische Notwendigkeit  
221

*T*

Theologia rationalis 9  
transzendente Universalien  
44, 104, 148  
tropes 17

*U*

universalia ante res/in rebus  
47  
Universalien 15  
unreine Prädikate 53  
ursprünglich individuelle Ge-  
genstände 142

*V*

van Inwagen 143, 237  
Variablen 108  
Veränderung 186, 215  
vollständige Gegenstände 98,  
118, 195, 220

*W*

Wesen 119, 227  
Wiener-Kuratowski-Klassen  
28  
Williams, Donald 17, 193  
Williams, Donald/i 224

*Z*

Zählen von Eigenschaften 225  
Zerstörung 86, 228